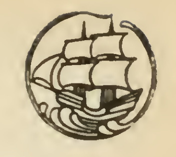












Totenreich

Roman

von

Henrik Pontoppidan

Erster Band

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Erstes Buch

Torben und Jytte

I

Es waren jetzt drei Jahre vergangen seit jenem Septembertage, an dem der junge Gutsbesitzer Torben Dihmer aus einem Badeort im Auslande zurückkehrte, so übel zugerichtet von einem Herzleiden, daß er nicht allein aus dem Wagen herauskommen konnte. Zwei Männer mußten ihn in die Schlafstube hinaufführen, und auf dem Wege dorthin verdrehte er die Augen derartig im Kopf, daß man dachte, er sei im selben Augenblick tot. Als er aber aus seiner Ohnmacht erwachte, sah er sich mit seinem guten Lächeln um und sagte:

„So bin ich denn also doch heimgekommen nach Favsingholm!"

Das alte, ostjütische Schloß lag hinter einer zugewachsenen Bucht des Fjords und spiegelte seine roten Mauern und sein turmloses Ziegeldach in einem Sumpf, den Überresten eines Burggrabens. Seit Torben Dihmers Vater verunglückte, war nur der Pachthof bewohnt gewesen. Der Sohn war damals ein zwölfjähriger mutterloser Knabe, und da er auch keine Geschwister hatte, war die Häuslichkeit aufgelöst worden. Er wurde nach Herlufsholm geschickt, um dort erzogen zu werden, und während dieser vielen Jahre hatten Wind und Feuchtigkeit die Herren auf dem Schloß gespielt, im Verein mit einer zahlreichen Dienerschaft von Ratten und Mäusen.

Torben Dihmer gehörte einer alten lebenskräftigen Gutsbesitzerfamilie an und war während des Heranwachsens selbst stark gewesen wie ein junger Stier. Sein Großvater väterlicherseits war der bekannte Kammerrat Klaus Dihmer, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der König der Kronjüten genannt wurde: ein Eichenklotz von vierzehn Liespfund. Er fuhr in einem gewöhnlichen steifen Bauernwagen nach Randers, doch mit einem Gespann von zwei prächtigen schwarzbraunen

Hengsten, den berühmten Oppenheimern, die sehr wohl ein Bronzedenkmal auf dem Marktplatz der Stadt verdient hätten. Durch sie ward in jenen Zeiten das entartete jütische Pferd vom Untergang errettet, und in einer sehr kargen Zeit wurde eine neue Goldader für die Gegend erschlossen.
Auch Torbens Vater, der Etatsrat, war einer der Bahnbrecher der jütischen Landwirtschaft gewesen. Aber trotzdem brach er selber kraß mit der Familientradition, legte ein staatswissenschaftliches Examen ab, das von sich reden machte, und reiste dann ins Ausland, um seine Studien fortzusetzen und die Welt kennen zu lernen – als das Unglück ihn wie ein vergifteter Pfeil aus dem Hinterhalt traf.
Er wollte Politiker sein – Staatsmann. In den politisch interessierten Studentenkreisen war er schon früh zu einem Führer der Zukunft erkoren. Wenn seine große braunblonde Gestalt mit dem sorgfältig gescheitelten Haar und dem langen Widdergesicht sich bei den Diskussionsversammlungen auf der Rednertribüne zeigte, ward es still im Saal, und zwar nicht allein auf Grund seines Gutsbesitzertitels. Er war ein überlegener Redner. Zwischen den vielen jugendlichen Brauseköpfen und den revolutionären Phantasten wirkte er durch seine fast phlegmatische Ruhe, fesselte durch seine unerschütterliche Sachlichkeit und einen gutmütigen Humor.
In Favsingholm hatte er sich während aller dieser Jahre nur ein paarmal der Jagd halber aufgehalten, in Gesellschaft einiger munteren jungen Freunde, die dort eine Woche wie ein Wirbelwind hausten. Jetzt saß er im dritten Jahre ohnmächtig in dem breiten Lehnstuhl seines Großvaters und fror an Händen und Füßen wie ein alter Mann und konnte doch nicht sterben.
Aber so schwach er auch war – die Unruhe des Lebens brannte ihm noch immer im Blut. Trotz seiner schweren Flußpferdbeine mußte er immer wieder vom Stuhl aufstehen und, auf einen Stock gestützt, ein wenig im Zimmer auf und nieder

spazieren, um zu versuchen, ob er nicht irgendwelche Besserung verspüre. Er war trotz Atemnot und Herzklopfen den ganzen Tag rastlos im Gange wie ein eingesperrtes Tier, das nach jahrelanger Wanderung hin und her, längs den Gitterstäben des Käfigs, die Hoffnung nicht aufgeben will, einen Weg in die Freiheit hinaus zu finden.

Unten im Dorfe, im Pfarrhause, wohnte ein Mann, Pastor Bestrup, den er aus der Kindheit her kannte. Sie hatten vor zwanzig Jahren eine kurze Zeit auf der Schulbank in Randers zusammengesessen und waren sich später in Kopenhagen als Studenten begegnet. Torben Dihmer schätzte ihn gerade nicht sehr. Der Mann hatte so viel an sich, was ihm zuwider war. Aber um zu hören, was die Kirche zurzeit über ein zukünftiges Leben zu wissen glaubte, hatte er einmal nach ihm geschickt, und die beiden Kindheitsfreunde hatten seither mehrere lange Unterredungen über religiöse Stoffe gehabt, ohne daß sich ihm jedoch eine erlösende Himmelsstiege über dem dunklen Erdloch offenbarte, das seine Gedanken Tag und Nacht umkreisten.

Bitter für ihn war es auch, daß diesseits des Grabes nichts weiter von ihm zurückbleiben würde als ein zweifelhaftes Andenken. Er war so sorglos in bezug auf seine Zukunft, so abergläubisch sicher seiner Bestimmung gewesen, und nun saß er hier und mußte mit zwei leeren Händen sterben. Es hatte in den Sternen geschrieben gestanden, in der Stunde, als seine Mutter ihn zur Welt brachte, daß sein Leben dahinfahren und ausgelöscht werden würde wie eine Welle, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Noch machte er täglich einen kleinen Spaziergang durch den Park in Begleitung seiner Pflegerin, der alten Schwester Barbara, auf deren Schulter er sich stützte, wenn sie die hohe Haupttreppe hinauf oder hinunter gingen. An sonnenwarmen Tagen konnte er sich sogar ganz bis an die Zaunpforte nach dem Felde hinauswagen, um die Rinder anzusehen, wenn sie nach Hause in den Stall getrieben wurden.

Die Arbeiter begrüßten ihn mit Furcht im Blick. Ihn selber quälte das Affenspiel entsetzlich, das die Krankheit mit seinem Äußern getrieben hatte, und da er die Verzerrung für noch ärger hielt, als sie in Wirklichkeit war, wurden die Türen von Favsingholm allen Fremden verschlossen gehalten. Er wollte niemanden sehen.

Der früher so umgängliche Mann hatte sich überhaupt sehr verändert. Er konnte die unvernünftigsten Einfalle haben. Bald verfiel er darauf, daß er nicht mehr essen wollte, bald daß er sich nicht waschen wollte. „Für die Kirchhofratten bin ich doch wohl schön genug," murmelte er. Haar und Bart ließ er wachsen, so daß es ihm vom Kopf abstand wie Dornenreiser und nun anfing, zu welken und auszufallen.

Auf gleiche Weise fand er eine traurige Befriedigung darin, alles im Hause und im Park verfallen zu lassen. „Mag es warten, bis ich weg bin," war seine sich immer wiederholende Antwort, sobald sein Verwalter eine notwendige Arbeit zur Instandhaltung des Besitzes vorschlug. „Es muß doch wohl einmal ein Ende mit mir haben."

II

Dann geschah es eines Tages im Herbst, daß unerwartet Besuch nach dem Schloß kam. Das Wetter war unruhig, und der Kranke hatte eine schlechte Nacht gehabt; noch um die Mittagszeit war er nicht aufgestanden.

Die alte Barbara stand im Wohnzimmer ihres Herrn und legte ein paar Stücke Torf auf das Feuer, als sie einen Wagen auf den Schloßhof rasseln hörte. Erschreckt lief sie ans Fenster. Eine niedergeschlagene Kalesche mit zwei Herren hielt unten vor der Treppe.

Den einen von ihnen kannte sie; es war der Doktor aus Randers. Wer aber war der bartlose Fremde, der daneben saß? Und was wollte dieser Mensch hier?

„Is Mikkelsen denn ganz rappelig geworden?!" rief sie laut

aus, als sie sah, daß beide Herren aus dem Wagen stiegen und die Treppe hinaufgingen.
Ganz erregt eilte sie auf die Diele und sagte hier dem Fremden gerade ins Gesicht, daß er nicht hineinkommen könne.
Der Doktor trat würdig dazwischen, aber die Alte stand wie eine Mauer.
„Ick häff min Instrukschon," sagte sie in ihrem Bauerndialekt. „Dat weten Se jo ok sülvst recht got, Mikkelsen."
„Hören Sie einmal, Schwester Barbara! Dieser Herr ist Professor der Medizin an der Kopenhagener Universität ... er ist also Arzt ... und außerdem ein Jugendfreund des Gutsbesitzers. Wollen Sie hineingehen und melden, daß Professor Hagen hier ist! Sie verstehen, daß dies ein Befehl ist."
Sein Ton machte Barbara stutzen. Ihre Augen sahen mißtrauisch bald den einen, bald den andern der beiden Männer an, die sie dann schweigend über den Gang in das Zimmer ihres Herrn führte, das außer der Eßstube und dem Schlafzimmer der einzige von den vielen Räumen des Hauses war, der sich in bewohnbarem Zustande befand.
„Zum Kuckuck auch, was für ein Gespenst hat sich denn mein lieber Freund hier angeschafft?" fragte der Professor, als sie gegangen war. „Soll dies eine Krankenpflegerin vorstellen?"
Doktor Mikkelsen zuckte die Achseln.
„Es ist eine ehemalige Wartefrau hier aus der Gemeinde. Ich habe mehrmals den Vorschlag gemacht, eine ordentliche, im Krankenhaus ausgebildete Pflegerin kommen zu lassen, aber er will niemanden anders um sich haben. Die alte, einfältige Person hat eine geradezu wunderliche Macht über sein krankes Gemüt erlangt. – Nun ja, aber dann will ich mich jetzt zurückziehen. Ich habe, wie gesagt, ein paar Patienten in der Nähe, und der Gutsbesitzer sieht mich nicht gern, wenn er nicht ausdrücklich nach mir geschickt hat."
Der Professor – ein kleiner blonder Mann mit einem rotwangigen Kindergesicht – drückte ihm die Hand.

„Ich werde es Ihnen sagen lassen, wenn ich die Gelegenheit zu einer Konferenz günstig finde. Vorläufig danke ich Ihnen für Ihre Begleitung."

Als er allein geblieben war, ließ er seinen Blick durch das große, dunkle Zimmer mit seiner rauchgeschwärzten Decke, der zerrissenen Tapete und den andern traurigen Zeugen von Verfall und Zerstörung schweifen. Und er schüttelte den Kopf. Nach den neuen Aufklärungen, die er unterwegs von Doktor Mikkelsen erhalten hatte, war es ihm vollständig klar, daß der Gemütszustand seines Freundes vorläufig eine größere Gefahr für ihn war als die eigentliche Krankheit, und er freute sich, daß er die Reise nicht einen einzigen Tag aufgeschoben hatte. Es war offenbar hohe Zeit, daß die Hilfe kam.

Barbara kehrte mit dem Bescheid von ihrem Herrn zurück, daß er im Begriff sei aufzustehen und in einem Augenblick dasein werde.

„Ich kann wohl zu ihm hineingehen?"

„Ne, ne, versöken Se dat um Gottes willen nich. He hätt sich all nog upregt."

Die Alte war so erschüttert, daß sie die Worte kaum herausbringen konnte. Schon allein eine fremde Stimme in dieser Stube zu hören, die dem Schweigen und dem Tode gewidmet gewesen war, erfüllte sie mit bösen Ahnungen.

Während er wartete, ging Professor Hagen auf Untersuchungsreisen in der Stube aus und fand zwischen den Büchern auf dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers einen alten Folianten in Schweinsledereinband. Es war eine deutsche Bearbeitung von einer Reihe von Werken des Altertums über die Heilkunde. „Was zum Kuckuck ist denn dies?" dachte er laut, als er zwischen den Blättern des Buches auf lose Papierstücke mit Aufzeichnungen von der Hand des Freundes stieß.

Er untersuchte nun auch die andern Bücher. Da war ein großes astronomisches Werk und eine Schrift über den Erdmagnetismus. Außerdem eine französische Übersetzung von

einer arabischen Gesundheitslehre aus dem Mittelalter, von einem Manne verfaßt, der sich „der Zauberkundige in Cordova" nannte. Auch diese war voll von Randbemerkungen.

Unwillkürlich wandte er sich an Barbara, die vor dem Ofen kauerte, als habe sie dort Zuflucht gesucht. Die Alte saß mit einem Flederwisch da und fachte das Feuer unter dem Torfe an.

Im selben Augenblick tat sich eine Tür langsam auf, und Torben Dihmer erschien in der Öffnung. Beschwerlich hob er den Fuß über die Schwelle, blieb dann stehen, gleichsam zögernd, indem er sich mit der einen Hand an dem Türrahmen festhielt.

So wohl vorbereitet der Professor auch war, stutzte er jetzt dennoch bei dem Anblick.

Wie der Freund dort in der Tür stand, fast unkenntlich, in einem verschossenen Schlafrock von braunem Tuch, fahl und gleichsam stockfleckig, die geschwollenen Augen fast geschlossen und den welken Bart in Strähnen, sah er aus wie eine Leiche, die aus ihrem Grabe auferstanden war.

Torben Dihmer las seine Gedanken, und als der Professor sich ihm näherte, streckte er abwehrend die Hand aus.

„Komm mir nicht zu nahe! . . . Ich stinke schon!"

„Ach was, Unsinn! Du siehst im Gegenteil brillant aus! Du hast dich, weiß Gott, tapfer gehalten!"

Er legte die Hände auf seine Schultern, und bei dieser vertraulichen Berührung wurde Torben von seiner Bewegung überwältigt. Er ermannte sich jedoch schnell, ließ den Türrahmen los und ging in das Zimmer.

Aber er war nicht weit gekommen, als die Kräfte ihn verließen. Er hatte sich geschämt, sich vor dem Freund wie ein alter Mann mit dem Stock blicken zu lassen, und begann nun zu schwanken. Der Professor mußte ihn unter den Arm fassen und ihn zu seinem Lehnstuhl am Tisch führen.

Im Laufe der folgenden Stunden saßen die beiden Jugendfreunde da und sprachen miteinander, während Barbara sich

häufig etwas im Zimmer zu schaffen machte und in steigender Unruhe ihren Herrn umkreiste, mit einem schwachen Jammern wie ein eifersüchtiger Hund.

Der kleine, elegant gekleidete Professor saß mit den Daumen in den Ärmellöchern da und trommelte mit den andern Fingern auf seine hohe Vogelbrust. Um den Freund zu zerstreuen, erzählte er bunt durcheinander von seinen eigenen Erlebnissen und überbrachte Grüße von gemeinsamen Freunden, während er im geheimen seine Beobachtungen anstellte. Als Torben Dihmer ihn argwöhnisch fragte, was ihn um diese Zeit des Jahres nach Jütland geführt habe, gab er eine Geschichte zum besten, er sei zu einem Patienten nach Aarhus gerufen.

„Du hättest übrigens auch auf die Briefe deiner Freunde antworten können, dann hättest du jetzt mehr von uns allen gewußt, als ich dir so in aller Eile erzählen kann. Weißt du wohl, daß es bald zwei Jahre her ist, seit ich meinerseits zuletzt von dir gehört habe?"

Torben nickte.

„Ja, aber das ist absolut höchst unerlaubt – wie unser alter Rektor sagte. Du hast mit andern Worten deine alten Freunde und Freundinnen vergessen."

„Das habe ich natürlich nicht getan. Aber was sollte ich schreiben? Ich erlebe ja nichts als krank zu sein, und das ist auf die Dauer nichts Interessantes oder Erbauliches für die Gesunden. Ich habe gewollt, daß ihr alle an mich denken solltet wie an einen Verstorbenen – denn das bin ich ja in Wirklichkeit. Ich glaubte übrigens, ihr hättet das verstanden."

„Nein, höre aber einmal, lieber Freund! Du nimmst deinen Zustand wirklich reichlich schwer. Freilich bist du nicht gesund – aber –"

„Gib dir bitte keine Mühe!" unterbrach ihn Torben. „Ich bin fertig, du! Das habe ich lange gewußt. – Und nun haben wir genug über mich gesprochen."

Der Professor schwieg einen Augenblick. Worauf er von neuem

über Kopenhagen und gemeinsame Bekannte zu plaudern begann. Gleichsam zufällig erwähnte er auch seine Cousine Jytte Abildgaard; aber als er sah, wie der Freund bei dem bloßen Laut des Namens die Augen abwandte wie vor einem zu plötzlichen und gewaltsamen Licht, lenkte er schnell ab und stellte ein paar Fragen an ihn über seinen Schlaf und seinen Appetit.
Nach einer Weile sagte er: „Ich sandte dir neulich eine Karte, um dich auf meine Ankunft vorzubereiten. Hast du die erhalten?"
„Ja."
„Ich schrieb, wie du dich vielleicht entsinnst, daß ich mit guten Nachrichten käme. Bist du denn gar nicht neugierig?"
„Ach, in meiner Lage interessiert einen nicht viel. Wenn man am Galgen hängt, vergeht einem die Neugier – das weißt du wohl."
„Ich sage dir, Torben, du bist zu mutlos! Jetzt will ich dich an ein anderes Sprichwort erinnern: Hoffnung läßt nicht zuschanden werden!"
„Mir nützt das Hoffen aber nichts mehr, und es ist ja nur eine erbärmliche Feigheit von mir, daß ich der Sache nicht schon längst mit einem Schuß Pulver ein Ende gemacht habe. Aber eines Tages tue ich es wirklich."
Die letzten Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Er beugte sich vor und legte den Kopf in die Hand, um das Weinen zu bekämpfen.
Aber nun wollte der Professor mit seiner frohen Botschaft nicht länger zögern. Er setzte sich auf die Seitenlehne von dem Stuhl des Freundes und schlang den Arm um seine Schulter.
„Alter Freund! Höre jetzt einmal, was ich dir zu sagen habe! ... Du sollst guten Mutes sein. Du hast vergessen, daß wir in einer großen Zeit leben, wo die Wissenschaft – und nicht zum mindesten meine eigene – jeden Tag ein neues Wunder schafft. Deine Krankheit ist nicht mehr gefährlich, in einem halben Jahre wirst du dich vollkommen stark und gesund fühlen ... Ja,

du siehst mich an! Aber du kannst doch wohl verstehen, daß ich dir nichts Unüberlegtes sage."

Torben, der den Kopf erhoben hatte, senkte ihn wieder und streichelte gleichzeitig die Hand des Freundes, die auf seiner Schulter lag.

„Ich kenne dich, Asmus! Du willst so gern trösten. Aber laß es jetzt genug sein. Du weißt doch, daß ich getan habe, was in Menschenmacht steht, um gesund zu werden. Ich habe auf deinen eigenen Rat sowohl Professor Hermann in Wien als auch Schinders in Nauheim aufgesucht."

„Ja, und alte Quacksalber und Zauberer hast du selbst studiert," entgegnete Asmus Hagen, indem er ihn am Ohr zupfte, „du siehst, ich habe deine Lektüre schon untersucht. Aber jetzt mußt du vernünftig sein! Dann will ich dir erzählen, was sich zugetragen hat."

Er erhob sich, wanderte wieder durch das Zimmer und begann zu berichten.

Er sei im Spätsommer in Paris gewesen, sagte er, und habe dort mit dem berühmten Oberarzt Dr. de Bèze gesprochen, der nach jahrelangen Untersuchungen jetzt nachgewiesen habe, daß gewisse Krankheitszustände, die man bisher Veränderungen in dem Gewebe des Herzens zugeschrieben, in Wirklichkeit die Folge einer Zerstörung der Schilddrüse seien, was weit weniger gefährlich für den Patienten sei. Freilich sei die Krankheit unheilbar, aber die moderne Arzneiwissenschaft habe ihre Wirkungen, sozusagen, vollständig aufgehoben, ganz einfach, indem sie dem Körper das fehlende Drüsensekret in künstlicher Form zuführe.

„Während einer Visite im Krankenhause habe ich selbst Gelegenheit gehabt, Dr. de Bèzes Patienten zu untersuchen und die Journale zu lesen, und es fiel mir gleich auf, wie sehr das ganze Krankheitsbild dem deinen glich. Und nun muß ich dir ein Geständnis machen, lieber Freund! Ich habe seitdem mit unserm gemeinsamen Freund Schinders in Nauheim korrespon-

diert und mit deinem Hausarzt hier, dem gewiß sehr vortrefflichen Doktor Mikkelsen. Und nun, wo ich dich gesehen habe, trage ich kein Bedenken, zu sagen, daß ich die beste Hoffnung hege, dich gesund zu machen."

Torben, der mehrmals während der Rede des Freundes eine abweisende Bewegung mit der Hand gemacht hatte, war zuletzt still geworden.

„Aber das ist ja unmöglich," sagte er tonlos, „ich fühle es doch am besten selbst. Ich bin schon ein halbwegs aufgelöster Kadaver."

„Unsinn! Es ist viel mehr Leben in dir, als du dir einbildest. Aber du handelst übel gegen dich selbst. Du hast dich zu früh in die Dunkelheit vergraben, Junker Torben! Wer hätte das von dir gedacht? ... Aber warte nur, du kannst noch der Glücklichste von uns allen werden!"

III

Ein paar Stunden darauf, nach einem verspäteten Frühstück, saßen die beiden Freunde wieder im Wohnzimmer. Asmus Hagen hatte eine eingehende Untersuchung vorgenommen, und da er eine Probe des neuen Heilmittels aus Kopenhagen mitgenommen hatte, war die Kur insofern schon begonnen.

„Vergiß nun also nicht: zwei Pillen dreimal täglich. Im übrigen frische Luft, Sonne und eine vernünftige Diät. Du sollst sehen, ehe ein halbes Jahr vergangen ist, bist du wieder ganz der alte. Übers Jahr bist du Reichstagsabgeordneter, und dann ist es ja nur eine Frage der Zeit, wann du als Minister auftreten und die Damen in Entzücken versetzen wirst, den bekannten Dreispitz unterm Arm und Goldgallons an den Hosen herunter. Licht, Luft – und Liebe. Mit dem Segen dieser modernen Dreieinigkeit sollen meine Pillen schon Wunder verrichten!"

Torben saß mit der Hand unter der Wange da. Er war wie betäubt und wußte nicht, was er glauben sollte.

Und nun begann Asmus Hagen wieder von seiner Cousine, der schönen Jytte Abildgaard, zu reden.

„Du weißt ja, wie sie ist, und nun sollst du etwas ganz Sonderbares hören. Während wir anderen alle – offen gestanden, lieber Freund – gerade keine große Hoffnung mehr hegten, dich wieder gesund zu sehen, so hat sie die ganze Zeit hindurch mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit daran festgehalten, daß du dich schon erholen würdest. Es war gleichsam eine fixe Idee, die sie bekommen hatte, und jetzt hinterher nimmt sie sich ja ganz verblüffend aus. – Jytte ist überhaupt ein wunderliches Menschenkind. Da geht sie in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit umher und ist noch immer gleich unverlobt. Und wahrlich nicht aus Mangel an Liebhabern. Ich begreife sie nicht. Aber vielleicht wartet sie auf einen Bestimmten."

Torben erhob sich, um nicht mehr zu hören. Er ging an den Ofen und stöckerte im Feuer herum. Er konnte jetzt nicht noch mehr Gemütsbewegungen ertragen.

Im selben Augenblick trat die alte Barbara ein und meldete, daß Pastor Vestrup gekommen sei.

Asmus Hagen machte große Augen.

„Ein Pfarrer?" fragte er.

„Sagen Sie ihm, daß hier Besuch ist," entgegnete Torben, ein wenig verlegen. „Übrigens . . . das ist ja wahr! – Du kennst ihn doch, Asmus! Es ist Mads Vestrup!"

„Vestrup?"

„Ja, erinnerst du dich seiner nicht aus dem Aprilverein? Ein armer bäuerischer Student hier aus der Gegend."

„Warte mal! Ist es Dreckmads?"

„Ja, ja. Er hat sich übrigens sehr zu seinem Vorteil verändert. Ich glaube, es wird dich interessieren, ihn wiederzusehen. – Bitten Sie Pastor Vestrup, näher zu treten, Barbara!"

Asmus Hagen zog die Augenbrauen wieder in die Höhe vor Überraschung, als der Pastor hereinkam. Er war ein Mann von mittlerer Größe, mit breitem Rücken und schwer von Fett. Er trug eine Brille, hatte aber sonst nichts Geistliches an sich. Seine Haut war dunkel wie die eines Bauern, und er war auch

im Grunde gekleidet wie ein Bauer, trug einen rundschößigen Rock aus Düffel und ein baumwollenes Tuch – statt des Kragens – um den Hals geknüpft. Um den Mund und über das Kinn hinab breiteten sich schwarze Bartstoppeln aus.

Mehr jedoch noch als die Leibesfülle und die Kleidung des Pfarrers machte den Professor das kalekuttenhafte Selbstbewußtsein stutzen, das dem Manne das Gepräge verlieh. Aus der Studentenzeit erinnerte er sich seiner als einer armen Jammergestalt mit unzuverlässigem Blick.

Torben stellte vor, und die beiden Herren begrüßten einander mit gegenseitiger Zurückhaltung.

„An Ihrem Pfarrhaus bin ich also vor einigen Stunden vorübergekommen," sagte Asmus Hagen. „Liegt es nicht gleich zur rechten Hand im Dorf, wenn man von Randers kommt? Ein gelbgetünchtes Wohnhaus mit Starenkasten am Giebel und mit einem Windmotor, soweit ich mich entsinne?"

„Ja, das ist mein Haus," erwiderte der Pfarrer trocken und setzte sich unaufgefordert.

Während der Tag zur Rüste ging, hielten die drei ehemaligen Studienkameraden mit Mühe eine Art Unterhaltung aufrecht. Namentlich war der Pfarrer sehr wortkarg. Er für seine Person gab nicht viel mehr zum besten als hin und wieder ein leises Grunzen der Bekräftigung oder der Verneinung. Besonders Asmus Hagen gegenüber war er auf dem Posten. Die gestickte seidene Weste des Professors und seine ganze Kopenhagener Erscheinung hatten vom ersten Augenblick an auf ihn gewirkt wie ein roter Sonnenschirm auf einen Stier. Scheinbar ganz abwesend, aber mit einem aufmerksamen Blick hinter der Brille, saß er in den Stuhl zurückgelehnt und hörte seine Geschichten an, während er sich respektlos über sein unrasiertes Kinn strich, mit einem schrecklichen Laut, als reibe er sich mit Sandpapier.

Wenn er ausnahmsweise Asmus Hagen einmal anredete, geschah es schlecht und recht mit dem Namen. Überhaupt bemühte

er sich, Gleichgültigkeit gegen dessen früh gewonnene Berühmtheit an den Tag zu legen, um die er ihn in Wirklichkeit auch keineswegs beneidete. Was bedeutete so etwas in der Ewigkeit? Wie sah so ein kleiner geschniegelter Professor in Gottes Augen aus?

Als ihm Torben schließlich von der Veranlassung zu dem Besuch des Freundes und von der wunderbaren Heilung erzählte, die ihm in Aussicht gestellt war, dachte er anfänglich, daß es ein Witz sein solle, vielleicht ein Versuch, ihn zum besten zu haben. Sein Blick schweifte von dem einen zu dem andern hinüber, und als es ihm klar wurde, daß es wirklich Ernst war, hütete er sich wohl, das geringste Erstaunen zu äußern. In der Weise, wie dieser neue Sieg der Wissenschaft über den Tod verkündet wurde, hatte etwas gelegen, das ihn kränkte und das ihn veranlaßte, sich in vollem Ornat zu zeigen.

Er entgegnete, vor Gott sei natürlich nichts unmöglich. Daher sei es uns Menschen immer gestattet, zu hoffen. Sein Erbarmen bewirke ja alles.

Asmus Hagen verstand sehr wohl, daß ihm ein Handschuh hingeworfen wurde, aber er hielt es nicht der Mühe wert, ihn aufzunehmen. Der schwerbäuchige Pfarrer, der da saß, die rotblauen Hände über der Brust gefaltet, die Füße in den plumpen Schuhen auf die Seite gedrückt, machte ausschließlich einen komischen Eindruck auf den zierlichen kleinen Professor.

Aber der Pfarrer fuhr fort. Er sagte, nur Dumme und vor Eitelkeit Aufgeblasene könnten glauben, daß ein chemisches Präparat irgendwelche lebenserhaltende Macht *in sich selbst* besitze. Das hieße ja, sich auf denselben geistigen Standpunkt zu stellen, wie die Neger und die Hottentotten, die „die Geister" in einem Granitblock oder einem Stück Holz anbeteten.

Asmus Hagen trommelte mit den Fingern auf der Weste und erwiderte: „Ich will Ihnen vorschlagen, einen Versuch zu machen, Pastor Vestrup. Zum Beispiel mit einem Eßlöffel Rizinusöl. Auf die Gefahr hin, eines negerhaften Aberglaubens beschuldigt

zu werden, versichere ich Sie, daß die Wirkung ganz unabhängig von irgendwelchem Glaubensbekenntnis sein wird. Bei einem Christen, einem Mohammedaner oder einem Heiden garantiere ich das gleiche Ergebnis."

Als Mads Vestrup eine scharfe Antwort gab, ließ Asmus Hagen sich reizen, und die beiden Kampfhähne gerieten aneinander in einem Streit über die Anmaßung der Wissenschaft und die Verantwortung des Arztes.

Währenddessen sank Torben in seine eigenen Gedanken zurück, froh, eine kleine Weile ungestört sein zu können. Aber die Gedanken waren schwindelig geworden wie losgelassene Tauben, die auf dem Dach sitzen und sich um den geöffneten Schlag drücken – lichtgeblendet, unentschlossen und eingeschüchtert.

Halb wie im Traume hörte er die Stimmen der andern. –

„Ich will Ihnen eine Frage stellen," sagte Mads Vestrup zu dem Professor. „Was hilft es, den Körper gesund zu machen, wenn die Seele hinsiecht und das Herz sich verhärtet? Woher nimmt ein Arzt überhaupt den Mut, seine Kunst anzuwenden, wenn er sich nicht als Gottes demütiges Werkzeug fühlt? Dann handelt er ja völlig blindlings. Wenn die Herren Ärzte den Lebenslauf ihrer Patienten bis an das Ende, ja über den Tod hinaus, bis an das Jüngste Gericht verfolgen könnten, so würden sie gewiß in mehreren Fällen Grund haben, ‚das Wunder' zu bereuen, das sie an ihnen getan haben."

„Ich halte es für zwecklos, die Diskussion fortzusetzen," sagte Asmus Hagen. „Darf ich Sie nur daran erinnern, daß Christus nach der Bibel selbst als Arzt auftrat. Er hat sogar Tote auferweckt, womit wir andern uns doch nicht abgeben. In Anbetracht seiner Auffassung vom Dasein finde ich das übrigens sehr inkonsequent von ihm. Da ist zum Beispiel die Geschichte von Jairi Töchterlein. Wenn man diese Welt als Jammertal ansieht, scheint es mir ein eigentümliches Werk der Barmherzigkeit, ein glücklich heimexpediertes Menschenkind zu diesem Elend wieder aufleben zu lassen."

Mads Vestrup hörte dies mit bebendem Munde an. Das Blut sang ihm in den Ohren. Er mußte die Augen niederschlagen, um sich beherrschen zu können.
Seine Antwort kam mit leiser Stimme, in abgerissenen Sätzen. Fast wie zu sich selbst sprach er von dem aufrührerischen Eigenwillen der Jetztzeit.
„Aber wenn die Stunde des Todes für einen armseligen Menschen kommt, wird sich alle selbstgeschaffene Herrlichkeit wie Dunst auflösen. Wenn sich die Finsternis auf unsere Augenlider legt und der ausgezehrte Körper sich in Angst und Qual krümmt – was helfen da alle Pulver und Tropfen der Wissenschaft? Für das Grauen des Todes und die Qual des Gewissens gibt es keine Medizin."
„Da haben wir doch jetzt zum Beispiel das Morphium," entgegnete Asmus Hagen.
Das kam wie hingeworfen, aber der Pfeil fuhr Mads Vestrup gerade ins Herz und traf mit einer Kraft, daß man es fast hören konnte. Er erhob den schweren Kopf und starrte seinen Gegner mit offenen Munde an.
„Ja – Gift!" sagte er.
„Allerdings. Aber dieses Gift hat sich in der Hand der modernen Wissenschaft in einen Segen für die Menschheit verwandelt. In einigen wenigen Augenblicken bringt es einem armen Leidenden Frieden, so daß er so süß in den Tod hinüberschlummern kann wie ein Kind an der Mutter Brust. Die kleine silberne Spritze geht ihren Siegesgang durch die Welt und jagt sicher viel ungesunde Furcht und Grauen aus den Gemütern. Sie werden zweifelsohne auch selbst erfahren haben, daß die Gnadenmittel der Kirche bei manchen Menschen einen Konkurrenten erhalten haben, der –"
Weiter kam er nicht. Erdfahl im Gesicht, taumelte Mads Vestrup mit einem Grunzen wie ein wilder Eber in die Höhe und umklammerte die Rücklehne seines Stuhles. Es war seine Absicht, dem Spötter den Stuhl an den Kopf zu schleudern,

aber ein Ruf des erschreckten Torben brachte ihn zur Besinnung. Im selben Augenblick kam auch Barbara herein. Da schob er den Stuhl beiseite und stürzte aus dem Zimmer, ohne sich zu verabschieden.

Asmus Hagen blickte ihm ganz verblüfft nach, dann sah er zu Torben hinüber.

„Du bist doch nicht böse auf mich, alter Freund!" sagte er, als Barbara wieder gegangen war, um den Pfarrer hinauszugeleiten.

„Er war mein Gast," sagte Torben.

„Freilich, das war eine dumme Geschichte! Hauptsächlich deinetwegen. Ich bitte dich um Entschuldigung. Aber das Biest hätte mich ja auch nicht so zu reizen brauchen. Übrigens begreife ich nicht, daß du diesen unappetitlichen Kerl um dich herum haben magst. Das ist nicht gesund für dich. Was ist er im Grunde für ein Mensch? Stammt also hier aus der Gegend?"

„Seine Mutter war eine arme Weberwitwe aus der Nachbargemeinde. Ich entsinne mich ihrer noch ganz deutlich. Als Kind war ich ein wenig bange vor ihr, weil sie eine große Hornbrille trug. Vielleicht auch, weil ich gehört hatte, daß sie die ganze Bibel auswendig wisse."

„Dann hat er also seine Verrücktheit nicht von Fremden. Hast du wohl seine Augen beachtet? Nimm dich vor dieser Art von Leuten in acht! Ich kenne sie!"

„Ob du sie wirklich kennst?"

„Ach du – hier bei uns steckt noch das Mittelalter ringsumher in allen Ecken und Winkeln. Mit dem Obskurantismus geht es wie mit den Wanzen und den Schwaben. Die vertreibt man auch nie ganz aus ihren Schlupflöchern. Und wenn die Kerle so viel Macht hätten, wie sie Willen haben, dann schwelten in allen Ländern wieder die Scheiterhaufen."

„Ich entsinne mich noch, Asmus, deiner stehenden Redensart in alten Zeiten, daß du alle Pfaffen und Küster gehängt sehen

möchtest! Da habt ihr einander nicht viel vorzuwerfen, sollt ich meinen."

Asmus Hagen, der durch das Zimmer gegangen war, wandte sich auf dem Absatz um und betrachtete den Freund mit einem bekümmerten Ausdruck.

„Was machst du eigentlich für Geschichten, Torben? ... Du hast Verkehr mit Geistlichen, studierst Mystiker und verfällst den Hexenkünsten. Gott bewahre deinen Verstand, mein Junge! Es war offenbar die höchste Zeit, daß ich kam und dich aufrüttelte. Und was für ein Weiblein ist es eigentlich, das hier herumschleicht? Sie sieht leibhaftig aus, als sei sie auf dem Besenstiel hierhergeflogen. Aber du bist ja zeit deines Lebens immer ein Stück Träumer gewesen, Junker Torben! – Nun mußt du aber hineingehen und ruhen. Ich kann sehen, daß du müde bist."

IV

Mads Vestrup arbeitete sich heimwärts, gegen den heftigen Wind an. Eine breitrandige Mütze mit einem Knopf oben im Kopfstück hatte er ganz über die Ohren gezogen, und er stützte sich schwer auf einen Knüttel mit einer Strippe, so wie ihn die Viehhändler auf den Märkten um das Handgelenk tragen.

Auf der einen Seite lagen die meilenbreiten Wiesen, auf der andern stieg das Land zu einem Wall mit steilen Lehmabhängen an. Die Landstraße lief während der ersten Strecke an dem Wiesenrand entlang, bog dann aber jäh ab und führte aufwärts durch einen Einschnitt in den Hügeln.

Hier erreichte er den herbstlich-roten Wald. Die brüllenden Laubmassen schlossen sich wie eine Feuersbrunst um ihn.

Der Weg war schmutzig, und trotz seiner gewaltigen Gemütserregung hatte er nicht vergessen, seine Beinkleider aufzustreifen, um die Sonntagshose zu schonen. Aber seine Gedanken waren im Himmel. Mit einem Notschrei aus der Tiefe des Herzens kniete er vor seinem Gott und fragte, wie lange er die offenbare Verhöhnung noch gestatten wolle. Würde er nicht bald

in der ganzen Fülle seiner Macht und Herrlichkeit erscheinen und diese triumphierende Satansbrut niederschlagen, die den Menschen einbildete, daß sie das Leben in lauter freche Genüsse und den Tod in ein wollüstiges Hinschwinden verwandeln könne?

Er beantwortete sich die Frage selbst: Aber laß sie nur trotzen! Dem Tage der Abrechnung und der großen Beichte entgehen sie doch nicht. Einmal werden sie in Angst erwachen und erfahren, daß Gott lebt und daß er ihr Richter ist.

Als er aus dem Wald herausgekommen war, fing er an, das Heim zu wittern. Das kleine Bauerndorf lag mit seinen rauchenden Schornsteinen eine Strecke in das offene Land hinein, am Fuße eines niedrigen Hügels. Der Wind drückte den Rauch über die Felder hinab und sandte ihm einen vertraulichen Hauch von Torfdunst entgegen. Das äußerste Gehöft mit der Windfahne auf der Scheune war das Pfarrhaus, so wie Asmus Hagens Hasenaugen es ganz richtig erspäht hatten.

Daheim angelangt, machte Mads Vestrup erst seine gewöhnliche Runde durch die Wirtschaftsgebäude und den Stall, um sich zu vergewissern, daß während seiner Abwesenheit nichts versäumt war. Aber gegen seine Gewohnheit war er heute recht geistesabwesend auf seiner Wanderung durch die halbdunklen Räume mit den vertrauten Gerüchen nach Heu und Kleie und Tierwärme. Ganz mechanisch sammelte er auf, was er an der Erde fand, hier eine verlorene Rübe, dort einen Büschel Heu, und als er im Kuhstall den Knecht antraf, der der Magd beim Melken half, hielt er ihnen nicht wie sonst eine Donnerrede, mit Gottes Gaben nicht verschwenderisch umzugehen, sondern ging ohne ein Wort weiter.

Er blieb in der offenen Stalltür stehen, während die Abendglocken läuteten. Er dachte an die Jahre seiner eigenen traurigen Verirrungen da drüben in Kopenhagen, wo er die Beute des Teufels geworden war und als Ärmster in finsterm Wahnsinn geendet haben würde, wenn sich nicht Gott seiner erbarmt

und ihn zu seiner alten Mutter zurückgeführt hätte. Gott erfreue ihre Seele im Himmel! ... Da draußen vor dem Abendrot konnte er deutlich die Umrisse von zwei Bäumen erkennen, die das glückliche Heim seiner Kindheit beschattet hatten, zwei hohe Pappeln, in deren Sausen er als Kind Gottes Stimme vernommen, wenn er auf der Bank am Fenster saß und hinausstarrte, während die Mutter am Webstuhl arbeitete und ihre geistlichen Lieder sang. Hinter der langen weißen Friedhofsmauer dort drüben lag nun die fromme Frau, die arbeitsmüden Hände um ihr altes Gesangbuch gefaltet, und harrte einer seligen Auferstehung.

Da draußen unter den leuchtenden Wolken des westlichen Himmels konnte er auch die von Weiden eingefriedigte Landstraße verfolgen, auf der er sechs Jahre lang an jedem Wochentag die drei Viertelmeilen nach der Lateinschule in Randers zurückgelegt hatte. Im Sommerhalbjahr, wenn Torben Dihmer daheim auf Favsingholm wohnte, begegneten sie sich zuweilen und leisteten einander Gesellschaft. Torben ritt auf einem norwegischen Pony zur Schule, während er selbst den Weg auf Holzschuhen oder auf bloßen Füßen zurücklegen mußte, um die Schuhe zu schonen, die am Tornister hingen und nicht angezogen werden durften, ehe er die Stadt erreichte. Er erinnerte sich Torbens besonders deutlich in einem metbraunen Samtanzug mit langen Reitgamaschen, die eine Zeitlang sein Bauernherz betört hatten. Bis dann eines Tages seine Mutter zu ihm sagte: „Was meinst du wohl, wie sich solch aufgeputzter Bengel in des lieben Gottes Augen ausnimmt?“ Da schlug er beschämt den Blick zu Boden.

Die Uhr im Turm verstummte. Mit einem tiefen Kehllaut, der an das Wiederkäuen der Kühe erinnerte, kehrte er durch die Scheune zurück und ging hinein.

Als er mit seiner Familie bei dem Abendbrot saß, an dem auch das Gesinde teilnahm, erzählte er von dem Besuch des fremden Arztes im Schloß und von seinen Wunderpillen, die den Guts-

besitzer wieder gesund machen sollten. „Falls das Ganze nicht freche Prahlerei und loses Gerede ist," fügte er hinzu.
Später sagte er:
„Jeden Tag im Jahr und jede Stunde am Tage verrichtet der liebe Gott die schönsten Wunder für uns; er läßt seine klare Sonne über der Welt scheinen, ruft nährendes Korn und liebliche Blumen aus der Erde hervor, schafft kleine lebende Menschenkinder nach dem Bilde seiner Engel und legt sie in unsere Arme. Doch so etwas finden die Kinder der Welt nur ‚natürlich' und nicht der Rede noch des Dankes wert. Aber kaum hat ein elender Doktor ein klein wenig Glück mit dem Messer oder mit einem Pulver, so wissen die Leute gar nicht, was sie davon denken sollen, ob es der liebe Gott oder wir selbst sind, die die Welt regieren. – Aber laßt uns nun sehen! Der Satan soll nicht zu früh triumphieren!"
Die letzten Worte dröhnten über den Tisch, so daß das jüngste der Kinder, ein kleiner Lockenkopf von drei Jahren, erschreckt die Hände faltete. Auch die andern Kinder waren ganz ängstlich geworden. Sie wußten, daß, wenn der Vater schalt, dies Gottes fürchterlicher Zorn war, der durch seinen Mund verkündet wurde.
Die Mahlzeit wurde schweigend fortgesetzt. Es stand nichts weiter auf dem Tisch als eine Schüssel mit unbelegtem Butterbrot und Kannen mit gekochter Milch. Mads Vestrup stand nicht umsonst in dem Ruf, ein besorgter Hüter seines Geldbeutels zu sein. Er, der aussah wie ein Prasser, hatte sich selbst und seinem Hausstand Kasteiung als religiöse Pflicht auferlegt. Es konnte ihm ja freilich zuweilen geschehen, wenn er bei Tische einem seiner Leibgerichte, wie Reisbrei oder Blutwurst oder Schweinefleisch mit Braunkohl gegenübersaß, daß er der starken Forderung seiner Natur erlag und sich übernahm. Aber hinterher strafte er sich immer mit einer noch strengeren Selbstentsagung.
Am Schluß der Mahlzeit sprach eins der Kinder das Tischgebet. Dann pflegte er die Kinderschar traulich im Wohn-

zimmer um sich zu versammeln, wo er ihnen irgend etwas erzählte, in der Regel Geschichten aus der Heiligen Schrift.
Aber an diesem Abend ging er zur Überraschung seiner Frau und der Kinder gleich in sein eigenes Zimmer am andern Ende des Ganges hinüber. Das Lockenköpfchen, das ihm nachgelaufen war, um seine Hand zu haschen, blieb mit dem Finger im Munde stehen und wagte nicht, ihm zu folgen. Für alle Kinder war die Tür zu des Vaters Stube der Eingang zu einer heiligen Stätte – gleich der Pforte des Himmelreichs, von einem Cherub mit einem Flammenschwert bewacht.
Als die Pfarrersfrau nach einer Weile mit der brennenden Lampe zu ihrem Mann hineinkam, saß dieser auf seinem kurzen Wachstuchsofa und rauchte eine Pfeife Tabak, der einzige Luxus, den er sich gestattete.
Frau Stine war eine kleine Frau mit schiefer Hüfte, nahe den Vierzigern, ein paar Jahre älter als ihr Mann. Ihr letztes Wochenbett hatte sie zum Krüppel gemacht. Sie war die Tochter eines Schullehrers dort aus der Gegend und hatte sich mit Mads Vestrup verlobt, als er noch ein ganz junger Student war. Damals war sie ein rotwangiges Dorfmädchen, von deren Schönheit viel gesprochen wurde; aber schon ehe sie Hochzeit machen konnten, hatte sie angefangen zu welken, und jetzt war sie bis auf den Stengel verblüht.
Sie stellte die Lampe auf den Schreibtisch und blieb ein wenig stehen und schraubte daran herum, als warte sie darauf, daß er sie anreden solle. Aber Mads Vestrup saß in seine eigenen Gedanken eingemauert da, stieß nur hin und wieder unfreiwillig einen seiner wiederkäuenden Kehllaute aus.
Verstohlen holte sie einen zerknitterten Brief aus der Kleidertasche unter ihrer Schürze hervor, legte ihn auf den Tisch und hinkte hinaus, die Hand auf der kranken Hüfte.
Leute, die Mads Vestrup nicht kannten und ihn allein nach seinem Äußeren beurteilten, sahen nur den Bauern in ihm. Seine Berufsgenossen in der Gegend betrachteten ihn als einen

beschränkten und etwas gestörten Menschen, der seinem Stande nicht zur Zierde gereichte. Aber auch in seiner eigenen Gemeinde fiel er lästig infolge seines altmodischen Glaubens, den fast niemand mit ihm teilte. Viele Familien hielten sich zu den Geistlichen der benachbarten Gemeinden, die in seinen Augen alle von dem modernen Unglauben angesteckt waren. Er war ein sehr einsamer Mann, den die Last der Tage früh gealtert hatte.
Wenn er in der täglichen Tretmühle herumging, lag etwas Stumpfsinniges, Schläfriges über ihm. Die wilden Kampfgelüste in seinem Blut wurden im Zaum gehalten von der krankhaften Sorge um sein Auskommen und von diesem schwerfälligen Körper, der ihm mancherlei Beschwerden verursachte. Während die meisten seiner Amtsbrüder überall geschäftig in Bewegung waren als religiöse, politische oder soziale Agitatoren, ging er mehr und mehr in seiner Landwirtschaft auf und in der Fürsorge für seine Familie. Trotz des Selbstgefühls, das Leuten gegenüber, die ihn über den Kopf ansehen wollten, in ihm aufbrausen konnte, hegte er in Wirklichkeit sehr bescheidene Gedanken über sich selbst und über die Bestimmung der Vorsehung mit ihm. Er wußte recht gut, daß er kein Kanzelredner war und nicht die äußere Persönlichkeit besaß, die Eindruck auf die Massen macht. Und im übrigen rechtfertigte er seinen Mangel an Tatkraft mit der Betrachtung, daß ein Mann, der eine schwache Frau und vier Kinder zu versorgen hat, nicht von Gott dazu ausersehen sein könne, den Kampf gegen die Hölle allein aufzunehmen.
Die Wildheit, die das Erlebnis im Schloß einen Augenblick in ihm entfesselt hatte, war denn auch schon wieder im Begriff, in schwere und finstere Mutlosigkeit umzuschlagen. Er sah in Gedanken Torben Dihmer den Stock wegwerfen und in Gesundheit und Kraft aufblühen wie durch ein wirkliches Wunder. Er sah diesen gottlosen Menschen zum Leben zurückkehren, um es als sorgloses Spiel fortzusetzen.
Ja, dachte er, der Fürst der Finsternis ist ein freigebiger Herr!

Statt Tod und gerechter Strafe in der Hölle winkten neue Lust und neue Freuden aus dem Überfluß der Sünde. Hatte sich Gott denn wirklich unterworfen? Hatte Satan gesiegt? ...
Er suchte von neuem Trost in dem Gedanken, daß niemand der Stunde der Abrechnung und dem großen Gericht entgehe. Auch die Bösen hatten ihren Lohn „weg". Er wußte ja freilich, daß es gewisse Halbchristen gab, die den Gedanken an eine Marterstätte verwarfen, als unvereinlich mit dem Glauben an Gottes Liebe, und die sich das Schicksal der bekehrten Sünder als ewige Auslöschung vorstellten. Aber das hieß, dem Allweisen einen dummen und schändlichen Selbstverrat andichten. Das würde keineswegs Liebe sein, sondern eine geradezu teuflische Lüge, falls diese frechen Spötter, die sich hier in der Welt des Fleisches in allen Lastern tummelten und in Wollust schwelgten, mit Hilfe der Zauberkünste eines Arztes in einem seligen Seufzer ausatmen, sich in ein Nichts verflüchtigen könnten, wie ein häßlicher Gestank. Aber so war es wirklich nicht. Nein, in ihrer Todesstunde würde die Hölle ihren finstern Schlund für die Unglücklichen auftun, und es war ihnen sicher eine fürchterliche, aber gerechte Strafe bereitet.
Er erhob sich, um die ausgegangene Pfeife an das Brett zu hängen. Auf dem Rückweg blieb er am Schreibtisch stehen und entdeckte den Brief, den seine Frau dort hinterlassen hatte. Er stand einige Augenblicke mit dem Brief in der Hand da und betrachtete ihn mit dem schildbürgerhaften Gaffen, das ihm eigen war, wenn ihn etwas überraschte.
„Was für ein Brief ist das?" sagte er laut.
Der Briefumschlag war geöffnet und trug den Namen seiner Frau; und sowohl die Aufschrift als auch der Brief selbst waren mit verstellter Hand geschrieben.
„Was sind das für Schurkenstreiche?"
Der Brief war unterschrieben: „Eine Gläubige in der Gemeinde" und enthielt eine Aufforderung an seine Frau, ein wachsames Auge auf Jörgen Stauns Gehöft auf dem Hügel

zu haben. „Dein Mann geht da früh und spät ein und aus, und Oleane ist ein Schundluder, das wissen wir ja alle."
Er untersuchte den Poststempel der Briefmarke, den Umschlag und schließlich das Wasserzeichen im Papier, indem er es gegen das Lampenlicht hielt.
Und nun schwoll ihm der Hals an, ein neues, finsteres Unwetter brach über sein Gemüt herein. Er schlug mit der Hand auf den Tisch, so daß es dröhnte.
„Nein, dies ist denn doch zu arg!"
Er riß die Tür auf und rief auf die dunkle Diele hinaus, wo ein schmaler Lichtstreif verriet, daß die Wohnstubentür nur angelehnt stand:
„Stine, bist du da? . . . Ach, hör einen Augenblick!"
Es währte ziemlich lange, bis sie kam, und mit einem unsicheren Schielen nach dem Schreibtisch hinüber, klemmte sie sich durch die Tür und blieb dort stehen. Aber der Ruf ihres Mannes hatte auch nicht wie eine reuige Anrufung geklungen. Es hatte im Gegenteil eine Verkündigung des Weltgerichtes darin gelegen.
„Was ist das da?" fragte er und schwenkte den Brief vor ihrem Gesicht hin und her.
„Ja, was ist das?" sagte sie und richtete ihre dunklen Augen mit einer kühnen Anklage auf ihn.
„Höre jetzt auf mit dem Komödienspiel! Du selbst hast ja den Brief geschrieben. Leugne es nicht!"
Stine Vestrup hielt den Arm bereit, um einen Schlag abzuwehren. Es war ein paarmal vorgekommen, daß ihr Mann sich in seiner Heftigkeit ihr gegenüber vergessen hatte.
„Ich hab ihn nicht geschrieben," sagte sie und starrte ihm verhärtet in die Augen.
„Du lügst! Du bist ja so dumm gewesen, von dem Papier zu meinen amtlichen Schreiben zu nehmen. Und die ganze Geschichte sieht dir auch nur zu ähnlich! Es ist ja nicht das erste Mal, daß du deinen eigenen Mann verleumdet hast. Aber sich

hinzusetzen und so was zu schreiben, das ist denn doch etwas ganz Neues. – Wenn dir recht geschehen sollte, dann schlüge ich dieses schmutzige Gewäsch an die Tür der Schmiede, so daß jeder sehen könnte, was für eine Person du bist!"
Diese Drohung bewirkte, daß Stine Vestrups starrer Nacken sich beugte. Klagend sank sie auf den Rand eines Stuhls nieder, die Schürze gegen die Augen gepreßt.
„Ach, Mads, ich weiß ja selbst nicht, was ich in dieser Zeit tue. Ich bin so krank – so krank – so krank."
Mads Vestrup ging, nach Atem ringend, im Zimmer auf und nieder. Er zerriß den Brief in viele kleine Fetzen und warf sie schließlich in den Ofen.
„Ja, ja – Stine!" sagte er augenblicklich besänftigt. „Vergessen wir die Geschichte, wie ich auch die andern vergessen und vergeben habe. Aber laß es nun das letzte Mal sein, daß du mir mit dergleichen kommst."
Obgleich in der ganzen Gegend kaum eine weibliche Person war, der sie nicht ein Verhältnis mit ihm angedichtet hätte, so war sein Zorn ihr gegenüber immer nur ein Strohfeuer. Er empfand das innigste Mitleid mit ihr und hatte außerdem andere Gründe, nicht zu scharf mit ihr ins Gericht zu gehen.
Wie Stine zu ihrem Verdacht gegen Oleane gekommen war, begriff er nicht. Er hatte sich gerade so weit wie möglich Jörgen Stauns Hof ferngehalten, seit seine Kinderliebe dort Hausfrau geworden war. Aber er hatte schon früher die Beobachtung gemacht, daß Stine in den Zeiten, wo sie ganz von ihrer Eifersucht besessen war, gleichsam hellseherisch sein konnte.
Die unglückliche Frau trocknete noch immer ihre roträndérigen Augen unter vielem Schnauben. Sie wollte etwas sagen, hatte aber nicht den Mut, es vorzubringen. Endlich platzte sie damit heraus:
„Meinst du nicht, Mads, daß ich einmal mit dem Professor reden sollte, der nach Favsingholm gekommen ist? Wenn er

nun auch einen Rat für meine Krankheit wüßte. Dann könntest du am Ende wieder ein bißchen Freude an mir haben."

Mads Vestrup blieb vor ihr stehen und antwortete:

„Findest du nicht, daß wir genug von der Art probiert haben? Du kannst ihn doch nicht schon vergessen haben, diesen umherreisenden Bandagisten und Marktschreier vom vergangenen Jahr. Diesen schändlichen Betrüger! Vierzig Kronen hat er für den Gürtel genommen. Und hat er denn vielleicht geholfen? Du bist nur elender davon geworden. Vierzig Kronen auf den Misthaufen geworfen. Ich sollte meinen, daß wir das nicht noch einmal tun sollten!"

„Aber dieser ist doch ein richtiger Professor. Und ein richtiger Doktor. Er soll ja sogar einer von den allerersten sein."

„Stine! Ich habe es dir so oft gesagt: Es gibt nur einen wahren Arzt für uns arme Menschen. Das ist Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn, unser Herr. Er hat uns gelehrt, unser Kreuz mit Geduld zu tragen, in Hoffnung auf den ewigen Frieden und die Freude im Jenseits. Und es gibt kein anderes Heil."

V

Im Schloß waren die Lichter schon ein paar Stunden nach Sonnenuntergang ausgelöscht, als das rote Mondgesicht mit der einen verdunkelten Wange über dem Wald aufstieg. Asmus Hagen, der die ganze vorige Nacht auf der Reise verbracht hatte, war mit den Hühnern zu Bett gegangen. Um Torben nach den vielen Gemütserregungen des Tages Ruhe zu schaffen, hatte er ihm ein Schlafpulver bereitet, das seinem Zustand genau angepaßt war, und das Ergebnis war denn auch, daß Torben zum ersten Male seit langer Zeit fast augenblicklich einschlief.

Barbara, die in einem Zimmer nebenan lag und ein paarmal während der Nacht geweckt zu werden pflegte, um sein Lager zu ordnen oder ihm etwas Warmes zu trinken zu geben, wurde

ängstlich. Jeden Augenblick stand sie aus ihrem Bett auf und lauschte an der Tür. Aber sie hörte ihn immer ruhig schlafen und nur hin und wieder ein klein wenig im Schlaf sprechen.
Erst die Morgenglocke drüben im Wirtschaftshof weckte ihn. Mit einem wunderbaren Gefühl der Ausgeruhtheit schlug er die Augen auf. Als ihm klar ward, daß es Tageslicht war und nicht der Mond, der auf das Rouleau schien, daß die Nacht schon verronnen war, blieb er in stillem Staunen liegen. Und es war ihm jetzt, als erwache er langsam aus einem andern, einem noch tieferen Schlaf. Diese gesprungenen Glockenschläge da drüben, die ihm seit drei Jahren jeden Morgen nach einer endlosen Nacht das Kommen eines neuen Tages mit neuer Angst und neuer Qual verkündet hatten – sie drangen jetzt zu ihm wie aus einer schwindenden Schattenwelt, aus einem entfliehenden Schreckenstraum.
Am Frühstückstisch begann Asmus wieder, ihn mit den alten medizinischen Schriften zu necken, die er hier gefunden hatte. Torben wollte anfänglich nicht auf die Sache eingehen, als aber der Freund fortfuhr, ihm scharf zuzusetzen, erklärte er, wie er die Erfahrung gemacht zu haben glaube, daß gewisse regelmäßige Naturbegebenheiten, wie die wechselnden Zeichen der Sonne und des Mondes, die Wanderungen der Planeten und die eigene Stellung der Erde im Weltenraum, auf seinen Zustand einwirkten, und er habe deswegen versucht, sich mit dem bekannt zu machen, was es in der Literatur an ähnlichen Beobachtungen gab, zum Beweis für eine sympathisch-organische Harmonie zwischen dem einzelnen Menschen und dem Weltall.
Sein Geständnis ward Anlaß zu einer Diskussion, die von Asmus' Seite mit großer Heftigkeit geführt wurde, und bei dieser Gelegenheit ward es Torben erst eigentlich klar, wie sehr die lange Trennung sie einander entfremdet hatte.
Er machte denn auch nicht viele Überredungsversuche, als sich Asmus am Nachmittag entschloß, nach Kopenhagen zurückzukehren.

Der Abschied war jedoch sehr herzlich. Als Torben, die Hand des Freundes in der seinen, dastand, konnte er sich kaum entschließen, sie loszulassen.
„Grüße zu Hause!“ sagte er, ohne Namen zu nennen. Asmus aber dachte das Seine und nickte.
Den Rest des Nachmittags saß Torben in seinem Lehnstuhl. Mit einem Gefühl, als kehre er von einer langen, abenteuerlichen Reise zurück, nahm er seine kleine heimische Welt wieder in Besitz. Schon mit einem Anflug von der Schwermut des bevorstehenden Abschieds hörte er den Wind so hausgewohnt an der Mauer entlang streichen und – in weiter Ferne – das Brüllen der heimkehrenden Kuhherde.
Er dachte an seine Mutter, die hier so wie er gesessen und auf den Tod gewartet hatte. Er hatte nicht die leiseste Erinnerung an sie bewahrt, aber oft in diesen Jahren hatte er ihre lebende Nähe in den leeren Zimmern gefühlt und sich davon trösten lassen. Er hatte in der Stille ihren hohlen Husten gehört, von dem das Gesinde so viel geredet hatte, als er noch klein war. Er hatte sie dort am Fenster sitzen sehen, die Hand unter der Wange, in dieser stummen und sanften Ergebung in ihr Schicksal, von der sein Vater in aufbewahrten Briefen an Verwandte mit so großer Bewunderung geschrieben hatte.
Und er dachte an die vielen andern Menschen, die im Laufe der Jahrhunderte hier auf Favsingholm gelebt und geliebt und gelitten hatten, an alle diese wunderlichen Schicksale, die er aus alten Rechnungen, Übertragungsurkunden, Verhörsunterschriften, Kontrakten und halbvergilbten Briefen aus dem Archiv des Schlosses kennen gelernt hatte. Jetzt würde er wohl schnell die Toten über die Lebenden vergessen. Die ganze vielfältige Welt der Vergangenheit würde wieder im Dunkel verschwinden . . .
Barbara kam herein und fragte, ob sie nicht die Lampe anzünden solle. Statt zu antworten, winkte er sie zu sich heran. Die Hand auf ihrer Schulter, ging er ein paarmal im Zimmer

auf und nieder, um zu versuchen, ob er nicht eine Besserung spüren könne. Und wirklich schien es ihm, als bewege er sich schon ein wenig leichter.

Ein paar Stunden später lag er in seinem Bett, und mit Hilfe des neuen Schlafpulvers glitt er auch diesen Abend schnell in die Bewußtlosigkeit hinüber. Aber um Mitternacht wurde er aus seinen Träumen geweckt. Und als es ihm klar wurde, daß er von Jytte Abildgaard geträumt hatte, wurde er auf einmal ganz wach.

Zum ersten Male hatte er die schöne Cousine seines Freundes in Storeholt, Asmus Hagens fühnenschem Kindheitsheim, gesehen, wo er in den Sommerferien zu Gast war. Sie war damals ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren; er selbst und Asmus waren fünfzehn. Sie kam dorthin von der Insel Samsö, wo ihr Vater zu jener Zeit Amtsrichter war; ihre Sprache war halb bäurisch, und sie hatte die beiden korrekten Herlufsholmer Akademiker in Verlegenheit gesetzt durch die ungenierte Art, in der sie kameradschaftlich mit ihnen verkehrte und sich in den Heuhaufen auf der Wiese wie ein Junge herumkobolzte. Er erinnerte sich noch eines sonnenheißen Sommertages, als Asmus und er draußen auf dem See, dem sogenannten „Grünen Wasser", Hechte angelten. Plötzlich stand sie am Ufer und rief ihnen zu, daß sie mit wolle. Sie ließen sie rufen. Sie war ihnen lästig mit ihrer Zudringlichkeit. Da sahen sie, daß sie anfing, die Kleider abzustreifen, und eins, zwei, drei, plumpste sie ins Wasser und kam auf sie zugeschwommen, während das lange braune Haar hinter ihr drein floß. Als sie das Boot erreichte, hängte sie sich mit den Armen an die Reeling wie eine kleine Meerjungfrau und lachte laut.

In dem Sommer, als er Student geworden war, trafen sie wieder zusammen und auch diesmal auf Storeholt. Ihr Vater war in der Zwischenzeit Reichstagsabgeordneter geworden, die Familie war nach Kopenhagen gezogen, und das hatte ihr Wesen verändert. Sie war jetzt auch halberwachsen, und ihm

war es eine Wonne, ihre braunen Augen und den roten Mund anzusehen, der mit seinen kleinen weißen Zähnen frisch war wie eine durchgeschnittene Hagebutte.
Dann vergingen fast sechs Jahre, ehe sie sich wiedersahen, und in der ganzen Zeit dachte er nur selten an sie, obwohl Asmus oft von ihr sprach und sie rühmte. Sie hatte ihr Abiturientenexamen mit Auszeichnung bestanden und studierte jetzt Englisch und Französisch, um das Staatsexamen zu machen. Aber sein Herz war damals verschiedentlich anderweitig verpflichtet.
Und dann eines Tages begegneten sie sich in einer Kopenhagener Mittagsgesellschaft. Schon ihr Aussehen setzte ihn in Verwunderung. Er hatte sie sich groß und schlank vorgestellt, und nun war sie eher unter Mittelgröße und schon recht rundlich. Er entsann sich noch, daß sie in feuergelbe Seide gekleidet war und daß sie aus diesem Grund und mit ihrer warmen Hautfarbe einen ganz südländischen Eindruck auf ihn gemacht hatte.
Er führte sie zu Tisch, und hier setzte sie ihn von neuem in Erstaunen, indem sie ihm gleich erzählte, sie habe gewußt, daß er kommen würde, und habe sich gefreut, ihn wieder zu treffen. Dann sprachen sie von Storeholt, und sie erzählte unterhaltend von einer Reise nach Italien, die sie kürzlich mit ihrer Mutter gemacht hatte. Ihr Vater war vor einem Jahre als Justizminister gestorben.
Aus dem Naturkind von Samsö war eine mustergültige junge Großstadtdame geworden, die in jeder Beziehung wußte, was sich schickte. Die kleine Meerjungfrau von dem „Grünen Wasser" spürte man höchstens noch in einem gewissen schattenartigen Spiel auf dem Grund ihrer goldbraunen Augen und in der vertraulichen Art, sich auszudrücken, die sie so anziehend in der Unterhaltung machte, aber auch sehr gefährlich für die Männer, die sie nicht kannten.
Schon bei dieser ersten Begegnung fragte sie ihn in bezug auf verschiedene Dinge um Rat, sprach auch viel von ihrem Vater und erklärte offenherzig, daß sie sich nicht für Politik inter-

essiere und nicht begreifen könne, wie jemand Minister sein wolle. Sie habe ihren Vater oft verärgert aus den Reichstagssitzungen und Staatsratsverhandlungen nach Hause kommen sehen, und sie sei fest überzeugt, daß der viele Ärger, den er gehabt, ihn so früh ins Grab gebracht habe.

Auch nach Tische blieben sie in vertraulicher Unterhaltung eine Weile zusammen sitzen, bis Jyttes Mutter hinkam und sie daran erinnerte, daß noch andere Freunde anwesend seien, die sie gern begrüßen wollten.

Die Tage, die nun folgten, erschienen ihm später in seiner Erinnerung wie in einem goldenen Nebel verlebt. Er, der sich früher in jede schöne Dame, die er sah, ein wenig verliebt hatte, fühlte sich zum ersten Male als Opfer der mystischen Macht, die die Lebensfäden zweier Menschen ineinander wirrt und ihr Schicksal vollzieht. Obwohl er gerade im Begriff stand, seine große Studienreise anzutreten, und seine Freunde schon Abschiedsfeste für ihn veranstaltet hatten, schob er die Reise von Woche zu Woche hinaus, um mit Jytte Abildgaard zusammentreffen zu können, und eines Tages kam es denn auch zu einer Erklärung.

Es war draußen auf der Langenlinie. Ein Sonnentag im April mit großen, weißen, treibenden Wolken über dem Sund. Er war ihres Jawortes so strahlend sicher gewesen, daß er es anfänglich nicht glauben wollte, als sie mit einer undurchdringlichen Miene um Bedenkzeit bat.

Er hatte sehr wohl gewußt, daß da ein anderer Mann war, mit dem sie gern plauderte und dem sie auf ihre offene Weise Vertrauen erwies. Das war Professor Ole Knudsen, der bekannte Historiker, den sie kürzlich in Rom kennen gelernt hatte. Aber der Mann war sechzig Jahre alt und fast blind, da war es ihm nicht in den Sinn gekommen, ihn als Nebenbuhler zu betrachten. Am Tage darauf erhielt er indessen einen Brief von ihr, in dem sie ihn mit einem gekünstelten Versuch, humoristisch zu sein, bat, seine Reise ihretwegen nicht länger hin-

auszuschieben, da es wohl überhaupt nicht des lieben Gottes Absicht mit ihr sei, daß sie jemals heiraten solle.
An jenem Tage wurde es ihm plötzlich klar, daß er nicht der Glücksprinz war, wie er bisher anzunehmen allen Grund zu haben geglaubt hatte. Er war so verzweifelt und zugleich so rasend verbittert, so tödlich verletzt in seinem verhätschelten Selbstgefühl, daß er nicht weit davon entfernt war, sich ein Leid anzutun.
Am Tage darauf reiste er.
Ein halbes Jahr später hörte er dann in Paris, daß ein schwedischer Freiherr und Rennreiter ihr stürmisch den Hof mache und daß man auf eine Verlobung gefaßt sei. Und während der zwei folgenden Jahre, in denen er seiner Studien halber Europa durchreiste, drangen von Zeit zu Zeit Gerüchte über andere bevorstehende Verbindungen, aus denen jedoch nie etwas wurde, an sein Ohr. Da mußte er denn oft an die angestrengt scherzhaften Worte denken, die sie ihm über ihre vermutliche Bestimmung hier im Leben geschrieben hatte, und darüber nachsinnen, was wohl dahinterstecken möge.
Kurze Zeit nach seiner Heimkehr traf er sie eines Tages unvermutet im Reithaus beim Schloß. Sie war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt geworden und stand in ihrer holdesten Blüte. Seither trafen sie hier fast täglich zusammen – und nachdem sie sich erst durch ein stillschweigendes Übereinkommen dahin geeinigt hatten, die Vergangenheit ruhen zu lassen, fand sie schnell den alten vertraulichen Ton ihm gegenüber wieder. Sie ritten schließlich zusammen aus und machten recht lange Ausflüge in die Umgegend der Stadt.
Eine besonders gute Reiterin hatte der schwedische Rennreiterbaron nicht aus ihr zu machen vermocht. Aber das Reitkleid und die schwarze Jockeimütze kleideten sie vorzüglich.
Auf einem dieser Ausflüge überraschte ihn zum ersten Male eine warnende Ahnung von seiner Krankheit. Ihm wurde elend, und er mußte vom Pferd steigen, um an einem Grabenrand

auszuruhen. Es war in der Gegend von Uttersler. Jytte erschrak sehr. Sie ritt auf ein Gehöft, um Wasser zu holen, und dann stieg sie selbst vom Pferd und nahm sich seiner auf die schwesterlichste Weise an.

So begann die Liebe wieder ihre goldenen Fäden zwischen ihnen zu spinnen. Er sah sie seit jenem Tage hauptsächlich in dem Heim ihrer Mutter – der „Geheimrätin" –, wie Frau Abildgaard in der Regel genannt wurde, weil ihr Mann in seiner hohen Amtsstellung gestorben war und weil sie selbst zu dem angesehenen und vermögenden Geschlecht der Hagens auf Storeholt gehörte.

Zu einer erneuten Erklärung kam es jedoch nie. Auf dem Grund von Jyttes freimütigem Wesen machte sich immer eine Scheu bemerkbar, die ihm im letzten Augenblick das Wort auf der Zunge zurückhielt. In dieser wunderlich bangen Zutraulichkeit lag etwas, das ihn oft an die halbgezähmten Rehkitzchen denken machte, die man in der Nähe von Försterwohnungen trifft – die fliehen, sobald man sich ihnen nähert, aber folgen, wenn man sich entfernt.

Er hatte sich oft selbst gefragt, ob ihr Leben irgendein Geheimnis enthalten könne, das sie nicht den Mut hatte ihm einzugestehen. Er erinnerte sich der angstvollen Augen, mit denen sie ihn an jenem Tage auf der Langenlinie angesehen hatte, als er um sie anhielt. Diese Augen hatten ihn auch hier in Favsingholm verfolgt.

Sie und ihre Mutter lebten in diesem Winter sehr still. Frau Abildgaard hatte kurz zuvor den letzten ihrer beiden Söhne verloren, einen begabten jungen Mann, der einer törichten Ursache wegen Selbstmord beging. Außerdem hatten die vielen Verlobungsgerüchte, die in den letzten Jahren aus Jyttes Fußspuren aufflatterten, sie wohl auch ein wenig isoliert.

„Finden Sie nicht, daß meine Tochter sich sehr verändert hat?" fragte ihn die Mutter einmal, als sie allein zusammen im Wohnzimmer saßen. Er hatte ihr in seinem Herzen recht geben

müssen. Trotz Juttes gleichgültigem und zuzeiten recht ausgelassenem Ton war sie offenbar oft ganz zermartert. Der Tod des Bruders hatte sie wohl sehr erschüttert. Aber trug sie nicht auch einen geheimen Kummer mit sich herum? Woher kam der Schleier der Müdigkeit, der sich so oft über die schönen, klugen Augen legen konnte? Woher die schwere Süße in dem gedankenvollen Lächeln?

Sie hatte in den letzten Jahren ihre Sprachstudien aufgegeben und sich auf die Musik geworfen. Selbst sprach sie nur davon, daß sie „ein wenig klimpere". Aber von anderer Seite wußte er, daß einer der Professoren am Konservatorium sie in hohen Tönen gerühmt und nur bedauert haben sollte, daß ihr Ehrgeiz ihren musikalischen Fähigkeiten und ihrer Energie nicht entspreche. „Sie würde eine Künstlerin von europäischem Ruf werden können," hatte er gesagt.

Am Abend, ehe er nach Nauheim reiste, um eine Kur durchzumachen – und sich sein Todesurteil zu holen –, standen sie zusammen im Laternenschein vor ihrer Hausflur in der Dronningens Tvärgade und nahmen Abschied. Er hatte sie aus einem Konzert nach Hause begleitet, und sie waren beide gleich geistesabwesend. Ahnte sie, daß das Freierwort ihm wieder auf den Lippen brannte? War das der Grund, weswegen sie eine solche Eile hatte, die Hand aus dem Abendmantel herauszustrecken und gute Nacht zu sagen?

„Ja, dann viel Glück auf die Reise," sagte sie in scherzendem Ton, „und vergessen Sie nicht, daß Sie Mutter versprochen haben, zu schreiben!"

Das waren die letzten Worte, die er von ihr gehört hatte.

Seither hatte er jedes Jahr an seinem Geburtstag eine Sendung Rosen von ihr und der Mutter erhalten, mit einem Gruß aus Storeholt, wo sie sich um diese Zeit aufzuhalten pflegten. Das erste Mal hatte er mit einem Brief, später mit einigen Höflichkeitsphrasen geantwortet, und eine andere Verbindung hatte in diesen Jahren nicht zwischen ihnen bestanden. Wenn

es sich so verhielt, wie Asmus vermutete, daß sie auf jemand wartete, so konnte er es sicher nicht sein ...
Das Geräusch einer Maus, die unter dem Fenstergesims zu nagen anfing, machte ihn einen Augenblick aufmerksam. Dann war die Uhr also eins. Das kleine Wesen der Finsternis, das offenbar ein streng reguliertes Dasein führte, begann jede Nacht um diese Zeit die Zähne zu wetzen. Draußen hatte sich der Wind erhoben. Wunderlich schleichend kam er von der südlichen Giebelecke und fingerte an den Türen und Fenstern herum wie ein Dieb.
Bald kehrten jedoch seine Gedanken zu Jytte zurück. Er richtete sich im Bett auf und drückte verwirrt sein Gesicht in die Hände. In einem halben Jahre würde er vielleicht Bescheid wissen. Noch sechs lange Monate sollte er hier in der Ungewißheit umhergehen! ... Er fühlte wieder die Fesseln der Krankheit an Hand und Fuß einschneiden und zerrte daran wie ein Gefangener, der aus einem Traum von Freiheit erwacht ist.
„Was habe ich im Grunde gewonnen? Kaum hat das Gespenst des Todes den Griff um meine Kehle gelöst, als auch schon der Alpdruck des Lebens sich mit noch ärgerer Qual über mich stürzt!"
Die Tür zu Barbaras Kammer tat sich leise auf. Die Alte hatte ihn seufzen gehört. Sie kam mit einem Licht in der Hand herein und blieb in ihrem weißen Nachthemd an der Tür stehen. Mit der andern Hand beschattete sie das Licht, so daß nur ihr eigenes kleines, weiches Altweibergesicht beleuchtet wurde. Die ganze Stube wurde von dem Schatten der Hand ausgefüllt.
„Geben Sie mir bitte etwas zu trinken," sagte er.
„Haben der Herr nicht geschlafen?"
„Ja freilich! Aber mir ist so wirr im Kopf. Sehen Sie doch einmal nach, was für Wind wir haben."
Barbara stellte das Licht auf einen Tisch unter dem Fenster, wischte den Tau von einer Fensterscheibe und sah in die blaue Nacht hinaus.

„Der Wind ist nach Süden herumgegangen," sagte sie.
„Ja, das deuchte mir auch. Haben Sie nicht den Vogelzug gestern abend gehört? Wir bekommen wohl noch mehr Regen."
Die Alte bestätigte das. Die Fliegen hätten sich seit heute mittag im Hause gehalten, sagte sie.
Während sie am Tisch stand und einen Trunk aus frischen Holunderbeeren durch ein kleines Sieb goß, lag Torben auf den Ellbogen gestützt und beobachtete sie. Es war so sonderbar zu denken, daß auch sie bald nur eine Erinnerung für ihn sein würde. In Tausenden von Nächten war sie aus der Dunkelheit da hinten aufgetaucht und hatte um ihn herumgepusselt wie ein freundliches altes Hausgespenst. Sie hatte auch zuweilen hier an seinem Bett sitzen und ihn in den langen, schlaflosen Stunden unterhalten müssen; und es erschien ihm dann oft, als wenn sie in ihrem einförmigen Dasein mehr erlebt hatte als irgendein anderer Mensch, den er gekannt, auch daß sie in ihrer Einfältigkeit klüger in bezug auf das Leben war als die meisten. Aber das kam wohl, weil sie zu diesen jetzt fast ausgestorbenen Menschen gehörte, die immer ihre ganze Welt da haben, wo der Zufall sie anbrachte.
Sie stammte aus Christiansfeld, wo sie vor achtzig Jahren in der Brüdergemeinde geboren war. Während des Krieges war sie an einem Feldlazarett als Wachfrau angestellt gewesen und hatte das Heer durch Jütland hinaufbegleitet. Auf die Weise war sie hier in die Gegend von Randers gekommen. Aber was sollte jetzt aus ihr werden?...
Er war zu müde, um mehr nachzudenken. Als er ein wenig getrunken hatte, nahm er wieder ein Pulver und bat sie, sich zur Ruhe zu begeben.

VI

Mads Vestrup kam ein paar Tage später in einer schmutzigen leinenen Jacke und auf Holzschuhen von seinem Rübenfeld gegangen, als er mitten auf der Dorfstraße dem benachbarten

Pfarrer, seinem Vorgesetzten, Propst Broberg, begegnete, der mit seiner Frau in einer heruntergeschlagenen Kalesche gefahren kam. Der beliebte Kanzel- und Volksredner war ein kleiner Mann mit grauer Mähne, und die Pröpstin glich ihm wie eine Zwillingsschwester. Er saß in die eine Ecke des Wagens zurückgelehnt und paffte mächtig an einer Zigarre. Sie saß in die andere Ecke zurückgelehnt und steckte eine kleine rote Nase in die Luft.
Mads Vestrup grunzte ärgerlich, als er aus der Entfernung das Fuhrwerk erkannte. Er hatte keine Achtung vor seinem berühmten Amtsbruder, der zu den sogenannten liberalen Theologen gehörte, die ihm ein fast noch höherer Grad des Ärgernisses waren als die reinen Gottesleugner. Er wünschte nur unangetastet vorüberzukommen.
Das eheliche Zwillingslächeln in den Gesichtern des Propstes und der Pröpstin verschwand, sobald sie Mads Vestrup entdeckten, und machte strammen Mienen Platz.
Trotzdem ließ der Propst halten.
Das Unglück wollte, daß er sogleich von dem Gutsbesitzer auf Favsingholm und den Gerüchten zu reden begann, die über seine merkwürdige Heilung im Umlauf waren. Wußte man etwas Näheres davon? War es wahr, daß er auf dem Schloß gewesen? Hatte er Dihmer gesehen?
Um nicht in Heftigkeit etwas Unüberlegtes zu sagen, schwieg Mads Vestrup baumstill. Er stand mit niedergeschlagenen Augen da, weil er den Anblick dieses löwenmähnigen Affen, dieses ehrsüchtigen Judas, nicht ertragen konnte, der seinen Heiland für das Blutgeld der Popularität verraten und die strenge Lehre Christi mit Flitter und Staat in dem leichtfertigen Geist der Zeit aufgeputzt hatte.
Als der Propst noch immer keine Antwort erhielt, gab er dem Kutscher ein Zeichen, und der Wagen rollte weiter.
„Dieser Mensch wird bald reif für das Irrenhaus sein," sagte er; „er sollte eigentlich nicht in seinem Amte sitzen bleiben ... Und wie er angezogen geht!"

„Ja, weißt du," erwiderte die Pröpstin, „gleich als ich ihn sah, glaubte ich, es wäre unser eigener Krugwirt, der da kam."
Eine mächtige Rauchwolke, von einem entzückten Lachen gefolgt, entfuhr dem Propst.
„Du hast recht, Bille! Ich habe noch nie darüber nachgedacht, aber die Ähnlichkeit ist wirklich auffallend. Wirklich auffallend. Aber was sollen wir nur mit ihm machen?"
„Ihr habt so viele Verordnungen und Vorschriften. Steht da denn nicht irgendwo, daß sich ein Geistlicher mindestens zweimal wöchentlich rasieren muß?"
„Ach, du bist schlimm, Bille! Du bist schlimm!... Aber ich will dir versprechen, die Sache bei meiner nächsten Visitation vorzubringen."
Mads Vestrup war währenddessen nach dem Pfarrhause zurückgekehrt, wo ihn Stine mit dem Bescheid empfing, daß während seiner Abwesenheit ein reitender Bote aus Favsingholm dagewesen sei. Dihmer wolle gern mit ihm reden.
„Was kann das nur sein?" dachte er und ging in sein Zimmer. „Ich muß wohl an einem dieser Tage einmal hingehen, obwohl er sicher nicht nach dem P f a r r e r geschickt hat."
Der folgende Tag war ein Sonntag. Mads Vestrup hielt wie gewöhnlich Gottesdienst in einer fast menschenleeren Kirche. Auch Stine war unter dem Vorwand, daß sie nicht wohl sei, zu Hause geblieben.
Als er sich zum ersten Male vor dem Altar umwandte, sah er, daß Oleane Staun da war. Sie saß allein in einem der geschlossenen Stühle dicht unter der Kanzel. Ihr rundrückiger Mann saß drüben in dem entsprechenden Stuhl auf der Männerseite und hustete, das zusammengefaltete Taschentuch gegen den Mund gepreßt.
Nach dem Gottesdienst, als die Kirchgänger, wie es Sitte war, sich vor der Vorhalle versammelten, um ihm die Hand zu geben, ehe sie gingen, stand Oleane ein wenig abseits, den Rücken ihm zugekehrt, und band einen Schnürsenkel. Erst als sich die

andern zurückgezogen hatten und auch ihr Mann gegangen war, um den Wagen zu holen, kam sie heran und gab ihm die Hand.

Sie war groß und von üppiger Gestalt, sonst aber gar nicht hübsch. Als junges Mädchen hatte sie das Nasenbein gebrochen, als sie im Übermut von einem Heuboden herabsprang. In den gelblich grauen Augen brannte eine unruhige Flamme. Sie und Mads Vestrup waren aus demselben Dorf und duzten sich daher. Im Heranwachsen hatte ein wenig Liebelei auf die freie Weise der ländlichen Jugend zwischen ihnen stattgefunden, und nun hatte das Leben sie wieder zusammengeführt. Vor ein paar Jahren war Oleane als Jörgen Stauns Frau hierher in die Gemeinde gekommen, und dieses Wiederbegegnen hatte sich als gefährlich für sie beide erwiesen.

Sie fragte ein wenig spöttisch, ob er den Weg mitgenommen habe, als er zuletzt bei ihnen gewesen, oder ob er vergessen habe, wo der Hügelhof liege.

„Großmutter klagt jeden Tag, daß du nie mehr kommst und Andacht mit ihr hältst. Sie kann ganz böse auf dich sein.. Warum kommst du nicht? Jetzt ist es über einen Monat her."

Mads Vestrup sah an ihr vorbei, in die Luft hinaus, um nicht von ihren Augen eingefangen zu werden.

„Willst du der Alten sagen, daß ich morgen komme. Hat sie mich wirklich erwartet?"

„Ja, jeden Tag, den Gott werden läßt. Es geht ihr recht schlecht."

„Nun ja. Also morgen."

Der Küster kam aus der Kirche heraus und schloß zu. Er hatte drinnen gestanden und gelauscht. Trotzdem stellte er sich überrascht, sagte: „Um Entschuldigung" und ging in einem großen Bogen um sie herum.

Mads Vestrup rief ihn zurück, verabschiedete sich von Oleane und ging mit ihm durch das Dorf, damit kein Gerede aus dieser Begegnung entstehen solle.

Am nächsten Tage gleich nach Tische kleidete er sich um und machte sich auf den Weg nach Favsingholm.
Er erschien mit einer höchst ungeselligen Miene auf dem Schloß. Selbst nachdem ihm Torben eine unumwundene Entschuldigung wegen des fatalen Auftritts gelegentlich seines letzten Besuchs ausgesprochen hatte, blieb er gleich unzugänglich. Als dann Torben Barbara mit dem Auftrag an die Haushälterin, Tee zu bereiten, hinausschickte, erklärte er mit unwirscher Bestimmtheit, daß seinetwegen keine Anstalten gemacht zu werden brauchten. Er wünsche nichts zu genießen. – Da gab Torben es auf, ihn zufriedenzustellen, und ging ohne Umschweife auf die Sache los, um deretwillen er zu ihm geschickt hatte.
Er habe gedacht, sagte er, daß der Gegend ein zeitentsprechendes Altenheim fehle, und nun sei es seine Absicht, ein solches zu errichten und hier auf Favsingholm in der leeren Gutsverwalterwohnung Platz dafür zu schaffen. Die praktische Leitung des Heims solle in die Hände eines Inspektors im Verein mit einem Ökonomen gelegt werden. Aber er sei der Ansicht, daß die Öffentlichkeit ein Recht habe, eine solche Stiftung kontrollieren zu können, und zuverlässige Leute aus der Gemeinde müßten ja auch die Bestimmung darüber treffen, wer in das Heim aufgenommen werden solle.
„Namentlich in dieser Beziehung hoffe ich, auf Ihren Beistand rechnen zu können, Pastor Vestrup. Da sitzen ja ringsumher so viele arme Wesen, die recht hilflos sind, und die kennen Sie sicher besser als die meisten. Ich denke an Leute wie der Knüttel-Jörgen und die lahme Sidsel Oevre, deren ich mich noch aus meiner Kindheit erinnern kann. Ich selbst behalte mir nur einen Platz vor – einen Ehrenplatz freilich –, nämlich für Barbara, meine treue Pflegerin."
Mads Vestrup hatte im Anfang mit seinem erstauntesten Gaffen gelauscht. Er faßte sich jedoch schnell und saß jetzt mit verschlossener Miene da und strich sich mit diesem unleidlichen Geräusch wie von Sandpapier über das Kinn.

„Sie wollen mit andern Worten Favsingholm für immer verlassen?" fragte er, als Torben geendet hatte.
„Nein, das habe ich nicht gesagt. Aber die Ärzte wollen mich in ein südlicheres Klima haben ... nach Italien wahrscheinlich. Schon in einigen Monaten, meint Professor Hagen, kann ich reisen. Es klingt für mich ja wie ein Märchen, daß ich dieses wunderbare Land noch einmal wiedersehen ... am Mittelländischen Meer sitzen und mich sonnen soll; und die Heimreise wird vielleicht über Paris gehen. Das hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen ..."
„Sie müssen also ganz sicher sein, daß Professor Hagen Ihnen nicht mehr versprochen hat, als er halten kann," sagte Mads Vestrup und schielte nach der Seite, wobei ihm das Weiße aus den Augen heraussprang, wie bei einem gefesselten Stier.
Sein Ton empörte Torben, aber um ihr Verhältnis zueinander nicht zu stören, antwortete er mit einem gutmütigen Scherz: „Finden Sie nicht, Pastor Vestrup, daß ich schon eine bessere Farbe bekommen habe? Als ich mich heute morgen im Spiegel betrachtete, wurde ich ganz verliebt in mich."
„Offen gestanden, ich sehe keine Veränderung."
„Ja, ja; ich kann nun doch jeden Tag einen kleinen Fortschritt spüren. Ich habe daher vorläufig keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die Wirkung der Kur den Erwartungen entspricht. Und nun habe ich also das Verlangen empfunden, meiner Dankbarkeit einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen."
Mads Vestrup sah mit einem großen Blick auf:
„Dankbarkeit?" sagte er. „Das verstehe ich nicht? Gegen wen?"
„Hören Sie einmal, Pastor Vestrup, wir wollen uns nicht weiter auf heikle Fragen einlassen; es hat sich ja gezeigt, daß es doch zu nichts führt."
„Ach nein, das tut es wohl nicht. Aber dann möchte ich Sie doch lieber gleich wissen lassen, daß ich mit der Sache weder etwas zu tun haben will noch kann."

Es folgte eine Pause.
„Sie müssen mich nicht richtig verstanden haben, Pastor Vestrup. Es handelt sich ja hier um ein ganz neutrales Anliegen. Ich erbiete mich, ein der Gemeinde notwendiges Altenheim zu verschaffen – eine Herberge, oder wie man es nun nennen will –."
„Ja, mir ist es einerlei, wie es genannt wird. Darüber haben Sie ja selbst zu bestimmen. Aber was nicht im Namen Gottes, des Allmächtigen, und zu seiner Ehre erbaut wird, daraus kann – meinem Glauben nach – kein Segen entstehen, und damit will ich mich nicht befassen. Nun habe ich es gesagt."
„Das tut mir leid – dann muß ich mich ja an einen andern wenden," sagte er, „zum Beispiel an den Schullehrer . . . heißt er nicht Hansen? Er ist ja Vertreter der liberalen Ansichten. Oder meinen Sie, daß auch er Bedenken haben könnte?"
„Darüber will ich mich nicht weiter äußern. Meinetwegen können die Leute ganz nach eigenem Geschmack und Belieben zwischen Himmelreich und Hölle wählen. Ich will nur sagen, daß, falls er mich um Rat fragen sollte, ich ihm natürlich auf das bestimmteste davon abraten würde, sich zum Botengänger des Antichrist hier in der Gemeinde zu machen."
Nun wollte Torben den Mann los sein.
„Dann habe ich Sie also ganz umsonst bemüht," sagte er. „Ich bedauere das natürlich, aber es hat ja keinen Zweck, weiter über die Sache zu reden. Es würde nur Zeitvergeudung sein."
„Der Ansicht bin ich auch."
Nachdem der Pfarrer gegangen war, ohne ihm die Hand zu reichen, saß Torben lange vornüber gebeugt da, gleichsam unter der Last seiner eigenen Gedanken. Eine alte, häßliche Erinnerung aus der Schulzeit in Randers war ihm während des letzten Teils ihrer Unterredung durch die Seele gegangen.
Es hatte damals eine Zeitlang eine Art Bündnis zwischen ihm und Mads Vestrup bestanden. Er hatte Mitleid gehabt mit dem unbeholfenen, scheuen Bauernjungen, der seit dem ersten

Tage, als er in der Schule erschien, die Zielscheibe des Spottes der ganzen Klasse gewesen war. Mads Vestrup war beträchtlich älter als die Kameraden und außerdem ein starkknochiger Bursche, der sich seine Plagegeister sehr wohl hätte vom Leibe halten können; aber er war ein feiger Junge, der erst um sich schlug, wenn er in Wut geriet. An einem Wintertag auf dem Spielplatz geschah es, daß sie miteinander rangen. Es begann im Scherz, als aber die Kameraden einen Kreis um sie bildeten und sie mit Zurufen anfeuerten, wurde allmählich Ernst daraus. Obwohl Mads Vestrup ihm sowohl in bezug auf Fleischmasse als auch an Kraft überlegen war, gelang es ihm schließlich doch, ihn zu werfen, und nun geschah etwas Unheimliches. Als Mads das Freudengeheul hörte, mit dem die Zuschauerschar Goliaths Fall begrüßte, wurde er plötzlich so weiß wie der Schnee, auf dem sie lagen, und spie ihm ins Gesicht.

Was er über Ekel und Beschämung hinaus empfunden hatte, als er hinterher an der Mauer stand und sich mit seinem Taschentuch abtrocknete, während der Schulinspektor, der Zeuge des Auftritts gewesen war, dem Sünder eine Bestrafung zuteil werden ließ, begriff er erst viele Jahre später. Jedesmal, wenn der Rohrstock des Lehrers auf den dicken Beiderwandrücken klatschte, schrie Mads Vestrup in wilder Verzweiflung, so ein Schloßjunge in Samthosen sei nichts weiter als der reine Dreck in den Augen Gottes, und diesen Notruf zum Himmel hatte er seither nie wieder vergessen. Er klang ihm noch in den Ohren, als sie einander nach sechsjähriger Trennung als frischgebackene Studenten in Kopenhagen wieder begegneten. Mads Vestrups bejammernswerte Armut, seine völlige Hilflosigkeit in der großen fremden Stadt und der üble Ruf, in den er bei einigen lustigen Brüdern geraten war, weil er eines Abends im Aprilverein, als er sich einen Augenblick allein im Restaurationslokal glaubte, sich von einigen abgeschnittenen Brotkrusten hatte verlocken lassen, die auf einem Teller liegen geblieben waren, –

dies alles hatte wieder eine Art Verhältnis zwischen ihnen angebahnt. Dann war Mads Vestrup plötzlich eines Tages aus Kopenhagen verschwunden, um nicht wieder innerhalb seines Gesichtskreises aufzutauchen, bis er selber vor drei Jahren nach Favsingholm zurückkehrte und ihn hier als Pfarrer vorfand.
Nun hatte er wieder etwas von demselben Abgrundgrauen empfunden, wie an jenem Tage auf dem Schulhof in Randers. Er hatte denselben wilden Haß sich aus der Tiefe der Volksseele entgegenblitzen sehen und diesen unheimlichen Notschrei gehört, der Rache der Gerechtigkeit und Genugtuung forderte – entweder hienieden oder doch mindestens im Jenseits.

VII

Als Mads Vestrup auf dem Heimwege durch den Wald gelangt war und das Land unter einem fliegenden Wolkenhimmel wieder offen vor sich liegen hatte, blieb er einen Augenblick stehen, die Mütze in der Hand, um seinen glühenden Kopf zu kühlen.
Er sah sich um. Und als er keinen Menschen in der Nähe entdeckte, ging er schräg über das Stoppelfeld, indem er die Richtung nach einem Ausmärkergehöft einschlug, das einsam oben auf einem Hügel lag. Es war Jörgen Stauns Gehöft.
Sein Herz schlug schwer und unruhig. Indem er sich dem Hofe näherte, stieg ein Schwarm Tauben von dem Dach des Wohnhauses auf, machte in der Luft kehrt mit einem Aufleuchten, wie ein wehendes Tuch, und ließ sich dann auf einem Feld in einer Entfernung nieder. Der Anblick wirkte auf ihn wie eine Warnung und veranlaßte ihn, einen Augenblick stehen zu bleiben.
Im Hoftor begegnete ihm der Knecht.
„Ist Jörgen Staun zu Hause?" fragte er.
Nein, er sei eben nach Randers gefahren, berichtete der Junge.
„So, ist er nach Randers gefahren!" sagte er nur, dachte aber bei sich, daß es doch höchst sonderbar sei.

Das Wohnhaus war ein niedriges Fachwerkgebäude mit zwei Eingängen. Er ging auf den zu, der in das Brauhaus und die Altenteilstube führte. Als er auf der östlichen Diele stand und ihm ein Duft von Haaröl entgegenschlug, dachte er, Oleane oder das Mädchen müsse kürzlich hier durchgegangen sein. Hinter der Tür des Brauhauses zur linken Hand vernahm er das Geräusch einer Wasserkelle.

Während er sich der entgegengesetzten Tür zuwandte, die zu der alten Frau hineinführte, tat sich die andere Tür ein wenig auf, und Oleane steckte den Kopf heraus. Sie war im Begriff, sich umzuziehen, und das Haar hing ihr über die Schultern herab.

„Ja, geh du man rein; ich komm' gleich."

Mads Vestrup klopfte an die Tür und trat in eine lichtarme, scheinbar menschenleere Stube, die ihn mit einer ungleichmäßig tickenden Bornholmer Uhr willkommen hieß.

Der Vorhang eines Alkovens wurde zur Seite geschoben, und ein eingebünzelter Kopf kam zum Vorschein. Es war die Altenteilerin des Hofs, Jörgen Stauns Mutter. Die alte Frau war die letzten zehn Jahre ans Bett gefesselt gewesen. Sie litt an einem Magenübel, was man auch an der Luft in der Stube merken konnte.

„Ist das der Pfarrer?" fragte sie und legte ihre lange gelbe Knochenhand schützend über die Augen.

„Ja," sagte er, stellte seinen Stock in die Ecke und hängte die Mütze darauf. Dann setzte er sich auf einen Stuhl an ihr Bett. „Jörgen ist ja wohl nach der Stadt gefahren?"

„Ja, er mußte zum Doktor mit dem Mädchen, die hatt' einen schlimmen Finger, der geschnitten werden muß. Und dann wollt er auch gleich mit ihm über seine Brust sprechen. Er hat die letzte Zeit so viel ausgestanden."

So war denn Oleane allein zu Hause – dachte Mads Vestrup voll neuer Unruhe und erinnerte sich der Warnung des Taubenschwarmes.

„Ja, dann wollen wir zusammen beten, Mette!“
Eine Viertelstunde später, als er die Andacht mit dem Absingen eines geistlichen Liedes beendet hatte, kam Oleane herein und begrüßte ihn mit einem kräftigen Händedruck. Sie war nicht nur groß von Gestalt wie ein Mann, es lag auch eine männliche Forschheit in allen ihren Bewegungen.
Sie kauerte vor dem Ofen nieder, um ein paar Stücke Torf auf das Feuer zu werfen. Wie ein junges Riesenweib saß sie da im Schein der zusammengescharrten Kohlen und stützte die Arme auf die Hüften, die unter dem Kleid schwellten. Hinterher schüttelte sie mit mächtigem Spektakel ihre Röcke, nahm ein Strickzeug und setzte sich auf die Bank unter dem Fenster, indem sie das eine Bein nachlässig über das andere schlug, so daß man einen dunkelroten Strumpf fast bis zum Knie hinauf sehen konnte.
Mads Vestrup wandte das Gesicht ab, aber er konnte die ganze Zeit die lockenden Blicke merken, die sie ihm über das Strickzeug zuwarf. Deswegen mußte er wieder und wieder sein Taschentuch herausziehen, um den Schweiß von der Stirn zu trocknen, diesen kalten Schweiß, der ihm bei der geringsten Gemütserregung aus dem Körper sprang.
Als er sich erhob, um zu gehen, war es draußen und drinnen dunkel geworden. Nur der Schein des Ofenfeuers schien hinaus in das Zimmer.
Oleane legte das Strickzeug hin, um ihn hinauszubegleiten.
„Das tut nicht nötig,“ sagte er, „bleib du nur drinnen.“
Sie begleitete ihn trotzdem hinaus.
Draußen auf der Diele fand er die Hoftür abgeschlossen. Der Schlüssel war sogar abgezogen.
„Hier laufen in dieser Zeit so viele Strolche herum,“ erklärte Oleane. „Du kannst ja ebensogut durch unsere Wohnung gehen.“
Mads Vestrup begann Unrat zu ahnen.
„Ich pflege denselben Weg hinauszugehen, den ich hereingekommen bin,“ sagte er befehlend. „Mach hier auf.“

„St! St!“ flüsterte sie vertraulich. „Ich muß mit dir reden, Mads Vestrup! Komm zu mir herein!“

„Mach hier auf!“ wiederholte er und rüttelte an dem Schloß. Jetzt begriff er, daß er in einen Hinterhalt gelockt und eingekreist war.

„Wenn du nich mit mir reden willst, tu ich mir ein Leid an. Jetzt weißt du es, Mads Vestrup.“

„Du redest mit deinem Pfarrer, Oleane ... Das solltest du bedenken!“

„Ach, den Pfarrer laß man aus dem Spiel! Du bist wohl nich so 'n heiliger Mann, wie die Leute glauben. Denn du warst doch nich mehr als zwölf Jahr' alt, als du unten im Schilf saßest und zuguckteſt, während die Mädchen vom Müller badeten. Weißt du das wohl noch?“

„Jetzt holst du den Schlüssel, sag ich dir.“

„Na ja. Zwingen kann ich dich nich, mit mir zu reden. Nu will ich den Schlüssel holen.“

Sie ging durch die Braustube in die Küche hinein, und er hörte sie auch die Tür zu der kleinen Stube öffnen, die dahinter lag. Aber dann wurde alles still. Mehrere Minuten stand er in der Dunkelheit da und wartete.

Es fing schließlich an, ihm unheimlich zu werden. Obwohl alle Türen offen standen, kam von da drinnen kein Laut. In seiner Angst ging er ihr nach durch die Braustube und blieb in der Tür zur Küche stehen.

„Oleane ... wo bleibst du nur einmal?“ rief er, und der kalte Schweiß perlte ihm auf der Stirn, als er keine Antwort erhielt. Ein Paar grüne Katzenaugen funkelten im Dunkel unter der Abwasche, wo der Abfalleimer stand; sonst war da nichts zu sehen.

Er ging weiter und stand jetzt in der Tür zur Stube. Auch hier leuchteten die Kohlen im Ofen und breiteten einen feurigen Fächer auf dem Fußboden aus. Ein Kessel in der Ofenröhre klapperte unruhig mit seinem Deckel. Aber Oleane war nicht zu sehen.

Er rief wieder und wurde fast bange vor dem Schall seiner eigenen Stimme. Aber gerade die Angst trieb ihn jetzt vorwärts. Hinter der Stube war eine kleine Kammer, die als Schrankstube benutzt wurde. Die Tür stand offen, und hier gewahrte er ihre Gestalt im Dunkel. Sie saß auf einem der Kleiderkasten und hatte den Kopf in die Hände gelegt.

„Warum sitzt du da? . . ."

Sie rührte sich nicht, antwortete auch nicht; aber nun sah er, daß sie weinte. Ihr ganzer großer Körper zitterte.

Er hatte lange begriffen, daß sie nicht glücklich in ihrer Ehe mit Jörgen Staun war, die ihr keine Kinder geschafft hatte, und es machte einen ergreifenden Eindruck auf ihn, sie so hilflos in ihrem Kummer dasitzen zu sehen.

„Was fehlt dir, Oleane?"

„Du weißt es ja recht gut, Mads Vestrup! Wir beide hätten zusammengehört!"

„So mußt du nicht reden. Halte dich an Gott, Oleane!"

Er legte seine Hand auf ihre Schulter, um ihr einige tröstende Worte zu sagen, aber sie mißverstand die Bewegung, und im selben Augenblick fühlte er ihre Arme erstickend um seinen Hals.

„Ach! Ich wußte es ja, Mads, daß du mich doch ein wenig lieb hast!"

VIII

Im Schloß ging es beständig vorwärts mit der Genesung des Kranken. Nach Verlauf einiger Wochen fühlte sich Torben fast gesund. Mit Staunen sahen ihn die Leute in der Umgegend wieder lange Fahrten im offenen Wagen machen und ihren Gruß freundlich erwidern. Er war strahlender Laune. Auch sein Aussehen hatte sich nach und nach verändert. Die aufgedunsene Umgebung der Augen und die unförmigen Hände und Füße schwollen ab, genau so, wie Asmus Hagen es vorausgesagt hatte.

Eines Morgens Anfang Februar reiste er von Favsingholm ab. Er fuhr direkt nach Wiesbaden, um eine Badekur durch-

zumachen, ehe er nach Italien weiterfuhr, wo er mit Jytte und ihrer Mutter zusammentreffen sollte, von denen er Briefe und Glückwünsche erhalten hatte.

Kurz vor seiner Abreise hatte sich an einem Sonntag während des Gottesdienstes in der Favsinger Kirche ein Auftritt ereignet, der in der ganzen Gegend die größte Bewegung hervorrief. Mitten während der Predigt war Mads Vestrup in ein Schluchzen ausgebrochen, das wie das Heulen eines Hundes geklungen hatte. Er sank auf die Knie nieder, die Hände vor dem Gesicht, und vermochte nicht fortzufahren.

Schon seit längerer Zeit hatten unheimliche Gerüchte über sein Verhältnis mit der mannstollen Oleane auf dem Hügelhof die Runde in der Gemeinde gemacht. Jetzt bekam der Klatsch Wind in die Segel und erschreckte die Bevölkerung allen Ernstes.

Ein paar Tage, nachdem Torben abgereist war, kam Propst Broberg in seiner Kalesche durch das Dorf gefahren und hatte gegen seine Gewohnheit seine Frau nicht bei sich, was seine Erscheinung gleich verdächtig machte. Als die Leute sahen, daß der Wagen in den Pfarrhof einbog, waren sie sich klar darüber, daß Mads Vestrups Stunde geschlagen hatte.

Mads Vestrup saß mit seiner Familie und seinem Gesinde bei Tische, als der Propst vorfuhr. Beim Anblick des Wagens begann er zu zittern, erhob sich leichenblaß von seinem Platz und sagte, ihm sei nicht wohl. Worauf er durch die Küche hinausging.

Stine mußte den Propst empfangen, der indessen sofort erklärte, er wünsche mit ihrem Mann unter vier Augen zu reden.

Aber Mads Vestrup war plötzlich wie von dem Erdboden verschwunden. Man rief vergebens im Osten und im Westen nach ihm, man suchte in dem Stall und in der Scheune, aber er war nicht zu finden. Erst nachdem der Propst mit steigender Ungeduld über eine halbe Stunde gewartet, kam er von dem Holzschuppen drüben her, wo er sich verborgen gehalten hatte. Er sah ganz verstört aus.

Dem Propst gegenüber gestand er sofort alles ein. Er suchte

auch keine Zuflucht in Entschuldigungen, sondern bekannte redlich, daß er in Sünden gelebt und nicht die Kraft besessen habe, sich von seinem Fall wieder zu erheben, bis ihm die Verworfenheit seiner Mitschuldigen klar geworden sei. Er rechnete damit, daß er durch ein offenes Geständnis seine Richter milder stimmen, vielleicht den Verlust seines Amtes abwehren oder sich doch wenigstens eine Pension sichern könne.

In seiner wirren Angst, sein Auskommen zu verlieren und mit seiner kranken Frau und seinen Kindern auf der Landstraße zu stehen, fuhr er am nächsten Tage nach Aarhus und tat in tiefster Demut einen Kniefall vor dem Bischof. Aber der alte Mann konnte ihm keine Hoffnung machen.

In einem Zeitungsinterview hatte Propst Broberg ganz offen seine Befriedigung darüber geäußert, daß die Kirche von einem Lehrer befreit werde, der außer seiner Behaftung mit einem so ernsten moralischen Makel auch in intellektueller Hinsicht unter dem Minimum stehe.

Schon ehe die Entdeckung geschah, hatte Mads Vestrup eines Tages selbst seiner Frau gegenüber gebeichtet. Stine war ganz außer sich vor Wut geraten und hatte gedroht, ihn bei der Gemeinde zu verklagen, ja, sie war in Wirklichkeit diejenige, die zuerst durch ihr Gebaren dem Verdacht gegen ihren Mann Nahrung gegeben hatte. Aber jetzt, wo sie sah, daß sich alle von ihm abwandten, und wie namentlich seine Amtsbrüder ihn einmütig von sich stießen wie einen räudigen Hund, schlugen ihre Gefühle um. Sie stellte sich mutig auf seine Seite und erklärte, daß wenn *sie* ihm verzeihen könne, die andern es wohl auch könnten. In der letzten aufflackernden Hoffnung auf Rettung gelang es Mads Vestrup, sie zu überreden, in der Gemeinde von Haus zu Haus zu gehen und Namen unter eine Bittschrift an den Minister zu sammeln.

Aber es war alles vergebens. Der König selbst hätte ihn nicht von der Schande erretten können. Gleich nach dem Geständnis war er suspendiert, und das kleine jütische Dorf lieferte einige Tage

lang sämtlichen Zeitungen des Landes einen willkommenen Stoff zur Sensation. „Großer Predigerskandal in Jütland – Ein Bußprädikant auf schlechten Wegen – Was hinter dem Heuschober geschah", stand in brüllenden Überschriften in all den kleinen Klatschblättern. Auch Kopenhagener Zeitungen schickten Berichterstatter, die die Bevölkerung ausfragten und namentlich energische Sturmläufe gegen den Pfarrhof selbst unternahmen, um mit Mads Vestrup oder doch wenigstens mit seiner Frau und seinen Kindern zu sprechen und sich ein Bild von ihnen zu verschaffen. Die ganze kläffende Meute der Presse wurde auf den armen Mann losgelassen wie ein Unwetter aus der Hölle. Er hatte sich eingeschlossen, hatte sich vor allen versteckt, sogar vor seinen Kindern. Nur Stine war bei ihm. Er saß in diesen Schreckenstagen, mit dem Kopf an ihre Schulter gelehnt, und es war ihm, als sei er nicht nur von den Menschen, sondern auch von seinem Gott verstoßen und verflucht.
Ein paar Wochen wartete man in Favsing auf die Bekanntmachung seiner endgültigen Verabschiedung, und es verlautete, daß er den bittern Kelch bis auf die Neige würde leeren müssen, indem ihm auch die Berechtigung, Talar und Priesterkragen zu tragen, abgesprochen werden würde.
Aber ehe dies geschah, nahm Mads Vestrup selbst Abschied von seiner Gemeinde, und zwar auf eine Weise, die weit und breit von sich reden machte und bei vielen Zweifel über seine Zurechnungsfähigkeit erweckte. Nachdem er sich während dieser ganzen Zeit vor niemandem hatte blicken lassen, lud er eines Tages durch einen Boten und Glockengeläute zu einer Versammlung in der Kirche ein, die er trotz des Widerspruchs des Küsters aufschließen ließ. Und als die Leute versammelt waren, erschien er in vollem Ornat in der Chortür.
Die Abendsonne fiel auf seine Gestalt, und man sah, daß er eigentümlich verändert war. Er war keineswegs der zerknirschte Mann, den man zu sehen erwartet hatte. Sein Gesicht war verweint. Aber die Augen leuchteten.

Seine tiefe Seelennot hatte mit einer neuen geistigen Erweckung geendet. Er, der in seinem Gottesverhältnis so furchtsam gewesen, der sich dem himmlischen Thron immer am liebsten auf Umwegen genähert hatte, war aus seinem einsamen Kampf mit einer Sicherheit in der Seele, mit einer Vertröstung auf die ewige Barmherzigkeit hervorgegangen, wie er sie nicht gekannt hatte, seit er als Kind am Fenster in der niedrigen Stube seiner Mutter auf den Knien gelegen und dem Brausen des Windes in den Pappeln da draußen lauschte mit einem wunderlichen Gefühl, als liege er dicht an Gottes Herz geschmiegt.

Er sprach mit lauter Stimme, bekannte mit schonungsloser Offenheit sein Vergehen vor der Gemeinde, die sich bei dieser Gelegenheit vollzählig eingefunden hatte, so daß viele in dem Mittelgang stehen mußten. Dann aber wandte er sich gegen die Geistlichkeit, die ihn verstoßen hatte. Er sagte, jetzt wisse er, daß seine Sünde, so schlimm sie auch sei, in den Augen Gottes gering wäre im Vergleich mit der Schamlosigkeit, mit der fast alle Diener Gottes ihre Kirche verrieten und das Evangelium fälschten. Er erklärte, daß der Herr lieber Trunkenbolde, Ehebrecher, ja Räuber und Mörder auf den Kanzeln der Kirche stehen sähe, als diese läppischen und ehrsüchtigen Geistlichen, die mit der Welt buhlten und die Ohren der Gottlosen mit leichtfertigem Geschwätz über die höchsten Dinge füllten.

Es war Unruhe in der Kirche entstanden. Man sah sich unwillkürlich nach einem Schutzmann um. Viele erhoben sich und wollten gehen. Mads Vestrup aber ließ sich nicht bange machen. Der früher so mutlose und sorgenvolle Mann, der so verzagte Gedanken über sich selbst und die Bestimmung der Vorsehung mit ihm gehabt hatte, war als wolfsgieriger Streiter des Herrn erwacht, hatte sich, wie geschrieben steht, bereitet, seine Lenden zu schürzen und Heim und Kinder Gottes Obhut zu empfehlen, um die zerstreuten Überreste seiner Gemeinde zum Kampf gegen die Hölle zu sammeln.

Während er redete, hörte er das Herrgeschrei der Cherubime in der Luft, und er erhob seine Hände, als er schloß, und um „zum letzten Male unseren alten Glauben in diesem Hause zu bekennen, das vielleicht für eine Zeitlang die Beute des Satans werden wird“.
In großer Erregung strömten die Leute aus der Kirche. Man rief sich gegenseitig als Zeugen an für das, was er gesagt hatte, und viele sahen bedenklich drein, weil sie ihre Kirche von einem geisteskranken Manne entweiht fühlten. Die Ernstesten unter ihnen gingen schweigend nach Hause.

IX

Am Mittelmeer, eine Meile von Genua entfernt, liegt eine kleine Stadt. Sie gleicht den meisten andern der vielen Hotel- und Pensionatsstädte, die eine sonnenanbetende Zeit dort unten in dem Warmbeet Europas unter den olivengrauen Apenninen zum Treiben gebracht hat. Schichtweise liegt sie an der Bergmauer, mit steilen Straßen, Bogengängen und tropischen Palmengärten. Am Strand entlang führt eine Promenade. Auf schweren Grundmauern ist sie ein Dutzend Meter über der Brandung erbaut, die bei Seewind – und der weht recht häufig über dem Mittelmeer – mit einer Bewegung aufspringt, die an ein sich bäumendes Pferd erinnert, und sich dann mit einem Sieden in Schaum auflöst, so ganz verschieden von dem Dröhnen, mit dem unsere eigene große Nordseebrandung gleichsam in schweren Träumen sich über die Sandbänke dahinwälzt. Nimmt der Wind zu, und zieht er seine Siebenmeilenstiefel an – und es stürmt gar nicht so selten unter der Azurküste –, so bricht sich das Meer gegen die Grundmauer mit einem hohlen Sprenglaut und steigt mit einem turmhohen Spritzen auf, als habe eine unterirdische Explosion stattgefunden.
Das größte Hotel der Stadt ist das Parkhotel, ein marmorweißer, fünfstöckiger Sonnentempel mit Hunderten von Altanen oder Altären nach Süden zu. Davor liegt eine große, halb öffent-

liche Palmenanlage, die unten am Strande in einer Terrasse endet, mit Aussichtsbänken und einer Treppe, die nach der Promenade hinabführt.
Hier saß an einem windstillen Tage Ende März eine Gesellschaft von den Gästen des Hotels, den Blick auf das Meer gerichtet. Sie waren nach dem zweiten Frühstück da hinuntergegangen, um sich über eine gemeinsame Nachmittagszerstreuung zu beraten; aber nachdem man mehr als eine Stunde in verschiedenen Sprachen gegackert hatte, war man noch zu keinem Ergebnis gelangt. Hinter den äußersten Felsblöcken des Vorstrandes, wo die Brandung siedet, lag das Wasser blank wie Metall und wiegte das Spiegelbild der Mittagssonne und ihrer Lichtbrücke. Es war deswegen von einigen eine Ruderfahrt vorgeschlagen. Andere hatten dahingegen empfohlen, nach Genua zu fahren, um ein paar Negerboxer zu sehen, die dort in einer amerikanischen Menagerie auftraten. Unter den Belustigungen des Tages war auch eine Begräbnismesse in der Domkirche da drinnen und eine Fliegervorstellung erwähnt. Überhaupt war da so viel, zwischen dem man wählen konnte, daß niemand so recht wußte, wozu er Lust hatte; und die lebhafte Beratschlagung löste sich mit dem Ergebnis auf, daß die meisten in das Hotel zurückkehrten, um bis zu der großen Promenadenstunde, um drei Uhr, wenn die Musik spielte, auszuruhen.
Die Standhaftesten – darunter mehrere Damen – machten jedoch Ernst daraus, ein Boot zu mieten und sich auf das Meer hinausrudern zu lassen. Auf den Bänken zurück blieben schließlich nur zwei dänische Herren: ein kleiner schwarzbärtiger Mann von jüdischem Aussehen und ein großer Vollblutnordländer mit strotzenden Wangen und Augen wie ein Frühlingshimmel.
„Wer ist eigentlich der junge Mann, der Fräulein Abildgaard so auf Schritt und Tritt folgt?“ fragte der erstere, der am selben Morgen hier angekommen war und dem andern schon ein Dutzend Fragen über ihre Mitpensionäre gestellt hatte.

„Meinen Sie den Deutschen?"

„Nein, den jungen Kopenhagener mit den lila seidenen Strümpfen. Er hat sie jetzt auch auf die Ruderfahrt begleitet."

„Ach, das ist der junge Mohn! Ein Sohn von Mohn & Drejer. Ein Todeskandidat, was Sie ihm gewiß ansehen können. Er ist mit einer Krankenpflegerin vom Roten Kreuz hier ... auf dem Wege nach Ägypten. Der arme Kerl! Er soll nur noch eine halbe Lunge haben."

„Man hat mir gesagt, daß der Gutsbesitzer Torben Dihmer hier erwartet werden kann."

„Ja. Er kommt aus Wiesbaden. Wir erwarten ihn jeden Tag."

„Ob wohl etwas daran ist, daß er und Fräulein Abildgaard verlobt sein sollen?"

„Darüber hat man Gott weiß wie lange geredet, da muß man wohl anfangen, daran zu glauben. Dihmer ist übrigens mein Freund, und ich gönne es ihm wohl, eine schöne und interessante Frau zu bekommen, jetzt, wo er endlich wieder gesund geworden ist. Denn er soll wirklich vollständig geheilt sein, sagt man."

„Ja, das weiß ich von Professor Hagen selbst. Er ist mein Arzt."

„Merkwürdig! eine wirkliche Auferstehung von den Toten, kann man ja fast sagen. – Es könnte eigentlich ganz interessant sein, so etwas einmal ausprobiert zu haben."

„Sind Sie selbst Ihrer Gesundheit wegen hier unten, Herr Generalkonsul?"

„Ich? ... Finden Sie, daß ich so aussehe?" fragte der Hüne lächelnd, aber doch gleich ein wenig beängstigt. Es war ein sonnengebräunter Mann in den besten Jahren, mit einem kräftigen Schnurrbart und zwei mandelgroßen, schimmernd weißen Vorderzähnen, die jedesmal, wenn er lächelte – und er lächelte fast immer – hinter dem Bart wie durch eine Hasenscharte

zum Vorschein kamen. „Nein, Gott sei Dank, mir fehlt nichts. Seit ich angefangen habe, das Wellersche System zu gebrauchen, habe ich mich wie ein Füllen auf einer Sommerwiese gefühlt. Ich habe früher nach der Pettermannschen Methode gelebt, aber das ist Humbug und Reklame. Weller dahingegen ist der glückliche Löser des Problems. – Und Sie, Herr Direktor Zaun? Sie sind wohl Ihrer Gesundheit wegen hierhergekommen, nicht wahr? Ist Ihre Brust angegriffen?"

„Nein, ich leide an Schlaflosigkeit – leider. Professor Hagen hat mir eine Luftkur verordnet."

„Ja, Schlaflosigkeit muß eine fürchterliche Plage sein. Ich hatte einmal jetzt im Winter eine unangenehme Nachricht spät abends erhalten. Ich versichere Sie, ich lag anderthalb Stunden wach, ohne einschlafen zu können. Stellen Sie sich vor! Zweimal mußte ich aus dem Bett heraus und eine kalte Dusche nehmen, ehe ich mich beruhigen konnte. Die Nacht vergesse ich nie! ... Sie sollten es mit Weller versuchen, Direktor Zaun. Um sieben Uhr auf, das System pünktlich durchgemacht in zwölf Minuten vor weit geöffneten Fenstern, hinterher eine kalte Dusche, Hafergrütze, gekochtes Obst, und späterhin am Tage Atemübungen und elektrische Massage oder Lichtbäder. Ich sage Ihnen, nach ein paar Monaten werden Sie sich des Lebens freuen wie ein Füllen auf einer Sommerwiese. Sehen Sie mich nur an! Ich habe während der letzten vier Jahre nicht einmal einen Schnupfen gehabt!"

„Ja, das weiß ich; das Wellersche System hat große Verbreitung gefunden."

„Lieber Freund, es handelt sich um eine Weltbewegung! Die Pettermannsche Methode ist Humbug. Ausgesprochener Humbug. Meine Frau hat in der letzten Nummer unseres Vereinsblattes einen Artikel geschrieben, der ganz vernichtend für Pettermann ist. – Erst mit Weller ist das Problem wirklich gelöst. Kraft, Gesundheit, Gemütsruhe und Lebensfreude für die ganze Menschheit durch die einfachsten und natürlichsten

Mittel – wieder einmal die Geschichte von dem Ei des Kolumbus!“

„Beabsichtigen Sie, sich längere Zeit hier aufzuhalten, Herr Generalkonsul?“ fuhr der unermüdliche Frager fort.

„Das weiß ich wirklich noch nicht. Wir pflegen sonst die Saison in San Remo zu verbringen, aber meine Frau und ich selbst finden, daß die Luft hier reichlich so kräftig ist. Es ist, als söge man Kraft und Lebensmut mit jedem Atemzug ein.“

Er schloß die Augen und atmete dreimal tief aus. Es war wie eine Andacht; und als er den Blick wieder aufschlug, hatte sein Gesicht einen ganz verklärten Ausdruck.

„Herrlich! Und die Natur ist ja überall hier gleich prachtvoll. Man muß zugeben, daß der liebe Gott auf der Höhe seiner Schöpferkraft gewesen ist, als er diese wunderbare Küste modellierte. Wie Arthur Höj neulich so brillant in einem Feuilleton schrieb: In diesen herrlich geschwungenen Linien an dem Sockel Europas scheint man seine Künstlersignatur: Deus fecit! lesen zu können!“

Mit ausgestrecktem Zeigefinger begann er die Worte in die Luft zu schreiben, aber plötzlich ließ er die Hand sinken. Er hatte unten auf der Promenade einen Mann erblickt, der in einiger Entfernung an dem Geländer stand. Ein hoher, bärtiger Mann in einem hellen Staubmantel.

„Wie war es denn doch noch gleich?“ forschte der Direktor von neuem. „Hat nicht die Geheimrätin vor einigen Jahren einen Sohn auf eine etwas sonderbare Weise verloren?“

„Auf eine sonderbare Weise?“ sagte der Generalkonsul, ohne die Augen von dem Manne dort unten abzuwenden, der jetzt einen Krimstecher aus der Tasche geholt hatte und das Boot mit der kleinen Hotelgesellschaft, das sich da draußen in der Dünung wiegte, beobachtete. „Er nahm Gift – die Geschichte ward niedergeschlagen, aber es ist ganz sicher. Der junge Mann hatte ein Verhältnis mit einer Statistin an einem Vor-

stadttheater gehabt, und als die dann eines schönen Tages mit einem andern durchging, nahm er sich aus Schwermut das Leben. Die Familie ist überhaupt ein wenig exzentrisch. Sie wissen vielleicht, daß noch ein Sohn da war, der sich auch etwas plötzlich aus dem Staube machte."

„Noch ein Sohn?"

„Ja, das ist schon lange her. Ein schneidiger und verteufelt schöner Bursche übrigens. Er wollte Marineoffizier werden und hatte eine Übungsfahrt als Kadett mitgemacht, aber in irgendeinem westindischen Hafen entfernte er sich zusammen mit ein paar Kameraden vom Schiff, um auf Abenteuer auszugehen."

„Ja, jetzt erinnere ich mich dessen. Es hat so viel davon in den Zeitungen gestanden."

„Das will ich glauben! Es war ja auch eine schlimme Blamage für die Familie. Man hat seither nie wieder von ihm gehört, also wird er wohl irgendwo in der Welt zugrunde gegangen sein. – Ach, hören Sie mal, Herr Direktor! Tun Sie mir den Gefallen und sehen Sie sich den Herrn einmal an, der dort auf seinen Stock gestützt steht. Den da mit dem Krimstecher."

Der Direktor holte einen Kneifer heraus, den er mit einem Druck der Hand vor ein goldenes Pincenez setzte, das bereits auf seinem orientalischen Gesichtsvorsprung ritt.

„Den Herrn da? Den habe ich vorhin schon gesehen, als wir nach dem Lunch hierhergingen. Er saß da drinnen im Garten unter einer der großen Fächerpalmen. Das ist gewiß ein Russe. Es könnte wohl so aussehen, als wollte er sich hier nach einem längeren, unfreiwilligen Aufenthalt in Sibirien erholen."

„Ein Russe? Aber ... Nein ... Ja, bei meiner Seelenseligkeit! Das ist Dihmer! Das ist er in höchsteigener Person!"

„Gutsbesitzer Dihmer?"

„Nein, ich weiß doch nicht recht ... dieser Bart! Und doch! Ich glaube, ich will einmal rufen."

„Aber geht denn das an? Ich sage Ihnen, ich bin ziemlich sicher, daß es ein landesverwiesener Russe ist."

„Ich versuche es doch einmal . . . Dihmer! Torben Dihmer!"

Die Gestalt zuckte zusammen, und der Krimstecher verschwand schnell in die Tasche des Mantels, während sich der Mann in der Richtung des Lautes umwandte.

„Ja, natürlich ist er es! Dieses Widderprofil ist doch nicht zu verkennen! . . . Dihmer! Alter Freund!"

Der Generalkonsul schwenkte seinen weißen Kalabreser und stand einen Augenblick später unten auf der Promenade, die beiden Hände auf Torbens Schultern gepflanzt.

„Willkommen, aus dem Totenreich. Weiß Gott, ich hätte dich beinahe nicht wiedererkannt, mit dem Bart! Du siehst leibhaftig aus wie einer von diesen Russen, die sich hier unten aufhalten, um sich nach einem längeren Aufenthalt in Sibirien zu erholen. Gratuliere, du medizinisches Wunder! Du weißt doch, daß in allen Zeitungen über dich berichtet worden ist?"

Torben war unglücklich über diese Begegnung. Als der Generalkonsul einen Schritt zurücktrat, um ihn recht gründlich zu betrachten, stand er verlegen da und ritzte mit seinem Stock in den Kies. Nach einer Weile kam Direktor Zaun die Treppe herabgeschlichen und ließ sich vorstellen; aus einem jeden seiner Züge guckte die Neugier heraus.

Sein Gesicht kam Torben bekannt vor, aber er entsann sich nicht, woher – und machte sich auch nichts daraus, zu fragen.

Die drei Landsleute gingen nun eine Strecke den Weg entlang, und als Torben keinen andern Ausweg sah, die genierende Begleitung loszuwerden, machte er den Vorschlag, daß sie auf einer der leeren Bänke Platz nehmen wollten. Von dort aus konnte er das Boot im Auge behalten und sich dagegen sichern, durch eine Landung überrascht zu werden.

Der Generalkonsul überwältigte ihn mit Fragen. Er wollte

wissen, wann Torben gekommen sei, welchen Weg er gewählt habe, in welchem Hotel er wohne, und ob er schon Landsleute oder vielleicht „Landsmänninnen" getroffen habe. Torben saß mit einem peinlichen Gefühl da, als werde er rein körperlich befingert und beschnüffelt. Er erwiderte nur, er sei am vorhergehenden Abend über Mailand hierhergekommen, vermied es aber, den Namen der friedlichen Pension zu nennen, in der er sich verborgen hatte.

Und um sich gegen weiteres Zollverhör zu sichern, fragte er: „Wie lebst denn du selber? Du bist verheiratet, nicht wahr?"

„Lieber Freund, das weißt du doch! Mit Natalie Lund. Wir haben schon vier Sprößlinge, vier junge Löwen, die zusammen zweiundsechzig Kilo wiegen. Nach sechsjähriger Ehe. Du mußt doch zugeben, daß wir unsere Bürgerpflicht erfüllt haben."

Torben bezeugte ihm seine Achtung mit einer Neigung des Kopfes.

„Ja, meine Frau verdient wirklich Hochachtung. Ich freue mich darauf, dich ihr vorzustellen. Ein passionierter Freiluftmensch, wie ich selbst auch. Unverfälschte Natur. Keine Korsettverkrüppelung. Keine Wandernieren. Den dritten Februar zwölf Uhr fünfzehn Minuten stellte sich unser letztes Kind mit einem großen Freudenschrei aus dem Jenseits ein, und am fünfundzwanzigsten desselben Monats hatte meine Frau die Koffer gepackt und war klar zur Abreise mit der ganzen Schar. Ich kann wohl sagen, daß das ein Rekord ist."

„Du bist mit der ganzen Familie hier?"

„Ja, ich reise so wie der Elefant des Kalifen mit einer Ammenstube auf dem Rücken. Eigentlich wollten wir nach San Remo, wie gewöhnlich, aber meine Frau und ich finden beide, daß die Luft hier reichlich so frisch ist, mehr ozonhaltig. Die Natur ist ja überall gleich herrlich, und das reisende Publikum ist ungefähr das gleiche. Ja, für dich, lieber Freund, muß es sein, als erwachtest du mitten im Paradies."

Hierauf erwiderte Torben nichts.
„Sie kommen von oben her, aus der Rheingegend?" begann nun Direktor Zaun, der mit abgewandtem Gesicht dagesessen und sich offenbar gekränkt gefühlt hatte, weil er nicht wiedererkannt worden war. „Dort ist ja in diesem Jahre ein ungewöhnlich feuchter und kalter Nachwinter gewesen. Man spricht von einer ernsten Beschädigung der jungen Weinpflanzen. Das würde ja einen großen ökonomischen Verlust bedeuten. Wie denken Sie über den Generalstreik im Ruhrgebiet? Glauben Sie, daß etwas daraus wird? Die letzten Nachrichten klingen ja recht beunruhigend."
Als er hörte, daß Torben nichts davon wußte, zog er ein mächtiges Bündel Zeitungen aus der Tasche seines Überziehers. Es waren große englische, deutsche und französische Weltblätter, darunter eine Riesennummer der „Frankfurter Zeitung", zwischen deren fünfzig Seiten sein Kopf verschwand, während er einen Artikel suchte. Und als er ihn endlich gefunden hatte, begann er daraus vorzulesen.
Seine Stimme mit den sonderbaren Kehllauten, seine leidenschaftlich gerunzelte Stirnhaut, die Art und Weise, wie er jeden Augenblick den Kneifer mit der ganzen Hand nervös zurechtdrückte, endlich seine Zeitungsgier, dies affenartige Erfülltsein von all dem Gleichgültigen, das sich ringsum in der Welt zutrug, erweckten von neuem eine flackernde Erinnerung in Torben, aber er konnte sich noch immer nicht entschließen, zu fragen.
Nun sah er auch, daß das Boot da draußen gewendet hatte und sich dem Ufer näherte. Um nicht Gefahr zu laufen, Jytte Abildgaard zum ersten Male angesichts dieser fremden Menschen zu begegnen, erhob er sich und sagte Lebewohl.
„Nein, so warte doch!" sagte der Generalkonsul. „In einer halben Stunde fängt die Musik an, dann wird es hier lebhaft."
„Gerade deswegen will ich jetzt gehen. Ich bin ja noch ein wenig Rekonvaleszent." –

Auf dem Heimwege nach seinem Hotel fühlte er sich wirklich ganz elend, und die Angst stieg in ihm auf, daß er sich in seiner Ungeduld vielleicht zu früh in das Treiben des Lebens hinausgewagt habe. Die Ärzte hatten ihn ja freilich für geheilt erklärt, und wenn er nicht versäumte, seine Pillen zu nehmen, fühlte er sich auch ziemlich wohl, aß mit Appetit, schlief wieder wie in alten Zeiten und konnte auch an seinem Äußern keine tieferen Spuren seiner Krankheit bemerken, ausgenommen ein leichtes krampfhaftes Zittern des rechten Augenlids. Aber die letzte Woche mit ihrer Reiseunruhe und jetzt Juttes Anblick waren doch zu viel für seine Kräfte gewesen.

Die Begegnung mit dem Generalkonsul hatte ihn noch mehr verstimmt. Es war ihm beim Anblick des ehemaligen Freundes ergangen, wie es ihm überhaupt bei dieser so heftig ersehnten Wiedervereinigung mit dem Leben ergehen zu sollen schien: er kannte die Wirklichkeit nicht wieder. Sie gestaltete sich für ihn zu einem Hohlspiegel, der alle Linien in dem Erinnerungsbild, das er davon bewahrt hatte, verzerrte und vergröberte.

„Aber das ist natürlich ein Überbleibsel meiner Nervosität" – tröstete er sich beständig. Er hatte zu lange mit sich selbst eingemauert gelebt, um es ertragen zu können, mit seinen Mitmenschen in eine so nahe Berührung zu geraten. Den Eindruck, den sie gleich an dem ersten Tage auf der Reise von daheim auf ihn gemacht hatten, konnte er nicht vergessen. Als der Zug in den Bahnhof von Aarhus einlief und er das Gedränge auf dem Bahnsteig sah, die Reihe häßlicher Gesichter erblickte, die an dem Fenster seines Abteils vorüberglitt, hatte ihn eine Angst erfaßt, ungefähr so wie die, mit der er zum erstenmal als Kind in einen Raubtierkäfig hineinsah.

Auch nichts von dem, was er seit seiner Abreise von zu Hause erlebt hatte, war ihm recht zu Wirklichkeit geworden. Alles war wie die Bilder in einem wirren Fiebertraum an ihm vorübergeeilt. Jener sternenklare Februarmorgen vor sechs Wochen,

als der Wagen daheim an der Treppe hielt und Barbara mit einem Licht in den Zimmern herumlief, um seine Handtasche zu suchen, erschien ihm oft als die letzte wirkliche Erinnerung, die er von sich selbst hatte.

Nur eines hatte ihn nicht enttäuscht – das Wiedersehen mit den jungen weiblichen Wesen. Es gab Tage, an denen er ein Gefühl hatte, als hätten alle schönen Damen der ganzen Erde einander in Wiesbaden ein Stelldichein gegeben. Sie hatten ihm auf den Promenaden den Sonnenschein und die Naturfreude ersetzt, die er in dem unveränderlich stillen, grauen Flußnebel, der die ganze Umgebung verhüllte, entbehren mußte. Bei den abendlichen Festen in den barbarisch vergoldeten Sälen des Kurhauses hatte er wieder den Anblick der liebreizenden Bewegungen genossen, mit denen die Damen der großen Welt die bunten Schleppen über den Fußboden führen und ihre Fächer aufschlagen können, – so angeboren natürlich, wie der Pfau sein Rad schlägt. Er konnte ganz still auf einer Bank sitzen, nur um der Unterhaltung von ein paar jungen Mädchen zu lauschen, diesem fröhlichen Geplauder über nichts, das wie Vogelgezwitscher erquickte, nach all dem törichten Wiederkauen des Zeitungsklatsches, den man sonst überall hörte.

Und nun hatte er Jytte Abildgaard gesehen. Leibhaftig war sie dort unter den Palmen des Hotelparks an ihm vorübergegangen. In einem weißen Kleid, einen pflaumenfarbenen Seidenschal über den Schultern. Umschwärmt von Kavalieren, die sie umsummten, wie Bienen eine Honigblüte. Unverändert. Gleich aufrecht und jugendlich üppig. Gleich unergründlich in ihrer unangefochtenen Jungfräulichkeit ...

Er hatte sein Hotel erreicht und stand einen Augenblick draußen unter der Markise, die seinen Balkon beschattete. Er hatte bei seiner Ankunft am vorhergehenden Abend versäumt, ein Zimmer mit Aussicht nach dem Meer zu nehmen. Nun sah er dafür in einen Garten hinab, mit der üppigsten Wildnis der Flora aller Jahreszeiten. Seite an Seite hingen Goldlack, Pelar-

gonien und Nasturzien in reichen Büscheln über die Gartenmauer. Magnolien und Rosen standen in vollem Flor, und Pfirsich- und Mandelzweige schimmerten von Blüten. Unter einer Gruppe von Apfelsinenbäumen, die voll von reifen Früchten waren, blaute das Gras von den Veilchen des Frühlings.
Ja – dachte er – jetzt stand er hier, wohin seine Gedanken die letzten Wochen geschweift waren, wenn sie sich nicht auf Favsingholm aufgehalten hatten. Und was nun? ...
Eine Kirchenglocke in der Nähe begann zu läuten. Er sah erstaunt nach seiner Uhr. Noch nicht mehr als drei? Überall waren die Tage gleich unheimlich lang!
Erst in zwei Stunden konnte er anstandshalber einen neuen Versuch machen, Jytte und ihre Mutter zu treffen. Und was dann? Was würde geschehen, ehe die Sonne unterging? ...
Vielleicht war er schon morgen wieder weit weg von hier.
Dort auf der Promenade, wo die Musik zu spielen begonnen hatte, glitt ein Strom von den vielen Flüchtlingen vor dem Winter dahin, die sich aus den Nebeln und der Kälte nördlich von den Alpen hier hinunter gerettet hatten. Glückliche Rekonvaleszenten humpelten an dem Arm eines Verwandten oder eines Dieners vorüber. In Rollstühlen saßen in Pelz gekleidete Greise mit Augen, denen vor der Dunkelheit graute; sie waren hier hinuntergereist, um noch ein Jahr Frist von der Gnade der Sonne und der Luft zu erbetteln. Verliebte Neuvermählte schwärmten in ihrem gesetzmäßigen Treiben mitten zwischen professionellen Tagedieben umher, die, übersättigt von den Wintervergnügungen der Großstadt, sich jetzt eine kleine Weile sommerlichen Freuden hingaben.
Großes Aufsehen erregten einige indianerrote Gestalten, Männer und Frauen, in einer Art Apostelbekleidung mit unbedecktem, wettergebleichtem Haar und nackten Füßen in Sandalen. Sie gehörten einer Gemeinde von modernen Steinaltermenschen an, die da oben in den Bergen in Erdhütten wohnten und, wie man erzählte, von Wurzeln lebten, während sie ihre Tage mit

frommen Naturbetrachtungen ausfüllten. Trotzdem fehlten sie nur selten hier zu der großen Promenadestunde, wo sie sich mit sichtlicher Befriedigung in dem Erstaunen ihrer früheren Zeitgenossen spiegelten.

Die kleine Gesellschaft von den Gästen des Parkhotels, die die Ruderfahrt unternommen hatte, war jetzt in den Bootshafen zurückgekehrt.

Jytte Abildgaard war eine der letzten, die an Land sprangen. Sie stand in ihrem weißen Kleid, in den pflaumenfarbenen Schal gehüllt, auf der Reeling, während so viele hilfreiche Hände nach ihr ausgestreckt wurden, daß sie um ein Haar ins Wasser gefallen wäre. Sie hatte wie gewöhnlich alle die Fremden durch die Natürlichkeit ihres Wesens und ihre nordische Frische zuerst in Erstaunen versetzt und dann bezaubert.

„Es kann doch unmöglich wahr sein, daß Sie sich aus Rücksicht auf die Gesundheit Ihrer Tochter hier im Süden aufhalten," sagte die Frau eines amerikanischen Obersten zu ihrer Mutter, als sich nun die ganze Gesellschaft die Treppe hinauf nach der Promenade begab. „Sie sieht ja aus wie die personifizierte Gesundheit."

Frau Abildgaard wußte kaum, was sie antworten sollte. In einem Augenblick wie diesem fand sie selbst ihre Angst töricht. Im übrigen hatte sie mit der Reise ebensosehr bezweckt, mit Torben Dihmer an einem Ort zusammentreffen zu können, wo man einigermaßen vor der Neugier der lieben Kopenhagener gesichert war.

Jytte ging eine Strecke vor der übrigen Gesellschaft her, begleitet von dem jungen Herrn Mohn; der war überglücklich, sie endlich von Herrn Oberverwaltungsgerichtsrat von Auen erobert zu haben, der sich sonst stets den Platz an ihrer Seite anmaßte. Der junge Mensch, der noch nicht zwanzig Jahre alt war, sah unheimlich aus in dem resedafarbenen Anzug nach neuester Mode und den Unterkleidern von violetter Seide. Es war nicht viel mehr von ihm übrig als das Skelett.

„Jetzt müssen Sie also meine Idee anhören, Fräulein Abildgaard. Es sollte ja eigentlich eine Überraschung für Sie sein, aber ich sehe mich doch gezwungen, sie Ihnen zu offenbaren, ehe ich reise. Heute abend um elf Uhr fahre ich also mit der ‚Viktoria‘ hier vorüber. Und nun möchte ich gern von dem Kapitän die Erlaubnis erlangen, einige Raketen aufsteigen zu lassen, und dann wollte ich Sie bitten, mir die Freude zu machen, oben an Ihrem Fenster zu stehen und das mit anzusehen."

„Um elf Uhr! Aber um diese Zeit liege ich hoffentlich schon in süßem Schlummer, Herr Mohn! Und das sollten Sie wohl auch lieber tun."

„Wenn ich Sie nun darum, als um die allerletzte Gunstbezeugung bitte? Es soll ein Feuerwerk werden, das Ihrer würdig ist. Ich weiß, man kann diese Dinger beim Steuermann kaufen, wenn der Kapitän es erlaubt. Und das tut er immer bei stillem und klarem Wetter."

„Herr Mohn! Was glauben Sie wohl eigentlich, was Ihr Herr Vater dazu sagen würde, daß Sie so viel schönes Geld ohne den geringsten Nutzen in die Luft hinaufwerfen?"

„Ohne den geringsten Nutzen? Wenn ich Ihnen eine Freude damit machen kann?"

„Ja, aber das können Sie nicht."

„Nicht? . . . Das ist schade. Was soll ich dann tun? . . . Wollen Sie mir auch nicht erlauben, Ihnen zu schreiben, wenn ich nun nach Ägypten komme? Ich möchte Ihnen so gerne von alledem erzählen, was ich erlebe."

„Sagen Sie mir doch, Herr Mohn, wie alt sind Sie eigentlich?"

„Die Frage stellt man einem Menschen in meinem Alter nicht – das wissen Sie recht gut. Wollen Sie mir nun erlauben, Ihnen zu schreiben?"

„Meinetwegen! Aber ich sage Ihnen im voraus, daß Sie keine Antwort erwarten dürfen. Ich kenne nichts Schlimmeres, als Briefe zu schreiben."

„Die beiden Kamelien, die Sie da im Gürtel tragen, Fräulein Abildgaard, wollen Sie mir die als Erinnerung an Sie schenken? Wollen Sie das tun?"

Jytte konnte es nicht übers Herz bringen, nein zu sagen. Sie hatte Mitleid mit dem armen Burschen, der kaum mehr als drei Monate zu leben hatte.

Sie waren an die halbrunde Erweiterung des Spazierweges gelangt, wo die Musik auf einer Erhöhung aufgestellt stand. In dem Gedränge dort erblickte sie Generalkonsul Kolding, dessen beiden großen Vorderzähne aus weiter Ferne schimmerten. In der Hoffnung, ihm entgehen zu können, bog sie nach der Seite ab, – sie hatte eine Art Wasserscheu vor diesem großen Kraftmenschen mit dem unermüdlichen Känguruhlächeln – aber der Generalkonsul hatte sie schon entdeckt und steuerte gerade auf sie zu.

„Bon giorno! Bon giorno, Signorina! Sie haben wohl den vom Tode Auferstandenen gesehen?"

„Wen?"

„Gutsbesitzer Dihmer, natürlich! Wußten Sie denn nicht, daß er gekommen ist? Vor kaum einer halben Stunde ist er von hier fortgegangen. Ich hätte ihn übrigens beinahe nicht wiedererkannt. Er hat sich einen Vollbart zugelegt und sieht leibhaftig aus wie ein landesverwiesener Russe, der direkt aus Sibirien entsprungen ist."

Jytte war einen Augenblick ganz weg gewesen vor Überraschung, aber der familiäre Ton des Generalkonsuls brachte sie schnell wieder zur Besinnung. Ohne ein Wort zu sagen, wandte sie sich von ihm ab und ging denselben Weg, den sie gekommen war, zurück, um zu ihrer Mutter zu gelangen. Als der junge Herr Mohn sich ihr anschließen wollte, verbat sie sich sehr bestimmt seine Begleitung.

Frau Abildgaard und die Frau des amerikanischen Obersten waren an der Treppe, die zu dem Bootshafen führte, stehen geblieben, um einigen halbnackten Kindern zuzusehen, die auf den sonnenheißen Steinen umhersprangen. Als Jytte sie er-

reichte, schob sie stillschweigend die Hand unter den Arm der Mutter, und nun gingen sie alle drei eine Weile weiter, ehe sie sich entschließen konnte, die Neuigkeit zu erzählen.

„Dann wollen wir lieber nach Hause gehen," sagte die Mutter. „Es wäre doch fatal, wenn er uns aufsuchte, ohne jemand zu finden."

Sie entschuldigten sich bei der Oberstin und entfernten sich durch eine der engen, halb unterirdischen Gassen, die von der Promenade nach der Stadt hinaufführten. Jytte ging noch immer Arm in Arm mit ihrer Mutter. Sie schritten schnell dahin, und keine von beiden sprach.

Jytte war kleiner als ihre Mutter, glich ihr im übrigen aber Zug für Zug. Wie die beiden da Arm in Arm gingen, während der Hut und der Schleier Frau Bertas silberweißes Haar verhüllte, hätte man sie gut für Schwestern halten können.

Sie wohnten nicht in dem großen Hotel selbst, sondern nahmen dort nur ihre Mahlzeiten ein. Sie hatten ihr Privatlogis in einer Villa, die einige Minuten von dort entfernt, ein wenig höher hinauf an dem Bergabhang lag. Sie bewohnten hier einen Salon im Erdgeschoß mit Eingang durch eine Loggia, und außerdem zwei kleine Schlafzimmer darüber.

Von einer Frau, die die Gartenwege harkte, erfuhren sie, daß ein fremder Herr dagewesen sei und nach ihnen gefragt habe.

„Das ist Dihmer gewesen!" sagte Frau Abildgaard. „Wie fatal das doch ist!"

In der Loggia, die fast wie ein Zimmer möbliert war, fanden sie denn auch seine Karte mit einer hinzugefügten Hoteladresse.

„Ich glaube, ich schicke ihm gleich ein paar Worte hinüber. Ich werde ihn bitten, hierher zu kommen und mit uns zusammen zu essen. Was meinst du dazu?"

Jytte nickte nur und ging weiter ins Zimmer hinein. Hier löste sie den Hut und legte ihn auf eine Etagere. Und plötzlich preßte sie die Hand vor die Augen, ganz überwältigt von dem Gedanken an das, was nun so unabwendbar nahe war.

„Jetzt ist der Brief fort," sagte die Mutter, als sie hereinkam. „Ich glaube, ich will hinaufgehen und mich gleich ankleiden. Dann ist wenigstens eine von uns unten, falls er vor der Speisezeit kommen sollte."

Jytte hatte sich ans Klavier gesetzt und blätterte in einigen Noten. Sie saß noch da, als die Mutter eine halbe Stunde später zurückkam, zierlich gekleidet, in einem tiefvioletten seidenen Gewand mit einer langen Schleppe, die ihrer Gestalt viel Würde verlieh. In dem weißen Haar saß ein großer ziselierter silberner Kamm. Sie setzte sich in eine sonnige Ecke in der Loggia, wo ein Sofa aus Korbgeflecht mit Kissen stand. Man hatte von hier eine prächtige Aussicht über die Stadt, die sich hier oben von der Höhe aus wie ein einziger großer Park ausnahm, an der äußersten Grenze von einer blauweißen Mauer – dem Meer – umfriedigt.

Sie saß eine Weile in Gedanken versunken da, eine zusammengefaltete Zeitung im Schoß, verwundert und ein wenig beunruhigt darüber, daß Jytte in einem Augenblick wie diesem dasitzen konnte, ganz erfüllt von ein paar dummen Noten.

„Ach hör einmal," sagte sie schließlich, „setze dich ein wenig hierher, mein Kind."

Jytte trat in die Tür.

„Hast du gerufen?"

„Ja, komm ein wenig hier heraus! Ich möchte gern etwas mit dir bereden."

„Hat das nicht Zeit, Mutter? Ich muß wohl hinaufgehen und mich umkleiden."

„Ach, fünf Minuten kannst du schon damit warten. Setze dich hier neben mich und laß uns vernünftig zusammen reden."

Jytte nahm etwas unwillig Platz und schob ein Kissen hinter ihren Rücken.

„Was willst du denn?"

„Du brauchst doch nicht gleich so wütend auszusehen. Ich wollte dich nur fragen, ob du verstanden hast, weswegen Tor-

den Dihmer gerade hierher gekommen ist; er hätte ja so viele andere Orte für seine Nachkur wählen können."

„Du meinst, es geschieht um unsertwillen?"

„Was meinst du selbst?"

„Ja, das habe ich natürlich auch gedacht. Du und er, ihr habt ja immer so gut miteinander plaudern können. Ihr habt so viele gemeinsame Interessen: Politik, Sozialökonomie und wie es alles heißen mag."

„Jetzt sollst du keinen Unsinn reden, Jytte. Wenn ich dich frage, so geschieht es, weil ich wieder einmal nicht klug daraus werden kann, wie es in einem gewissen Punkte in Wirklichkeit mit dir bestellt ist. – Sage mir, mein Kind, weißt du es wohl eigentlich selbst?"

Frau Berta legte ihre Hand auf die der Tochter; es war dies ein zartes Werben um ihr Vertrauen, aber Jytte war gleichsam überempfindlich jeder Berührung gegenüber und zog ihre Hand zurück.

„Jetzt finde ich, wir haben genug über Dihmer geredet, Mutter. Du weißt gewiß gar nicht, daß du die letzten vierzehn Tage fast von nichts weiter gesprochen hast."

„Ja, jetzt will ich richtig Bescheid wissen. Und laß mich einmal ganz offen mit dir reden! Siehst du, mein Kind, du hast dein Herz ja immer vor andern, auch vor mir, unter Schloß und Riegel gehalten; aber ich glaube, doch ein wenig Bescheid darüber zu wissen, wo deine Gedanken diese letzten Jahre gewesen sind. Ich habe auch den Ausdruck in deinem Gesicht nicht vergessen können an jenem Abend im vergangenen Herbst, als Vetter Asmus aus Favsingholm zurückkam mit der großen Neuigkeit über Torben Dihmer. So strahlt ein Mensch nur, wenn ihm seine abenteuerlichste Hoffnung durch ein Wunder erfüllt wird. Aber jetzt in der letzten Zeit ... ja, ich mag mich irren, und hoffentlich tue ich es, aber ich habe ein Gefühl gehabt, als wenn ein anderer Mann deine Gedanken reichlich viel beschäftigt hat, falls du nämlich die Absicht hast, Torben Dihmer dein Jawort zu geben."

Jytte wandte das Antlitz erstaunt der Mutter zu.
„Wer sollte das nur sein?"
„Weißt du wirklich nicht, an wen ich denke?"
„Ist es jemand, mit dem wir hier verkehren?"
„Ja."
„Vielleicht der Generalkonsul?"
„Ach, Unsinn! Du weißt ja doch recht gut, wen ich meine. Herrn von Auen!"
„Ja, dann ist er es wohl. Aber wie kommst du eigentlich darauf?"
„Ach, das ist doch nicht so sonderbar. Ihr seid ja soviel miteinander spazieren gegangen. Die Leute fangen schon an, darüber zu reden, wie ich bemerkt habe."
„Nun ja, ich finde ihn unterhaltend. Aber du magst nun einmal die Deutschen nicht, Mutter! Du gleichst auch in dieser Beziehung Vater. Ich bin gern mit ihm zusammen – das gestehe ich offen. Ich finde, er ist der einzige von allen, die wir hier unten getroffen haben, von dessen Unterhaltung man eine Ausbeute hat."
„Du meinst nicht ein Wort von alledem, was du da sagst, Jytte."
„Warum fragst du mich dann? Und warum soll ich absolut ins Verhör?"
„Wie gereizt du doch bist, Jytte!"
„Du hättest mich ja in Ruhe lassen können!"
Sie wollte aufstehen, aber die Mutter hielt sie zurück.
„Was hast du doch nur, Kind? So kenne ich ja dich gar nicht!"
„Laß mich jetzt, bitte, gehen, Mutter! Ich muß hinauf. Laß mich, bitte, gehen!"
„Jytte, was hast du eigentlich? Vertraue dich doch deiner Mutter an."
Sie nahm ihren Kopf in beide Hände und sah ihr in die Augen. Da tat sich ein hoffnungsloser Abgrund vor Jytte auf. Unter den zitternden Wimpern quoll eine Träne hervor, und sie sank der Mutter an die Brust.

„Ach – Mutter!"

Frau Berta wußte bald nicht mehr, was sie davon denken sollte. Es war ihr etwas ganz Neues, Jytte sich so hingeben zu sehen. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sie zuletzt hatte weinen sehen.

„Liebes Kind, was hast du nur einmal?"

„Nichts! Nichts! ... Ich wollte nur ..."

„Was wolltest du, Jytte?"

„Ach – wäre ich nur damals als kleines Kind gestorben!"

Die Antwort beruhigte Frau Berta. Sie mußte sogar lächeln. Diese düstere Anrufung des Todes erweckte Erinnerungen in ihr aus ihrem eigenen jungen Liebeslenz, als das Leben zu schwindelnd reich erschien und das Glück zu groß, als daß das Herz es hätte tragen können, ohne zu brechen.

Sie streichelte Jytte über das Haar und fragte: „Sage mir doch, mein Kind, vertraue mir unter dem feierlichen Gelöbnis des Schweigens an ... liebst du Torben Dihmer?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Liebst du ihn, Jytte?"

„Ja," kam es wie ein Seufzer von tief, tief da drinnen.

„Aber dann ist ja alles so, wie es sein soll! Was hast du da für Grund zu weinen?" sagte die Mutter, während die hellen Tränen ihr selbst an den Wangen herabperlten. Stürmisch umarmte und küßte sie die Tochter, die widerstrebend und schließlich mit offenbarem Unwillen ihre Liebkosungen hinnahm.

„Laß mich jetzt hinaufgehen, Mutter! Es könnte jemand kommen."

„Ja, geh – mein Kind! Geh! Torben Dihmer soll dich nicht gern das erste Mal mit roten Augen sehen."

Frau Berta bereute jetzt, daß sie überhaupt mit Jytte von diesem Herrn von Auen gesprochen hatte; aber Jytte war selbst nicht ohne Schuld daran, daß ein Verdacht in ihr aufgestiegen war. Mehrmals in der letzten Zeit, wenn sie da drinnen

saßen und Dämmerstunde bei ein wenig Feuer im Kamin hielten und sie ihre Gedanken bei einem andern glaubte, konnte Jytte auf einmal anfangen, auf eine Weise von dem Deutschen zu reden, als wolle sie durchaus Entschuldigungen für alles das bei ihm finden, was die Leute abstieß. Aber das war, gottlob! also nur blinder Lärm gewesen. Wenn sie sich nun verheiratete und einen wirklichen Zweck für ihr Leben erhielt, würde ihre alte Gesundheit schon zurückkehren. Das Glück der Liebe war ja doch die beste Medizin. Das wußte sie aus eigner Erfahrung. – –

X

Jytte saß, völlig angekleidet, vor dem Spiegel oben in ihrem Zimmer. Sie gehörte zu den Brünetten, denen alles steht und die deswegen leicht gleichgültig in bezug auf ihr Äußeres werden. Ohne viel zu überlegen, hatte sie ein bronzefarbenes Seidenkleid mit Unterärmeln aus weißen Spitzen aus ihrem Kleiderschrank genommen. An der Brust hatte sie eine Nadel mit einem Saphir befestigt. Sonst trug sie weder Ringe noch andern Schmuck.

Sie saß zurückgelehnt da, die Hände im Schoß, und starrte auf ihr eigenes Bild im Spiegel. Saß da gedankenvoll versunken, mit einem finsteren, grübelnden Ausdruck, den nur sie selbst kannte.

Sie konnte sich nicht erholen von ihrem Erstaunen und der Scham über die Szene, die sie da unten bei der Mutter zum besten gegeben. Es war die alte Angst, die sie wieder befallen hatte – die Furcht, daß die Liebe, die sie für Dihmer empfand, nur Phantasterei und Selbstbetrug sei, wie so traurig viel anderes in dieser Welt der schönen Einbildungen! Das „Ja", das die Mutter ihr entlockt, hatte sie mit einem Gefühl gesprochen, ungefähr so, als wenn man sich im Traume von einem schwindelnd hohen Turm herabstürzt.

Wenn Torben Dihmer nur ganz in sie hineinsehen könnte und

sie nicht ein klein wenig anders glaubte, als sie in Wirklichkeit war! Aber das Unglück wollte ja, daß sich die Leute immer so verkehrte Vorstellungen von ihr machten, immer von der „klugen" Jytte Abildgaard, von der „überlegenen" Jytte Abildgaard sprachen. Und dabei war sie doch so hilflos ängstlich, wie ein kleines Mädchen in einem verzauberten Wald, sobald es sich um eine Entscheidung handelte.
Beständig hatte man ihr erzählt, daß sie ihrer Mutter gleiche, und nicht allein äußerlich. Das hatte auch Dihmer einmal gesagt. So wenig wußte er Bescheid! Denn es bestand ein ebenso großer Unterschied zwischen ihnen wie zwischen einem reifen Weizenfeld mit Kornblumen und Mohnblumen und einem von diesen dichten dunklen Dorngestrüppen, in die hineinzusehen unheimlich war. Sobald sie selbst versuchte, in die Urwaldtiefe ihres Wesens einzudringen, erfaßte sie eine Art panischen Schreckens. Es war weder Weg noch Steg da drinnen, aber es wimmelte von Gespenstern und wandernden Schatten. Und wilde, rote Raubtieraugen starrten aus der Finsternis heraus. Und das alles sollte Torben Dihmer kennen. Ihr ganzes Leben sollte offen vor ihm liegen, soweit sie es selbst verstand. Und dann sollte er ihr sagen, ob er sie trotzdem liebhaben konnte . . .
Still! Unten auf dem Kies ertönten Fußtritte. Sie brauchte sich nicht vorzubeugen, um zu sehen, wer es war. Sie wußte es sofort. Ehe sie noch die Schritte erkannt hatte, *fühlte* sie, daß er es war.
Es ward so feierlich still in ihr. Sie rührte sich nicht. – Nun hörte sie seine Stimme. Die Mutter war hinabgegangen, um ihn zu empfangen. Sie mußten gerade unter ihrem Fenster stehen.
Vorsichtig erhob sie sich und guckte hinter der Gardine hinaus. Ja, da stand er! Ein großer bärtiger Herr mit einem hellgrauen Sommermantel, der lose über dem Gesellschaftsanzug hing. Ein fremder Mann. Ach ja, wie hatte er sich verändert! Gutsbesitzer Dihmer also. Voilà tout!

Unwillkürlich blieb ihre Aufmerksamkeit an den Zügen in seinem Gesicht hängen, die sie nie hatten begeistern können: die kleinen Augen, die so unerlaubt dicht beieinander saßen, die ein wenig vierschrötige Nase und – ach! – diese meilenlangen Wangen! Wie war es nur zugegangen, daß sie sich in diese groteske Maske verliebt hatte. Und dann hatte er sich zum Überfluß noch all diesen Bartwuchs zugelegt!

Sie hatte nur den einen Wunsch, von dem Ganzen weglaufen zu können!

Nun gingen sie hinein, und sie hörte seine und der Mutter durcheinander tönende Stimmen unter ihr. Es klang auf einmal so traulich. So waren ihre Stimmen ihr oft in der Dronningens Tvärgade erklungen, wenn sie in ihrem eigenen Zimmer saß und schmollte, weil sie so eifrig in ihrer Unterhaltung über Politik und all das andere geworden waren, für das sie selbst nicht das geringste Interesse hatte. So war sie ja nun einmal! Ganz ekelhaft wütend hatte sie werden können. Allen Ernstes eifersüchtig auf die eigene Mutter. Hatte man je so etwas gehört? Aber so war sie! Und so sollte Torben Dihmer sie kennen lernen!

Sie stand wieder vor dem Spiegel. Auf dem Toilettetisch lagen drei dunkelrote Rosen, die sie im Garten gepflückt hatte, während die Mutter hier oben war und sich umkleidete. Es hatte ihr so etwas vorgeschwebt, daß sie ihm die eine bei der Ankunft überreichen und die beiden andern am Busen tragen wollte. Sie begriff das jetzt nicht mehr! Mit ein paar munteren Worten hätte sie es vielleicht tun können; das romantisch Feierliche war nun einmal nicht ihre Sache!

Einen Augenblick stand sie mit den Blumen in der Hand da und bekam wieder ihren trübseligen, grübelnden Ausdruck.

Ja – dachte sie. Es war vielleicht ihr eigentliches und ausschlaggebendes Unglück, daß sie nie Worte für das fand, was sie im tiefsten Innern bewegte. Deswegen war sie so einsam im Leben geblieben, trotz all ihrer vielen Bekanntschaften. Sie

war in der Beziehung wie die verwunschene Prinzessin im Märchen beschaffen. Jedesmal, wenn sie den Mund auftat, sprang eine Kröte heraus.

— — — — —

... Frau Berta und Torben Dihmer waren indessen in den Garten hinausgegangen. Frau Berta wollte ihm die schöne Aussicht zeigen, ehe die Sonne hinter den genuesischen Hügeln versank. Aber Torbens Gedanken waren in der Villa geblieben. Jeder Laut von da drinnen ließ ihn die Ohren spitzen, und je länger es währte, ehe sich Jytte blicken ließ, um so nervöser und abwesender ward er.

Um den Gürtel der Unverletzbarkeit in Bereitschaft zu haben, hatte er auf dem Wege hierher viel an die beiden schönen Damen gedacht, die er in Wiesbaden kennen gelernt hatte: eine junge schwedische verwitwete Baronin von Platen, eine hirschähnliche Erscheinung auf hohen Beinen, und eine deutsche Künstlerin, Fräulein Steinbach, die jetzt in München war. Namentlich die letztere hatte ihm viel Freundlichkeit erwiesen und ihn sogar eingeladen, sich an einer privaten Gesellschaftsreise um die Erde, die einige von ihren Freunden geplant hatten, zu beteiligen. Sie war eine brünette Schönheit mit Augen wie ein Paar Zwillingskirschen, lebhaft und gutmütig.

Er sagte zu sich selbst: „Was willst du eigentlich hier? Die Erde wimmelt von schönen Frauen, und mehr als eine hat die Arme nach dir ausgestreckt. Warum denn gerade dieses kleine geheimnisvolle Mädchen, das dich schon ein paarmal gedemütigt hat?"

Da hörte er sie auf die Loggia hinauskommen. Einen Augenblick stand sie lächelnd auf der untersten Stufe der Treppe im Schein der sinkenden Sonne und hielt eine Hand beschattend vor die Augen. Das bronzebraune seidene Kleid gleißte in dem tiefen Abendbrand wie fließendes Gold.

Mit einem muntern Gruß ging sie ihm entgegen, sagte guten Tag und Willkommen und: „Wie nett ist es, Sie wieder zu sehen!" und gab schnell seine Hand frei.

Torben hatte sich stumm vor ihr verneigt. Er war noch nicht recht imstande, sich zu sammeln.
„Mutter hat Ihnen wohl schon schnell unsere Herrlichkeiten gezeigt?" sagte sie. „Wohnen wir nicht schön?"
„Ja, prächtig! Es ist eine wirklich ungewöhnliche Aussicht!"
„Und ich habe die Wohnung entdeckt ... nicht wahr, Mutter?"
Als sie die verwunderte und mißbilligende Miene der Mutter sah, merkte sie nun selbst den Mißton, der in ihren Worten lag.
Wieder eine Kröte! dachte sie und wurde still.
Sie gingen ins Zimmer zurück, wo die Unterhaltung schnell zu einer gewöhnlichen Konversation erstarrte. Frau Berta fragte Torben nach Wiesbaden und seiner Kur aus, und er erzählte darüber, was ihm gerade einfiel, ohne seine eigenen Gedanken preiszugeben. Jytte saß für sich in einem Schaukelstuhl und wandte fast beständig das Gesicht ab, um nicht seinem Blick zu begegnen, der – das merkte sie sehr wohl – während der ganzen Zeit auf der Jagd nach dem ihren war. Sie hatte eine sonderbar schwebende Empfindung von sich selbst. Die Gedanken galoppierten durch ihren Kopf ungefähr so, wie wenn sie auf einem Ball ein wenig zu reichlich von dem Champagner genippt hatte. Das Herz schlug wild.
Es dämmerte in der Stube. Sie sprachen von Generalkonsul Kolding und seiner Frau, von Promenadenkonzerten und ein wenig von heimatlichen Verhältnissen.
Torben empfand die Luft im Zimmer bedrückend. Er war nicht darauf vorbereitet gewesen, Jytte und ihre Mutter so unverändert zu treffen. Es war ihm, als ob er in einem Traum drei, vier Jahre zurückgeführt sei. Gespensterhaft durchlebte er wieder die entschwundenen Tage in der Dronningens Tvärgade und merkte mit steigender Hitze im Blut, wie die alte, unglückliche Verliebtheit ihn wieder in ihr Nessushemd einzuspinnen begann.
Jetzt ertönte der Gong unten vom Hotel her.

„Ja, dann müssen wir gehen," sagte Frau Berta, die Mühe gehabt hatte, die Unterhaltung im Gange zu halten. „Du holst mir wohl meinen Umhang, Jytte."
Während der folgenden Stunde saßen sie zusammen mit ein paar hundert festlich gekleideten Menschen von allen Nationalitäten in dem Speisesaal des Hotels in einem Lichtmeer aus vier mächtigen Kronleuchtern. Man speiste an kleinen blumengeschmückten Tischen, und zwar hatte jede Familie ihren Tisch und ihren Diener. Der tausendäugige Chef der Anstalt leitete selbst das Servieren. Zu gedämpfter Musik eines verborgenen Orchesters wurde eine Reihe von Speisekunstwerken aufgetragen, die sowohl dem Auge als dem Gaumen schmeichelten: eine bernsteingelbe Suppe mit kleinen rubinroten und smaragdgrünen Klößen, eine Pastete in Form einer voll aufgetakelten mittelalterlichen Galeasse, ein Turm aus Fischrücken in Mayonnaise aufgemauert, mit Zieraten von gekochtem Krebs und Zitronenscheiben – alles in allem ein Dutzend Gerichte, bei denen die Damen sich meistens mit dem Vorgeschmack begnügten, den der Anblick gewährte.
Frau Berta und Jytte saßen mit ihrem Gast in einer der Ecken des Saales. Als der Chef auf seiner Runde dort vorüberkam und sah, daß gegen die Gewohnheit Champagner auf ihrem Tisch stand, verneigte er sich anerkennend. Der würdige Herr, der selbst mehrfacher Millionär war, setzte höflich voraus, daß seine sämtlichen Gäste es ebenfalls seien, wünschte aber, daß sie es auch durch die Tat bewiesen.
Trotz des Champagners und der Feststimmung im Saal war Torben noch immer gleich schwer zu unterhalten, und das Bewußtsein davon quälte ihn selbst. Frau Berta war schließlich nahe daran, die Geduld zu verlieren. Asmus Hagen hatte sie freilich darauf vorbereitet, daß der Freund ein wenig sonderbar geworden sei. Aber was für ein Buhmanngesicht war denn das? Sie erkannte ihn gar nicht wieder.
Auf Jytte übte Torbens stummes Wesen dahingegen eine ganz

entgegengesetzte Wirkung aus. Er machte sie selbst still. Obwohl er auch für sie ein anderer geworden war als ehedem, fühlte sie ihn nicht mehr als einen Fremden, und diese gesellschaftliche Unbeholfenheit bei dem früher so weltgewandten Manne erweckte alle ihre alte Zärtlichkeit von neuem. Sie fand außerdem, daß er schöner geworden war. Dieser üppige, wellige Bart kleidete ihn wirklich. Er glich einem griechischen Gott.

Während die Mutter und er wieder von Wiesbaden zu sprechen begannen, saß sie da und sah in den Saal hinaus, ohne der Unterhaltung zu folgen. Trotzdem war sie nicht unaufmerksam. Aber es war nur die Stimme selbst, der sie lauschte, diese glockentiefe Männerstimme, die schon, als sie erst halberwachsen war – in ihrem zweiten gemeinsamen Sommer auf Storeholt – ihre Scheu wachgerufen hatte. Sie entsann sich dessen noch sehr wohl! ... Übrigens hatte auch die Stimme sich nicht wenig verändert. Es war etwas Sprödes in den Klang gekommen. Man konnte es ihr anhören, fand sie, wie er in diesen Jahren schweigend gelitten hatte.

Nach Tische versammelten sich die Gäste draußen in der großen Halle, die den mittleren Teil des ganzen Gebäudes einnahm und von einer mächtigen Glaskuppel überdacht war. Hier wurden die Toiletten gezeigt. Die elegantesten und am tiefsten ausgeschnittenen Damen brachten sich mildtätig in den breiten Korbstühlen an, wo die Herren umhergingen, das Monokel ins Auge geklemmt, und die ausgestellten Büsten als Kenner beurteilten.

Da waren Leute aus vielen Ländern, und jede Nationalität hatte ihre Manieren, aber das gewaltsame elektrische Licht setzte ihnen allen dieselbe Totenmaske auf. Da waren korpulente Börsenmänner aus Berlin und Wien, nervenmüde amerikanische Fabrikdirektoren, die in den tiefen Stühlen duselten, erloschen und leblos, gleich abgekoppelten Maschinen. Und da waren ein paar von diesen die Länder durcheilenden

jungen Lebemännern, die am Tage die Wege mit ihren fauchenden Automobilen unsicher machten und des Abends Nervosität in den Hotels verbreiteten, in Gesellschaft ihrer Frauen oder Geliebten in kühner Halbnacktheit, von Diamanten illuminiert. Aber da waren auch wohlhabende Männer von der alten Schule und einfache Wurstfabrikanten mit ihren Frauen, die still an den Wänden saßen und die Freuden der Tafel ausschwitzten. Da war außerdem ein armenischer Priester, ein hindustanischer Plantagenbesitzer aus Ceylon und zwei von den Söhnen des Himmels, die mit ihren prachtvollen Seidengewändern Aufsehen erregten.

An der einen Längsseite des Saales war eine Erhöhung, auf der jeden Abend eine Reihe von Artisten zur Unterhaltung der Gäste beim Kaffee und der Zigarre auftraten. Das Programm wies an diesem Tage einen Negerkomiker, neapolitanische Tänzer, einen Tirolerchor und ein Tintamaresque-Theater auf. Als Einleitung machte das Orchester des Hotels die Honneurs mit einem flotten Musikstück.

Torben hatte seine Damen zu einem der langen Sofas an der Wand geführt.

Unter so vielen Luxusfrauen der großen Welt nahm sich die dänische Ministerwitwe mit ihrer Tochter bescheiden aus. Aber überall, wo sie sich blicken ließen, erweckten ihre schönen Erscheinungen doch stets Aufmerksamkeit und hinterließen ein Kielwasser von interessiertem Flüstern und Fragen. Jetzt erregte Torbens Auftauchen erhöhte Neugier, und um zu erfahren, wer er sei, kam der Oberverwaltungsgerichtsrat von Auen zu ihnen hin und ließ sich vorstellen.

Torben war indessen von seinem Freund, dem Generalkonsul, entführt, der ihn absolut seiner Frau vorstellen wollte. Sie saß auf einem der Sofas an der entgegengesetzten Wand und entpuppte sich als eine ein wenig kurzhalsige Dame in einer Art griechischem Gewand und mit einem Kneifer.

„Ich heiße Sie willkommen hier im Sonnenland,“ sagte sie

auf eine Weise, als sei sie hier die Wirtin. „Ja, Sie sehen so aus, als wenn Sie es nötig hätten, die liebe Sonne zum Freund zu bekommen. Aber das haben wir ja alle nötig."

Im selben Augenblicke entstand eine Bewegung ringsumher im Saal. Alle sahen nach der großen vergoldeten Treppe hinüber, die in einer der Ecken des Saales zu dem ersten Stockwerk des Hotels hinaufführte. Eine kleine ältliche Dame mit emailliertem Gesicht und jugendlichen Locken bewegte sich langsam am Arm einer Krankenpflegerin die Stufen hinab. Eine Kammerjungfer trug ihre Schleppe von apfelgrünem Samt, und hinterdrein folgte ein Diener mit einem winzig kleinen Hund, der mit erhobenem Kopf in einem ausgepolsterten Korb saß und gebildet um sich sah.

Diese geputzte Leiche, die einem der regierenden Fürstenhäuser angehörte, aß aus Etiketterücksichten in ihren eigenen Zimmern, stellte sich aber regelmäßig zu der Varietéunterhaltung ein. Mit etwas Mühe wurde die hohe Dame in einem Lehnstuhl mitten vor die Bühne gesetzt, der Korb mit dem Hund wurde auf ihren Schoß gestellt, und sie erteilte dann eine kurze Cour, ehe die Vorstellung begann.

Jetzt ertönte eine Glocke. Der erste Artist stand, sich tief verbeugend, auf einer Erhöhung. Es war ein häßlicher kleiner Zwergmulatte in Frack, weißer, seidener Weste, Lackschuhen und weißen Handschuhen. Ein Affe in dress.

Torben ergriff sogleich die Gelegenheit, sich von der Generalkonsulin zurückzuziehen, die einen Vortrag über die Wiedergeburt des Menschengeschlechts durch das Wellersche System begonnen hatte. Aber auf dem Rückweg zu seinen Damen wurde er von Direktor Zaun angehalten, der eine Unterredung mit ihm über die politischen Verhältnisse daheim wünschte.

Der Zeitpunkt war unglücklich gewählt. Torben hatte gerade entdeckt, daß Herr von Auen während seiner Abwesenheit den Platz auf einem Stuhl neben Jytte eingenommen hatte und sie eifrig unterhielt. Das war ihm um so peinlicher, als er glaubte,

den lächerlich aussehenden Mann als einen von Jyttes Kavalieren vom Vormittag wiedererkennen zu können.

„Übrigens habe ich Ihnen einen frischen Gruß von einem gemeinsamen Bekannten zu bringen," sagte Direktor Zaun, „nämlich von Professor Asmus Hagen. Er ist mein Arzt. Der Professor teilte mir mit, daß ich Sie wahrscheinlich hier treffen würde. In den Tagen des Aprilvereins hatte ich häufig das Vergnügen, mit Ihnen und dem Professor zusammen zu sein."

In der beständigen Hoffnung, wiedererkannt zu werden, hatte der Direktor seinen goldenen Kneifer abgenommen und zeigte Torben sein nacktes Gesicht. Und wirklich tauchte einen Augenblick ein flüchtiges Erinnerungsbild in dem Hintergrund von Torbens Bewußtsein auf. Er sah vor sich den niedrigen, rauchgefüllten Saal des Aprilvereins mit einer heulenden und miauenden Versammlung vor einer Rednertribüne, auf der dieser kleine schwarzbärtige Mann stand und leidenschaftlich gestikulierte.

Direktor Zaun fuhr fort zu reden, obwohl von den Leuten in ihrer Nähe ein paarmal der Versuch gemacht war, sie zum Schweigen zu bringen. Jetzt wandte sich ein dicker, kahlköpfiger Herr mit einem Schweinsrüssel erbittert um und verlangte Stille.

Sie hatten beide nicht bemerkt, daß es allmählich ganz still im Saal geworden war. Der schwarzgraue Artist, dessen Spezialität es war, Tierlaute nachzuahmen, spielte in diesem Augenblick einen Mann auf dem Fliegenfang. Leibhaftig ahmte er das Summen einer sorglos umherfliegenden Schmeißfliege nach, und als er das vorgebliche kleine Geschöpf gefangen hatte, hörte man erst ein wütendes Summen in seiner geschlossenen Hand, dann einen zischenden Kampf um Befreiung, indem er es an dem einen Flügel hervorholte. Schließlich zertrat er das Phantom unter der Spitze seines beschleiften Lackschuhs, und als man das schwache, feuchte Svi-vit hörte, womit der Brummer den Geist aufgab, jubelte der Saal, und der Herr mit dem Schweinsrüssel klatschte wie ein Rasender.

Statt zu seiner Gesellschaft zurückzukehren, war Torben in die Lesezimmer gegangen, die in diesem Augenblick ganz leer waren. Er warf sich in einen der großen Lederstühle und überließ sich völlig seiner mißmutigen Stimmung.

Er saß dort mit demselben Gefühl, das er so oft in Wiesbaden gehabt hatte, als ob ihn ein Alpdruck plage und er nicht erwachen könne. Das Ganze erschien ihm so unwirklich, als sei alles dies mit seiner Genesung eine Einbildung gewesen und er selbst schon längst gestorben und in die Unterwelt geführt – hinabgestürzt in das Reich der Verdammten, um hier von der Erinnerung an seinen unterschätzten Frieden und sein Glück in der Krankenstube von Favsingholm gequält zu werden. Und nun hatte er obendrein die ganze Lächerlichkeit einer unglücklichen Verliebtheit mit sich umherzuschleppen. Diese verkrüppelte Jugendliebe hatte sich da oben in der Einsamkeit in seinen Organismus eingefressen wie das Gift aus einer alten Wunde. Während Jytte da drinnen mit ihrem deutschen Freund saß und sich offenbar sehr heimisch in diesem Schattenreich fühlte, saß er hier und seufzte wie der verschmähte Ferdinand in einer Operette. Das war das Ergebnis von des klugen Asmus Zauberkünsten! Sein Leichenhemd hatte er mit einer Narrenkappe vertauscht. Was war dabei gewonnen? . . .

Drinnen im Saal war der Neger von einigen brünetten Tänzern abgelöst, die zu der Begleitung von Kastagnetten und Tamburinen schrien und mit den Füßen um sich stießen. Die Männer traten mit offenstehenden Hemden und Schwimmhosen auf, die Damen mit einem kurzen seidenen Rock über fetten Beinen in fleischfarbenem Trikot. Das hieß auf dem Programm ein neapolitanischer Volkstanz.

Jytte fing an, über Torbens Verschwinden ängstlich zu werden. Sie hatte ihn im Auge behalten, als er der Generalkonsulin vorgestellt wurde, wie auch später, als er dastand und mit Direktor Zaun sprach. Sie hatte Herrn von Auens viele Liebenswürdigkeiten überhaupt nicht angehört und sich nicht

einmal die Mühe gegeben, ihre Geistesabwesenheit zu verbergen.
Sein Fortgehen beunruhigte sie besonders, weil sie eine Empfindung hatte, daß es eine Demonstration war. Namentlich dieser Varietéhumbug war ihm sicher zuwider. Die Gesellschaft mißfiel ihm offenbar. Sie saß gerade da und überlegte, ob sie es ihrer Mutter nicht mitteilen sollte, daß Torben Dihmer gegangen sei. Es war ja auch möglich, daß er krank geworden ...
Im selben Augenblick sah sie ihn in der Tür zu den Lesezimmern erscheinen, und obwohl seine Miene gleich ernsthaft war, durchströmte sie eine Freude, so daß der Glanz der Augen ihr geheimes Glück verriet. Sie wußte es selbst nicht, aber Herr von Auen wurde sich nun endlich klar über die Sachlage, und sogleich war seine Liebenswürdigkeit verschwunden.
Als er Torben sich nähern sah, erhob er sich, verneigte sich vor den Damen und wandte darauf dem Nebenbuhler seinen pomadisierten und gescheitelten Nacken mit höfischer Unverschämtheit zu.
Die Damen auf der Tribüne in den kurzen Röcken und ihr gemeines Gekreisch genierten Jytte plötzlich, weil Torben zugegen war. Sie flüsterte der Mutter zu, ob sie nicht gehen wollten.
„Dies ist wirklich ekelhaft," sagte sie. „Ich glaube auch nicht, daß es Torben Dihmer amüsiert."
Frau Berta nickte.
Nach einer Weile erhoben sie sich alle drei und gingen.
Draußen war heller, weißer Mondschein. Es sah so aus, als läge eine dünne Schneeschicht über dem Erdboden. Trotz der Palmen und der dichten Laubbäume war die Aussicht über die Stadt ganz winterlich in diesem Licht.
Nur Frau Berta bemerkte es und sprach darüber. Sie ging voran auf dem schmalen Weg, der in Windungen unter breiten Schirmpinien zu der Villa hinaufführte. Die beiden anderen gingen schweigend hinterdrein.
Torben hatte beschlossen, zu reisen. Er glaubte, jetzt so viel zu

wissen, wie er brauchte, und er empfand es fast als Erleichterung, daß er Klarheit erhalten hatte. Und da kein Grund vorlag, der Form halber die Qual für einen der Teile zu verlängern, wollte er schon am nächsten Tage abreisen und jeglicher Auseinandersetzung aus dem Wege gehen.
An der Gittertür, die zu dem Garten der Villa führte, sagte er gute Nacht.
„Wollen Sie schon gehen? . . . Nun ja, Sie haben die Berechtigung, müde von der Reise zu sein," sagte Frau Berta. „Sagen Sie mir doch, Sie haben sicher das Hotelleben satt, nicht wahr? Wollen Sie uns nicht die Freude machen, Ihren Morgentee hier zusammen mit uns zu nehmen? Wir lassen ihn uns hier ganz für uns servieren, und dann ist es hier wirklich sehr gemütlich. – – Nein, jetzt dürfen Sie nicht nein sagen! Also auf Wiedersehen um neun Uhr."
Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie hinein. Als nun aber auch Jytte gute Nacht sagte und die Hand aus dem Abendmantel streckte – ganz wie an jenem Abend vor der Haustür in der Dronningens Tvärgade –, da hielt er sie einen Augenblick zurück.
„Ich möchte Sie bitten, Ihrer Frau Mutter zu sagen, daß sie mich morgen nicht erwarten soll."
„Sie kommen nicht?"
„Nein . . . ich reise ab."
„Sie reisen ab? Aber Sie sind ja doch eben erst gekommen!"
„Ja, es war ein Mißverständnis meinerseits, diesen Ort zur Erholung zu wählen. Das sehe ich jetzt sehr wohl ein. Es ist zu früh. Ich bin noch nicht genügend akklimatisiert."
„Aber was haben Sie nur einmal?"
Es kam wie ein Ausbruch, unversehens, fast ängstlich.
Torben lauschte. Hatte er recht gehört?
Er behielt ihre Hand und sah sie prüfend an.
„Bin ich Ihnen wirklich gar nicht lästig? Ich meine . . . Sie haben doch gewiß schon so viele Freunde hier. Darf ich wie in alten Zeiten bei Ihnen aus und ein gehen?" . . .

„Ja – natürlich!“ sagte sie, suchte aber doch jetzt ihre Hand zurückzuziehen. „Dann kommen Sie also morgen.“
Er hatte sie im Mondschein tief erröten sehen. Aber um seiner selbst willen wagte er trotzdem nicht, noch mehr zu fragen. Seine Gedanken waren mit ihm durchgegangen. Aus Furcht, die Selbstbeherrschung zu verlieren, begnügte er sich damit, sich über ihre Hand zu beugen und sie ehrerbietig zu küssen.
„Danke,“ sagte er.
Mit entblößtem Haupt hielt er die Gitterpforte für sie offen, während sie hineinging.
Und ohne es selbst zu wissen, blieb er mit dem Hut in der Hand stehen, solange der Laut ihrer Schritte auf dem kiesbelegten Gartengang zu hören war . . .
Drinnen im Zimmer hatte Frau Berta die Lampe angezündet und saß schon mit einer Zeitung da. Sie sah nicht auf, als Jytte hereinkam, sondern tat, als sei sie ganz von der Lektüre in Anspruch genommen.
Jytte war ihr dankbar für diese Verstellung. Sie hatte sehr wohl bemerkt, daß die Mutter ein wenig enttäuscht von Dihmer war; deswegen war sie bange, daß sie anfangen könne, von ihm zu reden.
„Ich glaube, ich gehe gleich zu Bett,“ sagte sie und schloß das Klavier.
„Ja, tu du das, es ist auch wirklich durchaus nicht zu früh.“
Oben in ihrem mondhellen Stübchen blieb Jytte eine Weile am geöffneten Fenster stehen. Sie hörte noch das hohle Dröhnen von Torbens Schritten unten auf dem fliesenbelegten Weg, zwischen den hohen, widerhallenden Gartenmauern. Und sie dachte: Da unten ging der Mensch, der jetzt über ihr Leben verfügte. Ein fremder Mann – denn es war ja in Wirklichkeit ein ganz anderer, den sie liebgewonnen, als der Torben Dihmer, an den sie alle diese Jahre mit so viel Sehnsucht gedacht hatte. Den hatte sie schon beinahe vergessen. Diesen merkwürdigen schweigsamen Fremden liebte sie jetzt und wollte ihr Schicksal mit ihm

verknüpfen, nachdem sie nur einen einzigen Abend mit ihm zusammen gewesen. So war sie! ... Sie mußte an etwas denken, was ihr Vater an dem Tage, an dem sie sechzehn Jahr alt wurde, zu ihr gesagt hatte. Er hatte ihr die Wange gestreichelt und gesagt, daß sie ja jetzt ein erwachsenes Mädchen geworden sei, mit dem man vernünftig über ernste Dinge reden könne. Er hatte ihr die alte griechische Fabel erzählt, wie Mann und Frau ursprünglich als ein vereintes Ganzes erschaffen, aber dann geteilt und jedes für sich in die Welt hinausgesendet wurden, so daß sie einander nur mit Hilfe des Instinktes, der Liebe genannt werde, wiederfinden konnten. „Im übrigen aber sollst du dir den Kopf nicht zu viel mit diesen Dingen zerbrechen," hatte er gesagt, „halte nur deine Augen offen, so daß du ihn, deinen paradiesischen Zwillingsbruder, erkennst, wenn er einmal kommt!" Die Geschichte hatte einen starken Eindruck auf sie gemacht. Es war so verlockend, daran zu denken, daß irgendwo in der Welt eine „Hälfte" umherging und nach ihr suchte, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Allen einsamen Männern sah sie fragend in die Augen: Bist du es? ... Später, als sie älter geworden, war der Gedanke an einen so anspruchsvollen Doppelgänger ihr Schrecken geworden. Deswegen hatte sie Torben Dihmer belogen und sich selbst betrogen, an dem Tage vor fünf Jahren, auf der Langenlinie, als er um sie warb. Und doch! Sie war ja damals wirklich nicht ganz sicher, daß er auch der Richtige war.

Erst jetzt wußte sie es. Sie fühlte es in diesem Augenblick mit fast schmerzlicher Gewaltsamkeit, daß sie ihm endlich begegnet war – dem sehnsüchtig Vermißten. Früher hatte sie nicht lassen können, Dihmer zu lieben, obwohl sie es eigentlich nicht wollte. Jetzt w ü n s c h t e sie, ihm anzugehören, sehnte sich danach, die Seine zu werden, ganz und inniglich mit ihrer Seele und mit ihrem Körper. Es war nicht zu verstehen, und doch war es so. Den Schritt, der ihr noch vor zwei Stunden wie ein Todessprung vorgestanden hatte, der mit verbundenen

Augen gemacht werden müsse, erwartete sie jetzt mit Ungeduld. Nicht eher als in elf Stunden würde sie ihn wiedersehen. Und was dann? . . . Das Ganze war ja völlig anders gekommen, als sie es sich gedacht hatte. Was hatte sie im Grunde gesagt? Nichts, deuchte ihr. Aber sie hatte ihn doch dazu gebracht, daß er blieb, und das war das Wichtigste.

XI

Torben war jetzt in die Stadt hinuntergekommen. Er hielt noch immer den Hut in der Hand, weil seine Stirn pochte und brannte.

Finster und öde lag die krumme Verengerung der Straße vor ihm mit einer vereinzelten schläfrigen Petroleumlaterne. Das Mondlicht drang nicht da hinab, und an allen Häusern waren die Läden geschlossen. Hier und da saßen noch halb schlafende Bettler auf den Steintreppen und streckten mechanisch die Hand aus, wenn sie jemand vorüberkommen hörten; aber auf der ganzen Strecke bis zum Marktplatz, wo die Cafés lagen, begegnete er nur dem Widerhall seiner eigenen Schritte.

Es war, als wandere er in einer ausgestorbenen Stadt. Aber er ging dort mit fieberndem Kopf, so bewegt von dem, was geschehen war, und gleichzeitig so voll ausgelassener Gedanken, so besessen von dem Bedürfnis nach lustigen Streichen, wie er es seit seiner Studentenzeit nicht gewesen war. Indem er sich der Stimmung erinnerte, in der er hier vor drei, vier Stunden gegangen war, hatte er ein Gefühl, als sei er wie durch ein Wunder in einem andern Dasein erwacht. Das Leben lag wieder in schimmerndem Morgenglanz vor ihm. Alles war verwandelt. Selbst den Gestank von dem Eselsdünger hier auf der Straße, den er am Nachmittag so störend empfunden hatte, begrüßte er jetzt fast mit Munterkeit, weil auch diese häßlichen, strengen Ausdünstungen der bunten und mannigfaltigen Welt angehörten, die ihm von der Hand einer lieblichen Frau zurückgegeben war.

Unten am Marktplatz, an einer Ecke war ein Obstladen offen: ein tiefer Torweg, in dessen Grunde eine ganze Familie traulich um eine kleine Lampe beisammensaß. Der Anblick veranlaßte ihn, die Schritte zu hemmen, und sofort erhob sich ein halberwachsenes Mädchen in dem Glauben, daß er einen Handel abschließen wolle. Um sie nicht zu enttäuschen, kaufte er die größten und schönsten von einigen blühenden Mandel- und Pfirsichzweigen, die in einer Kruke mitten zwischen den Apfelsinenhaufen standen, schrieb Frau Abildgaards Adresse auf und bat, man möge die Blumen in der Frühe des Morgens dorthin bringen. Und als er sah, daß das Mädchen hübsch war und braune Augen hatte so wie Jytte, legte er übermütig zwei Goldstücke in ihre Hand und schloß ihre Finger darüber.
„Behalte es nur!“ sagte er zu dem erschrockenen Mädchen. „Und hüte deine Augen!“
Er ging weiter, hatte aber gar keine Lust, nach seinem Hotel zurückzukehren, wo seiner nur die gewohnte Einsamkeit harrte.
Da fiel ihm ein, daß es in einem solchen Wetter unten auf der Strandpromenade herrlich sein müsse; wahrscheinlich würde er dort auch Menschen treffen.
Das stimmte. Der Mondschein hatte viele aus den Hotels herausgelockt, und Damen wie Herren waren außerordentlich lebhaft nach dem Mittagessen.
Mitten zwischen allen diesen fröhlichen und laut redenden Menschen, die langsam, wie in einem Gesellschaftssaal lustwandelten, sah er Direktor Zaun im Sturmschritt, die Hände auf dem Rücken, in seine eigenen Gedanken vertieft, daherkommen. Zufällig sah er auf, als sie aneinander vorüberkamen, und Torben blieb stehen. „Der Himmel hat offenbar etwas mit uns vor, Herr Direktor! Es ist das dritte Mal, daß wir uns heute begegnen. Wollen wir uns nicht vor der Tatsache beugen und eine kleine Strecke selbander gehen?“
Herr Zaun sah überrascht zu ihm empor, setzte seinen goldenen Kneifer auf und betrachtete ihn von neuem – als wolle er sich

vergewissern, daß er nicht irre. Dann verneigte er sich mit einer weitläufigen Armbewegung.
„Mit dem größten Vergnügen!"
Seine Mienen und diese Armbewegung vergegenwärtigten Torben von neuem die ganze Szenerie des selig verschiedenen Aprilvereins, wo Herr Zaun das große Grauen der Rednertribüne gewesen war, „der Steinklopfer", wie man ihn wegen seiner häßlich klingenden Stimme nannte. Später war er einer der Leiter des Kopenhagener Liberalismus geworden, auf alle Fälle ein Mann, der zum Lohn für seine große Opferwilligkeit und seine Parteitreue eine gewisse politische Rolle hinter den Kulissen spielte.
Er begann auch sogleich wieder von den politischen Verhältnissen daheim zu reden und von der Wahrscheinlichkeit einer nahe bevorstehenden Wahl.
„Ich habe gesehen, daß man eine große Landesversammlung vorbereitet," sagte Torben. „Soweit ich verstanden habe, hat man die Absicht, den Versuch zu machen, sich über ein neues Parteiprogramm zu einigen."
„Auch das – ja. Wichtiger ist es jedoch, meiner Meinung nach, einen radikalen Personenwechsel zu erzwingen. Ich will keine Namen nennen, aber die Süße der Macht ist offenbar für mehr als eines der Mitglieder der Regierung ein wenig zu ambrosisch gewesen. Sie sind so schwerfällig im Sitzfleisch geworden. Es ist an der Zeit, daß für frische Kräfte im Thing Platz gemacht wird . . . für Leute, die die Entwicklung weiterführen können und wollen. Wohl zu merken: in der rechten Richtung! Und nun erzähle ich Ihnen kaum etwas Neues, Herr Gutsbesitzer Dihmer, wenn ich Ihnen sage, daß wir in der Partei immer mit ganz besonderer Erwartung den Blick auf Sie gerichtet und uns daher auch aufrichtig darüber gefreut haben, daß Sie endlich Ihre Gesundheit ganz wiedergewonnen haben."
Als Torben antwortete, daß er sich jetzt sehr wohl denken könne,

an der aktiven Politik teilzunehmen, stürzte sich der Direktor in eine weitläufige Berechnung der Wahlaussichten der verschiedenen Parteien, und es zeigte sich, daß er die ganze Statistik der vorigen Wahl in seinem Gehirn aufgespeichert hatte. Er ließ Namen und Zahlen um sich springen mit der Geschicklichkeit eines wirklichen Steinklopfers.

Torben wurde sehr bald unaufmerksam. Während Herr Zaun mit den Tausenden des dänischen Wahlheeres umhertummelte und sie in Schlachtordnung aufstellte, spielten seine eigenen verliebten Gedanken mit ein paar ganz kleinen Zahlen des kleinen Einmaleins. Er rechnete aus, daß, falls alles nach Wunsch ginge, er in drei, höchstens in vier Monaten werde Hochzeit machen können. Zu der Zeit mußte Favsingholm so instand gesetzt werden, daß er, ohne sich zu schämen, seine Braut in das Heim seiner Väter führen und es ihr zumuten konnte, den Sommer über dort zu wohnen. Er mußte deswegen gleich an seinen Architekten schreiben. Auch der Gutsverwalter sollte angefeuert werden ...

Seine Gedanken wurden von Herrn Zaun zurückgerufen, der sich in Kampfstimmung hineinkalkuliert hatte. Das Volk müsse geweckt werden, sagte er, sonst riskiere man, nach Verlauf von einigen Jahren zu erleben, daß sich die Reaktion wieder auf den Ministersitzen breitmache, mit dem Absolutismus als Ministerpräsident, dem Chauvinismus als Kriegsminister und dem Obskurantismus als Kultusminister. Die Losung müsse jetzt lauten: die besten Männer vor!

„Denken Sie nicht selbst daran, sich um ein Mandat im Thing zu bemühen?“ fragte Torben.

Herr Zaun schlug die Augen nieder und ging eine kleine Weile stumm weiter. Aber plötzlich warf er sich hintenüber und wieherte vor Lustigkeit.

„Soll ich Ihre Frage als Aufforderung betrachten? Ich glaube absolut nicht, daß sie Unterstützung bei der Partei finden wird; Leute mit einer solchen Nase“ – er riß von neuem den Kneifer

herunter und schob sein Gesicht vor – „sind zurzeit bei uns nicht gut angeschrieben. Sie sind nicht beliebt bei unsern Geistlichen ringsumher im Lande, und diese gestrengen Herren sind auf dem besten Wege, eine Macht in der Partei zu werden, was Sie vielleicht wissen."

Sein Ton machte Torben verlegen.

„Ich will Sie nicht zu weit von Ihrem Wege abbringen," sagte er, indem er stehen blieb. „Wir treffen uns hier schon ein viertes Mal. Nun möchte ich gern wissen, ehe wir uns trennen, ob ich das, was Sie mir vorhin sagten, als offizielles Anerbieten von der Leitung der Partei betrachten soll, oder –"

„Absolut! Ich habe den ausdrücklichen Auftrag erhalten, bei Ihnen anzufragen, und ich kann Ihnen auch gleich anvertrauen, Herr Dihmer, daß wir Ihnen einen unsrer allersichersten Kreise anzubieten gedenken. Großer Gott, – das fehlte auch noch, daß wir einen künftigen Ministerpräsidenten als Durchfall-kandidaten debütieren lassen sollten!"

Er sagte das letztere mit einem breiten Lächeln, trat einen Schritt zurück und verneigte sich ausgelassen ganz bis zur Erde, den Hut in der Hand.

Torben lächelte aus Höflichkeit, hielt es nun aber an der Zeit, aufzubrechen. Mit seinen letzten Worten hatte der kleine sonder-bare Mann eingeschlummerte Gefühle bei ihm berührt, die er in diesem Augenblick nicht zu wecken wünschte. Das konnte zuviel auf einmal werden!

„Wie gesagt: ich habe ein schlechtes Gewissen, weil Sie zu weit von Ihrem Hotel fortgekommen sind –"

„Das hat nichts zu sagen. Es ist mir wirklich ein Vergnügen gewesen. Außerdem soll ich mich nach ärztlicher Verordnung so viel wie möglich in der Luft bewegen. Deswegen mache ich regelmäßig vor dem Schlafengehen einen Spaziergang."

„Sie sind Ihrer Gesundheit wegen hier, Herr Zaun?"

„Ja, ich leide bedauerlicherweise an hochgradiger Schlaflosig-keit."

„Das kann freilich sehr schlimm sein. Ich habe es auch gekannt. Aber – verzeihen Sie –, lesen Sie wohl nicht zu viele Zeitungen, Herr Zaun?"

„Ach nein, man kann leider so schrecklich wenig bewältigen! Die Blätter nehmen von Jahr zu Jahr an Umfang zu – es geschieht heutzutage ja so ungeheuer viel –, und es hat doch alles Interesse, nicht wahr? Aber es wird beständig schwieriger, sich einen wirklichen Überblick über die Weltereignisse zu schaffen."

„Ja, – das Faß der Danaiden!" sagte Torben halb zu sich selbst. Er sah hinab in Herrn Zauns schief verzerrtes Gesicht mit den melancholischen opalbleichen Augen und dachte wieder an die Unterwelt und ihre Schatten.

„Die Abendzeitungen berichten von einem großen Eisenbahnunglück in Japan. Fast hundert Menschen sollen umgekommen sein. In Österreich haben große Überschwemmungen stattgefunden, die ebenfalls Menschenleben gefordert haben. Und wie denken Sie eigentlich über Portugal, Herr Dihmer? Ich will Ihnen sagen, ich fürchte sehr, daß wir eines schönen Tages vor einer Katastrophe stehen. Ich weiß nicht, ob Sie die letzte Nummer der ‚Times' gelesen haben? Sowohl die politischen als auch die ökonomischen Verhältnisse werden dort in einem Artikel geschildert, der die ernstesten Sorgen erwecken muß. Als wir uns begegneten, dachte ich gerade darüber nach, daß es jetzt sicher nur e i n e Rettung gibt, eine vollkommene Umgestaltung der inneren Leitung des Landes in Verbindung mit einer europäischen Staatsanleihe von mindestens fünfzig Millionen Milreis. Aber ich frage mich selbst: wer von ihren Staatsmännern da unten wird die Initiative ergreifen? Sa da Bandeira tut es nie und nimmer!"

Torben betrachtete den kleinen Mann mit aufrichtigem Mitgefühl. Er kannte aus seiner eigenen Vergangenheit ein wenig diese unheimliche Überallzugegensein-Manie, die den Leuten durch die Zeitungen eingeimpft wurde. Unwillkürlich sah er verstohlen zu der linken Hand des Herrn Zaun hinab, und als

er bemerkte, daß sie keinen Trauring trug, dachte er: Der arme Mann muß seine Gefühle Wind und Wetter preisgeben, weil er niemand hat, den er liebhaben und gegen den er gut sein kann! Er war kurz davor, seinem ehemaligen Mitverdammten zu empfehlen, eine Frau zu nehmen, als Kur gegen Schlaflosigkeit und Nachtwanderungen. Aber er begnügte sich damit, ihm die Hand zu drücken und ihm eine friedliche Nacht ohne zu viele portugiesische Sorgen zu wünschen.
„Und auf Wiedersehen, Herr Zaun!“

XII

Als Frau Berta am Morgen zu Jytte hineinkam, mußte sie sie rütteln, um sie wach zu bekommen. Jytte hatte am Abend ein Schlafmittel genommen, und da ihr die Gedanken trotzdem keine Ruhe ließen, hatte sie gegen zwei Uhr noch ein zweites Pulver genommen.
Frau Berta trat an das Fenster und schlug die Läden zurück.
„Die Uhr ist gleich acht. Denk daran, daß wir vom frühen Morgen an Besuch bekommen.“
Solange die Dunkelheit des Schlafes noch über Jyttes Zügen ruhte, trugen sie das Gepräge ihrer freudlosen Träume. Aber als die Mutter gegangen war und sie die Augen wirklich aufschlug und sah, daß ihr Stübchen mit Sonne angefüllt war, lächelte sie.
„Dies ist der erste Morgen in meinem neuen Leben,“ – dachte sie –, „und der Himmel selbst bringt mir seinen Glückwunsch ans Bett. Was kann ich wohl mehr verlangen?“
Sie fühlte sich ziemlich sicher, daß dieser Tag – der 25. März – ihr Verlobungstag werden würde. Und sie blieb eine kleine Weile mit den Händen unter der Wange liegen und dachte an Torben – sah ihn vor sich, so wie er am Abend da unten im Hotel in der Tür des Lesezimmers erschienen war, trotz der Einförmigkeit der Herrenkleidung so verschieden von allen den andern Männern mit einem Schimmer auf seinem Gesicht, als

komme er aus einer andern Welt. So hatte sie ihn in dieser Nacht, als sie nicht schlafen konnte, die ganze Zeit vor sich gesehen. Eine verklärte Gestalt – „der Zwillingsbruder", der so lange erwartete Befreier, der wie der gottgesandte Ritter im Märchen kommen und ihre arme verzauberte Seele aus ihrem Dornröschenschlaf erlösen sollte.

„Bist du – auf?" rief die Mutter unten vom Garten her.

„Ja – jetzt bin ich auf!"

Einen Augenblick später stand sie entkleidet in einer Badewanne und nahm ihre kalte Abwaschung vor offenem Fenster. Sie hatte kein anderes Visavis als die Sonne und dann zufällig einen Sperling, der in dem Wipfel eines Pfefferbaumes saß. Sie wandte absichtlich dem Spiegel den Rücken. – Sie hatte, seit sie erwachsen war, eine Scheu davor gehabt, sich selbst nackend zu sehen, und namentlich an diesem Morgen war sie nervös ungeduldig, wieder in die Kleider zu kommen.

Eine halbe Stunde später erschien sie unten im Wohnzimmer in einem ganz neuen hellblauen Vormittagskleid, das sie ausdrücklich zu dieser Gelegenheit aufgespart hatte. Der Teetisch war draußen in der Loggia gedeckt, und an einem andern Tisch da draußen stand die Mutter und stellte einige große weiße und rosa Blütenzweige in eine Vase.

„Liebste Mutter, woher hast du doch einmal all diesen Überfluß?" fragte sie. „Wie schön sie sind!"

„Es war keine Karte dabei, aber ich denke fast, daß Dihmer so galant gewesen ist."

„Ja, sie sind wohl von ihm. Das sieht ihm ähnlich."

„Hast du gesehen, daß da ein Brief für dich liegt? Er ist wohl von Angelika Birch."

„Ach! Dann kann ich mich auf eine gute Strafpredigt gefaßt machen! Ich habe ihr nicht auf ihren letzten Brief geantwortet!"

Sie setzte sich auf die Treppe der Loggia, gerade in die Sonne, um ihren Brief zu lesen. Aber sie hatte noch nicht viele Zeilen durchflogen, als sie es aufgab. Es war ihr auch alles so gleich-

gültig, was die Freundin von Hinz und Kunz in Kopenhagen erzählte.

Da die Sonne schon ziemlich warm herabsengte, begab sie sich in die Morgenkühle der Gartenwege hinab. Hier ging sie mit ihrem pochenden Herzen und wartete darauf, den Klang von Torbens Schritten auf dem gepflasterten Gang zwischen den Mauern zu hören. Als sie ihn aber wirklich kommen hörte, eilte sie ins Haus und überließ es der Mutter, ihn zu empfangen.

Vom Wohnzimmer aus sah sie ihn schnell den Gartenweg hinaufkommen, und der Anblick verwirrte sie im ersten Augenblick. Das war ja ganz der alte Torben Dihmer, der da gegangen kam in einem hellgrauen Jackenanzug und mit einem Strohhut. Aber als er näher kam und sie sein Gesicht richtig sah, ward er wieder der fremde Gast aus dem Reiche der Verklärung, den sie jetzt liebte.

Frau Berta empfing ihn auf der Treppe der Loggia.

„Wie sehen Sie heute frisch aus," sagte sie froh überrascht. „Gestern waren Sie gewiß tüchtig müde. Mein Neffe hat also wirklich allen Grund, stolz auf sein Werk zu sein."

„Das hat er!"

„Sprecht ihr von Asmus?" fragte Jytte, die jetzt in der Wohnstubentür erschien und nickte. „Ja, Sie können glauben, er bildet sich was ein auf Sie! Bei uns wenigstens hat er in diesem letzten halben Jahre von nichts weiter geredet!"

„Ach, du mit deinen Übertreibungen!" sagte Frau Berta. „Aber setzen Sie sich jetzt, Dihmer! Dann sollen Sie einmal wieder eine selbstgemachte Tasse Tee schmecken."

Fast eine Stunde führten sie eine springende Unterhaltung über alles mögliche, ausgenommen über das eine, was alle ihre Gedanken beschäftigte. Sie wußten zuzeiten kaum selber, worüber sie sprachen ... Frau Bertas Augen waren häufig auf der Wanderung zwischen Jytte und Torben. Sie gelangte mehr und mehr zu der Überzeugung, daß am vorhergehenden Abend

etwas Entscheidendes vorgefallen sein mußte. Der Mann war ja wie verwandelt. Auch Jytte schien strahlend glücklich.

Torben zeigte sich jedoch noch immer schwerfällig in der Kunst der fließenden Unterhaltung. Infolge seines jahrelangen Schweigens ward es ihm noch ein wenig schwer, sich auszudrücken. Außerdem waren ihm die meisten der Ereignisse und Personen, auf die die Rede kam, fremd, so daß er beständig fragen mußte.

Später, während der Kellner aus dem Hotel abdeckte, wanderten sie ein wenig im Garten; und hier blieb Jytte eine Weile allein mit Torben, während Frau Berta hineinging, um dem Diener eine Weisung zu geben.

„Sie haben sich gestern abend da unten im Hotel wohl eigentlich nicht amüsiert,“ sagte Jytte, als die Mutter gegangen war. „Ich glaubte es Ihnen ansehen zu können.“

„Ja, ich schulde Ihnen und Ihrer Frau Mutter wohl eine Entschuldigung wegen schlechten Betragens. Das habe ich vergessen.“

„Nein, so war es nicht gemeint. Ich finde selbst, daß es eine törichte Unterhaltung ist, die man sich ausgedacht hat. Aber es ist das gleiche in allen Hotels hier unten. Es soll amerikanische Sitte sein.“

„Wohl möglich. Aber sagen Sie mir doch, Fräulein Jytte, Sie reiten doch noch?“

„Nein, damit habe ich längst aufgehört.“

„Das ist schade.“

„Warum denn nur?“

„Ach ja. Es gibt nämlich nichts, wonach ich mich so sehr sehne, als wieder einmal auf einem Pferderücken zu sitzen. Als ich das letzte Mal in einem Sattel saß, war es in Ihrer Gesellschaft – aber dessen erinnern Sie sich wohl nicht mehr.“

„Freilich! Sollte ich mich dessen nicht mehr erinnern!“

„Es war eine schrecklich peinliche Geschichte für mich! Sie werden wohl verstehen, daß ich ein brennendes Bedürfnis fühle, mir Genugtuung in Ihren Augen zu verschaffen. Falls ich ein

Paar anständige Rosse auftreiben kann, würden Sie es vielleicht wagen, sich noch einmal meiner Begleitung anzuvertrauen? Hier ist doch wohl ein Reitstall?"
„Ja, mit Maultieren und Eseln – weiter führen wir hier nichts."
„Ich will doch einen Versuch machen."
„Die Mühe können Sie sich sparen. Ich weiß es außerdem ganz bestimmt. Es war hier nämlich neulich die Rede davon, als Herr von Anen einen größeren Ausflug arrangieren wollte."
Der Name entfuhr ihrem Munde. Sie ärgerte sich im selben Augenblick, als sie ihn ausgesprochen hatte, denn sie ahnte ja nun, daß hauptsächlich dieser zudringliche Gerichtsrat ihn am vorhergehenden Abend verstimmt hatte.
Auch Torben war verstummt.
Sie waren an den untersten Teil des Gartens gelangt, der aus einem gewölbten Laubgang von blühenden Schlingrosen in verschiedenen Farben bestand. Gerade hier hatte sie am vorhergehenden Tage die drei dunkelroten Blüten gepflückt, die bei seinem Empfang eine Rolle hatten spielen sollen. In dem Verlangen, ihre Gedankenlosigkeit wieder gutzumachen, kam ihr die Eingebung, Ernst aus ihrem Einfall zu machen. Sie blieb stehen und pflückte die schönste rosenfarbene Knospe ab, die sie in der Eile finden konnte.
„Sie haben nichts in Ihrem Knopfloch," sagte sie. „Das ist hier Sitte. – Bitte schön!"
Sie brachte selbst die Blume in seinem Jackenaufschlag an. Aber als sie nach vollbrachter Tat die Hände zurückziehen wollte, umfaßte Torben sie und behielt sie.
„Jytte – Fräulein Jytte," begann er.
Da war es, als wenn Flammen um sie aufschlügen, sie fühlte ihren ganzen Körper in Feuer vergehen.
„Nicht hier! Nicht jetzt!" sagte sie – halb zornig, weil sie überrumpelt war – und suchte mit Gewalt ihre Hände zu befreien.

Aber Torben führte sie an seine Lippen.
Einen Augenblick später mußte er sie doch freigeben. Frau Berta tauchte am Ende des Ganges auf. Aus Furcht, daß sie etwas merken könne, setzte sich Jytte am Fuß des Spaliers ins Gras, um Veilchen zu suchen.
„Denk dir," rief sie ihr entgegen, „hier wimmelt es noch!"
Sie kehrten alle drei in die Loggia zurück, wo Frau Bertas Augen wieder auf die Wanderung zwischen den beiden Jungen gingen, deren Wesen sie sich nicht so recht erklären konnte. Torben war aufgeräumt und verwandte fast kein Auge von Jytte, die fieberhaft unruhig erschien.
Als sie eine Weile dagesessen und geplaudert hatten, holte Torben einen großen Briefumschlag aus der Brusttasche und entnahm ihm ein paar Photographien.
„Ich habe diese hier mitgenommen," sagte er. „Ich dachte, daß es Sie vielleicht unterhalten könne, sie zu sehen. Dieses zum Beispiel –"
Er reichte Frau Berta, die an der andern Seite des Tisches saß, eine Kabinettphotographie hinüber.
„Aber nein!" rief Frau Berta aus. „Was für ein prächtiges altes Schloß ist denn das?"
„Das ist Favsingholm."
„Wirklich? Aber das begreife ich nicht. Asmus sagte –"
„Das habe ich Ihnen angemerkt; . . . darum habe ich gerade diese Bilder mitgenommen. Ich meinte, Sie sollten doch wissen, wie Favsingholm in Wirklichkeit aussieht."
Jytte, die sich gleich vorgebeugt hatte, um das Bild über die Schulter der Mutter hinweg zu sehen, zog sich unwillkürlich ein wenig zurück, als es ihr klar wurde, daß es ihr künftiges Heim war, das ihr hier vorgestellt wurde.
„Aber Sie haben doch wirklich selbst immer gesagt, Dihmer, Favsingholm sei ein altes Räubernest," sagte Frau Berta.
„Das Schloß hat eine ganz merkwürdige Geschichte – ja. Auf demselben Grund hat sowohl eine Seeräuberburg als auch ein

Schwarzbrüderkloster gestanden. Man kann noch hin und wieder Stücke von alten Rüstungen und Schwertern aus dem Burggraben auffischen. Das Gebäude ist leider recht vernachlässigt, und das hat Asmus wohl bemerkt, da er es so ungemütlich gefunden hat. Aber jetzt soll das Ganze gründlich instand gesetzt werden, von außen wie von innen."

Er reichte zwei andere Bilder über den Tisch, eines Frau Berta und eines Jytte.

„Dies hier ist eine Partie vom Park," erzählte er, auf das letztere zeigend. „Auch der ist nicht so in Ordnung, wie er sein sollte. Aber auch den will ich in Angriff nehmen, wenn ich nach Hause komme. Dies sind die Wiesen und die Förde, wovon man ein wenig hinter den Bäumen sieht. Über die ganze Fördenmündung hat man von den meisten Zimmern des ersten Stockwerks eine Aussicht. Die Wiesen sind herrlich – das können Sie glauben –, namentlich im Frühling."

Jytte sah das Bild wie durch einen wogenden Nebel. Der Gedanke, daß sie einstmals diese wildfremde Stätte ihr Heim nennen sollte, erschien ihr in diesem Augenblick vollkommen phantastisch.

„Aber was ist denn dies hier?" fragte Frau Berta, die dasaß und ihr Bild hin und her drehte.

„Ja, das können Sie wohl kaum erraten. Es ist der ‚Rittersaal'. Der sieht freilich arg aus. Mein Großvater benutzte ihn als Kornspeicher. Er ist überhaupt während der ganzen Zeit, wo meine Familie das Gut besessen hat, nicht bewohnt gewesen. Es war einer der Lieblingspläne meines Vaters, ihn instand zu setzen, aber er starb zu früh. Nun hoffe ich, ihm mit den Jahren seine alte Gestalt zurückzugeben. Der Marmorkamin dort an der Seitenwand soll eine interessante Arbeit sein. Ihm ist die Ehre zuteil geworden, in einer Kunstgeschichte abgebildet zu werden. Wissen Sie übrigens, wer in alten Zeiten dort gesessen und geplaudert hat?"

„Nein."

„Königin Anna Sophie!"

„Wie kam denn das?"
„Ja, Sie entsinnen sich vielleicht, daß sie nach dem Tode des Königs nach Klausholm verbannt wurde. Das ist mein Nachbargut, und ich habe im Favsingholmer Archiv ein paar schnurrige Brieflein von der abenteuerlichen Dame gefunden."
„Aber das ist ja wirklich interessant," sagte Frau Berta. „Warum haben Sie uns früher nie davon erzählt."
„Aus einem guten Grunde – ich wußte selbst nichts davon. Wie Sie wissen, war ich erst zwölf Jahre alt, als mein Vater starb. Dann kam ich von Hause fort. Später war ich höchstens alle zwei Jahre einmal auf einen flüchtigen Besuch dort, eigentlich als mein eigener Gast. Einmal dachte ich auch daran, das Gut zu verkaufen. Jetzt bin ich freilich froh, daß nichts daraus wurde."
„Dann hat Asmus' Kur also doch eine glückliche Wirkung gehabt, wenn sie Ihnen Ihr Heim wiedergab," sagte Frau Berta.
Das wollte Torben jedoch nicht ganz zugeben. Er erzählte ein wenig von dem Zusammenstoß in Favsingholm zwischen Asmus Hagen und Mads Vestrup anläßlich der Behauptung des ersteren, daß die Arzneimittel ihr Werk nach dem Rezept verrichteten, ganz unabhängig von der Sanktion einer höheren Macht.
„Ich halte es nun doch mit dem Pfarrer!" sagte er lächelnd, indem er sich bemühte, Jyttes Blick zu fangen. „Es gehört wirklich oft ein ‚Segen' dazu, den man nicht in einer Apotheke kaufen kann."
Jytte, die merkte, daß Gefahr im Anzuge sei, fiel der Mutter in die Rede, als diese antworten wollte. Aus Furcht, daß Torben etwas verraten könne, falls sie ihn nicht zurückhielt, sagte sie:
„Mir fällt ein . . . ich muß wohl hinaufgehen und nachsehen, ob die Mückennetze vor die Schlafstubenfenster gezogen sind. Gestern hatte das Mädchen es vergessen, weißt du . . ."
Oben in ihrem Stübchen warf sie sich über eine Stuhllehne, um die finstern Gedanken zu verscheuchen, die wieder begonnen

hatten, ihr Glück zu umflattern wie die Nachtfalter ein Licht. Torbens plötzliche Beredsamkeit da unten, die Wärme seiner Stimme, als er von Favsingholm sprach, hatten sie das ganze Verhältnis von neuem so traurig, hoffnungslos empfinden lassen.

Daß sie ungerecht gegen ihn war, wußte sie sehr wohl, und sie schämte sich auch. Aber sie war nun einmal nicht anders. Allein, wie er das Wort Favsingholm oder „mein Gut" sagte, machte ihr die Stätte fast verhaßt.

Als sie hörte, daß die andern sich da unten erhoben, stand sie auf und trat an den Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Indem sie daran dachte, daß sie sich hier zum erstenmal als Braut sah, wurde sie ganz verzweifelt. Welch Gesicht! Und diesem Tag hatte sie als der Offenbarung des Glücks entgegengesehen!... Dies war die große Stunde der Verlobung, der Märchentraum, der in ihrem Kopf gespukt hatte, seit sie ein kleines Mädchen in halblangem Kleide war. Das war zum Lachen und zum Weinen!

„Jytte . . . bist du da oben?"

Es war die Mutter, die aus dem Garten heraufrief.

„Ja."

Unter ihrem Fenster standen die Mutter und Torben in einem Gespräch.

„Wolltest du etwas?" fragte sie, indem sie sich hinausbeugte.

„Dihmer ladet uns zu einer Spazierfahrt ein. Was sagst du dazu?"

„Herrlich – sage ich. Wann soll es sein?"

„Am liebsten gleich, wenn es den Damen paßt," sagte Torben. „Ich will dann nach dem Hotel hinuntergehen und das Automobil bestellen. Es soll in – sagen wir zwanzig Minuten? – hier sein."

„Das ist brillant! Ich werde klar sein!"

Jytte trat vom Fenster zurück. Und wirklich vermochte sie sich im Augenblick nichts zu denken, was besser zu ihrer Stimmung

passen konnte, als wie ein Sturmwind die Landstraße dahinzusausen, fort von sich selbst und dem Eulenschrei ihrer Gedanken – alle Gespenstererscheinungen in den Staub zu fahren und ihren Sinn zu füllen mit dem blinden Mut des Trotzes, alles seinen Gang gehen zu lassen – hinauf in den siebenten Himmel oder hinab in den Abgrund.

Eine halbe Stunde später fuhren sie davon.

XIII

Olivenbestandene Bergabhänge, Villen, Orangenhaine, kleine Fischerdörfer mit großen Hotels, eine sonnenbeschienene Landstraße mit Eselfuhrwerken und schweren Frachtwagen, und wieder Bergabhänge, Villen und Hotels flogen an ihnen vorüber. Es sah in der rasenden Fahrt so aus, als wälze sich alles ihnen entgegen wie aus einem großen Füllhorn. Einen Augenblick gewahrten sie einen Schimmer des Meeres, das groß und ruhig in der Mittagssonne dalag; im nächsten jagten sie mit einem Flußpferdgebrüll der Hupe zwischen hohe feuchte Mauern hinein, wo wilde Walddüfte ihnen aus den großen Parks dahinter entgegenschlugen.

Jytte saß mit halbgeschlossenen Augen hinter ihrem braunen Schleier da. Wenn die Mutter oder Torben sie anredeten, lächelte sie nur, indem sie so tat, als könne sie infolge des Brummens des Automobils nichts hören.

Torben saß ihr gegenüber, aber ihr In-sich-selbst-Versinken erregte keine Unruhe in ihm. In seinem Knopfloch saß ihr freiwillig gegebenes Pfand, und in seinen Ohren klangen noch, gleich einer süßen Verheißung, die Worte, mit denen sie ihm vorhin im Garten hatte entfliehen wollen: „Nicht jetzt! ... Nicht hier!" Er lächelte ihr schon zu mit der Sicherheit des Besitzes, während seine wirren Gedanken der glücklichen Zeit entgegentaumelten, wo seine lange Einsamkeit ein Ende haben sollte ... in drei, vielleicht vier ... allerhöchstens in fünf Monaten.

In niedrigem Flug waren Jyttes Gedanken den entgegengesetzten Weg geglitten, – zurück zur Vergangenheit, zu ihren Freundinnen und deren Schicksalen. Die hatten sie in der letzten Zeit unablässig beschäftigt, und des Nachts waren sie durch ihre Träume gejagt wie ein Zug von Schreckbildern. Sie war selbst auf ihren Hochzeiten zugegen gewesen, entsann sich ihrer in ihrem selbstsicheren Glück unter Myrtenkranz und Brautschleier – und nun saßen sie ringsumher da und machten sich lustig über die Enttäuschungen der Ehe oder suchten ihre Schande zu verbergen. Da war Emmy, die schon zweimal geschieden war und sich nun mit gutem Essen und platonischen Tenorverliebtheiten tröstete. Und da waren Lydia und Fennimoor und – ach Gott ja! – die arme Kitty, die feinste und liebevollste von ihnen allen, die das Zusammenleben mit einem hübschen Gardeoffizier brutalisiert hatte, so daß sie jetzt in die schlechteste Gesellschaft hinabgesunken war und sich wie eine Dirne aus den Armen des einen in die des andern warf. Torben Dihmer war ja hundertmal mehr wert als irgendeiner von den Männern, die ihre Freundinnen bekommen hatten. Dafür aber war sie selbst hundertmal ungereimter und anspruchsvoller als eine von ihnen. Und Dihmer hatte wohl schließlich auch seine Fehler. Wer konnte wissen, wozu sich zum Beispiel diese ererbte Liebe zu Grund und Boden, zu Kühen und Schweinen bei ihm mit der Zeit entwickeln konnte? Warum sollte gerade sie die eine unter Tausenden sein, die die Ehe nicht enttäuschte? Welchen Grund hatte sie, zu glauben, daß es ihr nicht selbst auch einmal beschieden sein sollte, als zerzaustes Huhn dazusitzen und über ihren langen, tiefen Traum von Glück zu lachen? – Aber dann wollte sie lieber sterben.

Ein neues Flußpferdgebrüll machte sie zusammenschrecken. Sie fuhren durch einen Pinienhain, und nach einer kleinen Weile machte der Wagen halt oberhalb einer kleinen Stadt, wo sie frühstücken wollten. Die Stadt lag im Grunde einer breiten Schlucht, die sich nach dem Meer zu erschloß. Die Landstraße

ging in einem Bogen um die Schlucht herum, lief gleich einer Galerie an der steilen Bergwand entlang, hoch über den Dächern der Häuser. Da war überhaupt kein anderer Weg zu der Stadt hinab, als eine Steintreppe in vielen Absätzen, die zwischen den hohen Gartenmauern ein- und ausging.

Torben half den Damen aus dem Wagen. Als Jytte ausstieg, drückte er ihr heimlich die Hand, – und ein Kälteschauer von Angst ging durch ihr Herz.

„Ach, Torben," dachte sie, „was soll nur einmal aus uns beiden werden?"

Zuerst spazierten sie ein wenig in der Stadt umher, frühstückten dann in dem „Italienischen Löwen", einer gewöhnlichen italienischen Trattória am Marktplatz. Der Tisch wurde draußen im Schatten gedeckt, und die Mahlzeit war ganz ländlich: ein Makkaronigericht mit Tomaten, Eier in Spinat, gebratene Hühner, Ziegenkäse und zum Nachtisch ein abgesägter Zweig mit Apfelsinen.

Hinterher gingen sie an den Strand hinab und nahmen Platz auf einer Bank unter der Felswand.

Frau Berta, die sich nicht vor dem heimtückischen Landwein in acht genommen hatte, begann hier eine etwas umständliche Erzählung von einem Reiseabenteuer, das sie und ihr Mann einmal in der Schweiz gehabt hatten. Torben war ein rücksichtsvoller Zuhörer, Jytte hingegen fühlte sich gereizt. Sie sehnte sich jetzt danach, mit Torben allein zu sein.

Schließlich erhob sie sich und ging an das Wasser hinab, wo sie sich auf eine Klippe ganz weit hinaus setzte.

Das Meer lag so still und blinzelte der Sonne zu, wie ein schlaftrunkenes Kind, das gern erwachen will. Aber zu ihren Füßen plätscherte die Brandung, und dieser Laut rief heimische Erinnerungen in ihr wach. Kindheitserinnerungen von dem Samsöer Strand stiegen aus dem Wellengebrause auf, während sie mit ihrem sorgenvollen Herzen dasaß und auf den ersten Liebeskuß wartete.

Sie sah sich selbst als kleine Menschenknospe von sieben bis acht Jahren in rotem Höschen am Strand herumlaufen, zusammen mit ihren beiden Brüdern, die schon halberwachsen waren. Oben in der Düne saßen der Vater und die Mutter Hand in Hand. Dann erhob sich der Vater in seiner ganzen Hünenbreite und schleuderte den Spazierstock weit in das Wasser hinaus. „Wer holt ihn mir wieder?" rief er – und eins, zwei, drei, waren Arvid und Ebbe aus den Kleidern, und sie selbst hatte ebenfalls Eile, alles abzustreifen, um dem Sieger entgegenzuwaten, wenn er mit dem Stock im Mund wie ein Hund herangeschwommen kam. Das alles erschien ihr so kurze Zeit her. Ein Ereignis von gestern oder vorgestern. Und dabei waren doch der Vater und beide Brüder schon lange tot. Arvids Erscheinung entsann sie sich kaum mehr. Sie war noch ein Kind, als er auf seiner Märchenflucht verschwand. Sie erinnerte sich so eben noch des bleichen, verbissenen Gesichts ihres Vaters an dem Tage, als das Telegramm kam, das von seiner Fahnenflucht meldete. Und dann – das verzweifelte Warten, das jahrelange Hoffen auf ein Lebenszeichen!
So war der Kummer zu ihren Eltern gekommen und hatte das Haar der Mutter vor der Zeit gebleicht. In welcher Gestalt würde er einstmals zu ihr und Torben kommen? Wie sehr zwei Menschen einander auch liebten, – dem Unglück gegenüber waren sie gleich wehrlos. Es ging durch verschlossene Türen und nahm mit sich, was man am allerbesten verwahrt glaubte ...
Als sie sah, daß die andern sich erhoben, kehrte sie zu der Bank zurück. Die Mutter fand es nun an der Zeit, heimzukehren. Sie selbst äußerte keine Ansicht, und so geschah es denn, daß sie von dannen gingen.
Auf dem Wege, die enge und beschwerliche Steintreppe hinauf, die nach der Landstraße führte, wo ihr Wagen hielt, ging Frau Berta voran. Dann kam Torben und zuletzt Jytte, die hin und wieder einmal eine Handreichung von ihm annahm, wenn die Stufen besonders hoch waren. Zu beiden Seiten waren sie

von festen Gartenmauern eingeschlossen, die infolge der vielen Windungen der Treppe während des Aufstiegs sie voreinander verbargen. Indessen vergrößerte das junge Paar absichtlich nach und nach die Entfernungen zwischen sich und Frau Berta. Und dann geschah es in einem Augenblick, als diese wieder hinter einem Mauerrande unsichtbar geworden war, daß Torben den Arm um Jyttes Taille legte und sie an sich zog. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter wie ein übermüdes Kind und ließ sich auf Stirn und Wange küssen.

„Meine Geliebte!" sagte er.

Da erhob sie die Augen strahlend zu den seinen und reichte ihm freiwillig den Mund.

— — —

Während der Heimfahrt saß Jytte wie bei der Ausfahrt neben der Mutter unter ihrem dichten Schleier verborgen und überließ die Unterhaltung den andern. Als sie ihre Wohnung erreicht hatten und aus dem Wagen gestiegen waren, schob sie ihren Arm in den der Mutter.

Torben begleitete sie durch den Garten, aber am Fuße der Treppe zu der Loggia verabschiedete er sich.

„Sie wollen gehen?" sagte Frau Berta. „Ja, ja ... aber kommen Sie wieder, wenn Sie Lust haben! Sie wissen, daß Sie immer willkommen sind."

Torben erwartete, daß Jytte unter irgendeinem Vorwand ihn bis an die Pforte begleiten würde, so daß sie ohne Zeugen Abschied voneinander nehmen konnten. Das geschah indessen nicht. Sie drückte ihm zögernd die Hand, sah ihm auch vertraulich in die Augen, ließ aber den Arm der Mutter nicht los. Er ging aus diesem Grunde ein wenig verstimmt von dannen.

Es bedrückte ihn namentlich, zu denken, daß Jytte in wenigen Stunden wieder da unten im Hotel sitzen und sich von diesem Herrn von Auen unterhalten lassen würde. Wenn sie sich nun mit ihrer Mutter ausgesprochen hatte, wollte er auch eine andere Ordnung vorschlagen. Daß Jytte selbst nicht das allergeringste

tat, um bemerkt und bewundert zu werden, wußte er sehr wohl. Das war ja das Eigentümliche an ihr, daß ihr Wesen, so weiblich es war, doch nicht einen Schatten von Koketterie hatte. Gerade ihre Natürlichkeit war der Grund, daß sie immer so von Männern umschwärmt wurde. Und doch war es ihm im höchsten Grade zuwider, sie sich als Gegenstand der Cour-macherei dieses Deutschen zu denken.

Als er an der Einfahrt zum Hotel vorüberkam, erblickte er Direktor Zaun, der auf einer der Bänke da draußen saß. Er hätte ihn am liebsten gemieden, aber Herr Zaun, der ihn von seinem Balkon aus zusammen mit den Damen hatte vorüber-fahren sehen und der hier eigens saß, um ihm aufzulauern, stürzte sofort auf ihn los.

„Ich bringe eine Neuigkeit, die Sie hoffentlich interessieren wird," sagte er. „Wollen Sie mir eine kurze Unterredung ge-währen ... Wir gehen wohl am besten in den Park hinein. Da ist augenblicklich kein Mensch. Wir können ganz ungestört sein."

So wenig Torben auch in der Stimmung war, mit ihm zu reden, wurde er doch neugierig.

„Ich stehe Ihnen zu Diensten. Was haben Sie mir zu sagen?"

„Die Auflösung des Things ist vorgestern in einer Minister-sitzung beschlossen!" verkündete Herr Zaun. „Die Sache ist noch nicht offiziell, und ich darf meine Quelle nicht nennen, aber sie ist ganz zuverlässig. Im August haben wir die Wahlen. Sie entsinnen sich vielleicht, daß ich genau diesen Zeitpunkt als den wahrscheinlichsten im Falle einer Auflösung bezeich-nete."

Torben nickte. Er dachte daran, daß die Wahlen also genau in die Zeit fallen würden, in der er Hochzeit halten zu können hoffte.

„Morgen oder übermorgen reise ich nun nach Hause. Der Parteivorstand wird sich am nächsten Donnerstag versammeln, um Beschlüsse über die einleitenden Vorbereitungen zu fassen.

Und nun würde es mir allerdings sehr lieb sein – ja, ich würde es als einen persönlichen Triumph für mich auffassen, wenn ich Ihre Zusage überbringen könnte, daß Sie einen Kreis übernehmen wollen."

„Sie reisen heim?"

„Ja, morgen abend, spätestens Montagmorgen."

„Aber Sie wollten doch eine Kur gegen Ihre Schlaflosigkeit durchmachen?"

„Ja, die muß ich also unterbrechen. Ich betrachte mich keineswegs als unentbehrlich; – Gott bewahre! aber ich habe nun seit mehreren Jahren die Wahlleitung der Partei unter mir gehabt und mir dadurch eine Personalkenntnis erworben, die sich nicht so ganz leicht aneignen läßt."

„Ich muß Ihnen vorerst eine Frage stellen, Herr Direktor. Da ja ein Wählerbund mit der Arbeiterpartei geschlossen ist, glauben Sie da im Grunde, daß es für die Partei vorteilhaft sein würde, einen Mann wie mich auf ihrer Kandidatenliste zu haben – einen Gutsbesitzer?"

„Einen Gutsbesitzer, der dem Gedanken von dem Anrecht auf den Grund und Boden huldigt, wie Sie es seinerzeit im Aprilverein auseinandergesetzt haben, – absolut ja! Einen Gutsbesitzer, der obendrein kürzlich durch die Tat den schönsten Beweis für seine humane Gesinnung geliefert hat. Ich denke natürlich an die Stiftung, die Sie auf Ihrem Gut errichtet haben. War es nicht ein Altenheim? Ich will Ihnen sagen, daß diese Veranstaltung Sie gerade in Arbeiterkreisen sehr populär gemacht hat."

Torben erwiderte nichts. Es war ihm unangenehm, an diese Sache erinnert zu werden. Sehr gegen seinen Willen hatten alle Zeitungen des Landes seinen Namen in den Himmel erhoben anläßlich dieses Altenheims, das ihm auch in anderer Weise zum Ärgernis und zur Schande geworden war. Fast in jedem Brief, den er von seinem Inspektor erhielt, wurden ihm Klagen über die Bewohner des Heims vorgebracht, die mit

allem unzufrieden waren und in ewigem Streit lebten. Am meisten leid hatte es ihm getan, daß die Spektakelmacher schließlich die alte Barbara vertrieben hatten, so daß sie eines Tages in aller Stille Favsingholm mit ihren wenigen Habseligkeiten verließ. So schien also wirklich in Erfüllung gehen zu sollen, was Mads Vestrup, der Unglücksrabe, ihm prophezeit hatte, daß er keine Freude von diesem Heim haben werde.

Herr Zaun hatte ein Papier aus seiner Brusttasche gezogen. Es war der Entwurf des Parteivorstandes zu einem neuen Programm, das auf der bevorstehenden Landesversammlung angenommen werden sollte und das die Wahlkandidaten der Partei also anerkennen mußten. Er bat um die Erlaubnis, es von Anfang bis zu Ende vorlesen zu dürfen.

Sie hatten auf einer Bank unter einer der großen Palmen des Parkes Platz genommen. Da waren keine Menschen zu sehen. Aber bei der herrschenden Stille hörte man die Musik unten von der Promenade her. Sie kam zu ihnen, getragen von einer Brise draußen aus dem Meer, das auch zu tönen begonnen hatte.

Nur mit Anstrengung nahm sich Torben zusammeu, um der Vorlesung einigermaßen aufmerksam folgen zu können. Seine Gedanken suchten beständig zu entschlüpfen, um bei Jytte zu sein. Es waren verheißungsvolle Worte über Kätnerbewilligungen, über vermehrte Altersunterstützungen, über die freiere Stellung der dienenden Klasse, über die Erweiterung des Wahlrechts und über Prämien für Gartenzucht – die ganze lange Reihe der hervorragenden Punkte der Partei, die auch ihm einmal als Meilenzeiger auf dem Wege zu einem glücklichen Reich der Gerechtigkeit gestanden hatten. Jetzt erschienen ihm alle diese feierlich ausgesprochenen Gelübde so arm und naiv. Und er verstand in diesem Augenblick besser als früher, warum es ihm so schwer geworden war, sich wieder in der Welt zurechtzufinden. Hier war er mit der Laterne der Erinnerungen umhergegangen und hatte nach seinem alten Ich gesucht, das in Wirk-

lichkeit schon längst tot war. Und es war wohl mehr als zweifelhaft, ob es sich je wieder erwecken ließ. Auf alle Fälle saß seine wiedergewonnene männliche Kraft vorläufig gefangen wie Herkules und hielt der Königin von Lydien das Garn.

Die Unterredung endete denn auch ohne ein Ergebnis. Je eifriger Herr Zaun wurde, ihm ein bindendes Versprechen zu entlocken, um so bestimmter wies er ihn ab.

„Ich habe mich daran gewöhnt, lange Zeit zum Überlegen zu gebrauchen," sagte Torben, indem er sich erhob, um zu gehen. „Außerdem fürchte ich, daß mich niemand anerkennen würde, falls ich Ihrer Aufforderung Folge leisten und wieder in der Arena auftreten würde. Sie selbst vielleicht am allerwenigsten, Herr Zaun!"

— — —

Als er nach Hause kam, lag da Post für ihn aus Favsingholm. Es war der gewöhnliche Wochenbericht von seinem Inspektor, Berechnungen und verschiedene Anfragen, außerdem kleine Mitteilungen mehr privaten Charakters. Unter den letzteren waren diesmal wieder Berichte über Mads Vestrups Verabschiedung und das ganze unheimliche Drama, das die Gemüter daheim in der Gegend seit seiner Abreise erfüllt hatte. Der Inspektor schrieb, die Familie habe eine vorläufige Zufluchtsstätte irgendwo in der Nähe von Viborg gefunden, während der Pfarrer selbst den Stab in die Hand genommen hatte als eine Art Wanderprediger. Da ihm nicht nur die Kirchen, sondern auch die Versammlungshäuser verschlossen waren, mußte er seine Versammlungen in Wirtshausgärten und Reiseställen oder auf offenem Felde abhalten. Hinterher ließ er seine Mütze herumgehen. Im übrigen aber beschäftigten sich die Zeitungen nicht mehr mit ihm.

Torben fand gerade keinen Grund, den ehemals so selbstgerechten Pfarrer zu bemitleiden. Trotzdem konnte er nicht ohne Mitgefühl an ihn und seine Familie denken. Die ganze Sache hatte ihn übrigens nicht überrascht. Bei seiner Kenntnis von

Mads Vestrups Charakter war er sich auch klar darüber, daß es nicht leicht sein würde, ihm den Mund zu verstopfen, jetzt, wo seine Gier geweckt war. Und der Gedanke beunruhigte ihn. Er hatte allen Respekt vor der dänischen rabies theologorum, die so viel Unglück im Lande verursacht hatte. Und es ließ sich ja nicht leugnen, daß der Boden durch viel Unvernunft und Fehlgriffe gut vorbereitet war.

XIV

Es war drei Uhr nachts, und Frau Berta lag in tiefem Schlaf, als sie durch Jyttes Stimme geweckt wurde. Noch ehe sie sich recht besonnen hatte, hörte sie an dem Ton, daß etwas Ernstes geschehen war. Jytte stand in ihrem Nachtgewand neben ihrem Bett und bat, ob sie nicht ein wenig bei ihr einkriechen dürfe. Sie könne gar nicht schlafen, sagte sie.

Die Tür zu ihrem Zimmer stand offen, und das Licht da drinnen brannte.

Jytte kroch zu der Mutter ins Bett und schmiegte sich zähneklappernd an sie, wie ein Kind, das im Dunkeln bange geworden ist. Frau Berta hatte im ersten Augenblick geglaubt, daß sie krank sei. Sie hatten am Abend wie gewöhnlich unten im Hotel gesessen, da sich Jytte aber unwohl fühlte, waren sie gleich nach dem Kaffee nach Hause gegangen. Jetzt begriff sie aus Jyttes Wesen, daß etwas anderes vorlag. Als sie sie gut zugedeckt hatte, fragte sie, was sie nur einmal habe.

„Ich kann es fast nicht sagen, Mutter! . . . Es ist zu schrecklich!"

„Versuche, dich ein wenig zusammenzunehmen. Hängt es mit Torben Dihmer zusammen?"

„Ja."

„Hat er um dich angehalten?"

„Ja."

„Aber was hast du ihm denn geantwortet?"

„Ach, ich weiß nicht. Aber du mußt es ihm sagen, Mutter,

daß ich ihn nicht so liebhaben kann, wie ich gern möchte. Willst du das tun? Ich kann es nicht selber."
„Was ist dies nur einmal, Jytte? Als ich dich neulich fragte, gabst du eine andere Antwort."
„Damals wußte ich es nicht. Aber jetzt weiß ich es. Mit vollkommener Sicherheit weiß ich, daß ich ihn nicht genügend liebe und ihn nie lieben werde. – Du mußt ihn bewegen, daß er abreist, Mutter. Wenn d u es ihm sagst, dann glaubt er es."
Sie hatte den Kopf erhoben und die Arme um den Hals der Mutter geschlungen, wie eine Ertrinkende.
„Dann liebst du also doch ihn – den andern?"
Hierzu schwieg Jytte. Sie wünschte, daß die Mutter es glauben sollte. Und im übrigen war sie so verwirrt von den Gedanken der Nacht, daß sie selbst in diesem Augenblick nicht wußte, ob nicht die Bekanntschaft mit Herrn von Auen wirklich etwas schuld daran war.
„Was soll nur einmal aus dir werden, Jytte?"
„Glaubst du nicht, daß ich mir selbst oft die Frage gestellt habe? Aber so bin ich nun einmal, und anders werde ich nicht mehr."
„Aber falls du dich nun doch in deinen Gefühlen für Dihmer irrst? Und falls es dann, wenn dir das klar wird, zu spät geworden ist? Was dann?"
Jytte lag eine Weile da, ohne zu antworten.
„Dann würde es doch am besten sein, so wie es jetzt ist," sagte sie, „für mich wie auch für ihn. – Und wir ziehen dann nicht noch andere mit ins Unglück hinein."
„Ach, Jytte, – wie du nur redest! Es ist ja kein Sinn und Verstand in dem, was du sagst. Ich glaube gar nicht daran, daß du Dihmer nicht liebst. Ich habe doch Augen im Kopf. Das ist nur etwas, was du dir selbst einbilden willst. Oder auch, du verstehst deine eigenen Gefühle nicht."
„Verstehen! Verstehen, liebste Mutter! Wer kann alles das verstehen, was im Innern eines Menschen vor sich geht? Es

führt nur zum Unglück, wenn man anfängt, über sich selbst nachzudenken."

„Dann solltest du es nicht tun."

„Ja – könnte ich es nur lassen! Ich muß so oft an etwas denken, was mir einmal als Kind geträumt hat. Ich entsinne mich noch so deutlich, daß ich in einem großen, dunklen Saal umhertastete und alle möglichen Türen zu öffnen versuchte, aber sie waren alle verschlossen, und ich konnte nirgends hinauskommen. So, finde ich oft, ist das Leben."

Frau Berta schwieg. Sie war sich klar darüber geworden, daß es vorläufig darauf ankam, sie aus ihrem hilflosen Zustand herauszubringen, falls sie nicht den Verstand verlieren sollte.

„Nun solltest du versuchen, ob du nicht ein wenig Ruhe finden könntest," sagte sie, als sie merkte, daß Jytte anfing, warm zu werden. „Du kannst ja hier bleiben."

„Ja, darf ich? Dann glaube ich beinahe, daß ich schlafen kann."

Sie kuschelte sich an der Seite der Mutter zurecht. Eine kleine Weile lag sie noch da und sprach über die verheirateten Freundinnen, über ihre unglücklichen Ehen und über alles mögliche von dem, was sie in den letzten Tagen beschäftigt hatte. Aber nach und nach ward ihre Stimme verschleiert, die Sätze wurden unzusammenhängend, und schließlich schlief sie ein, den Kopf auf der Schulter der Mutter.

Aber Frau Berta fand in dieser Nacht keinen Schlaf. In Gedanken suchte sie Zuflucht bei ihrem verstorbenen Mann, an den sie sich noch immer in der Stunde der Not wandte. „Ach, Hjalmar! Welche Schuld haben wir hier – du und ich?" Hier lag sie mit dem letzten ihrer Kinder im Arm und fühlte, wie auch das im Begriff war, ihr rettungslos zu entgleiten – fortgeführt zu werden von demselben wilden, dunklen Strom, der die andern in den Tod hinabgewirbelt hatte.

Da war immer so viel bei Jytte gewesen, was sie in beängstigender Weise an ihre beiden Söhne erinnerte, so verschieden

sie im übrigen alle drei gewesen waren. Als Kind hatte sie am meisten Ähnlichkeit mit Arvid gehabt. Sie hatte sein offenes und drauflosgehendes Wesen, seine stürmende Launenhaftigkeit gehabt. Aber mit den Jahren hatte das Wetterwendische in ihrem Sinn einen mehr verborgenen und schleichenden Charakter angenommen, so wie bei Ebbe. Sie mußte oft daran denken, ob Jytte das nicht selbst empfunden, und ob sie nicht zuzeiten beängstigt gewesen war durch diese Ähnlichkeit mit ihrem unglücklichen Bruder. Es war ihr aufgefallen, daß sie ihn nur selten erwähnte und niemals nach der Veranlassung zu seinem Selbstmord gefragt hatte. Als sie selbst ihr einmal etwas darüber erzählen wollte, hatte sie gleich beide Hände vor die Ohren gehalten und gesagt, daß sie nichts hören wolle, absolut nichts wissen wolle. Nie würde sie das Entsetzen vergessen, das in diesem Augenblick aus ihren Zügen sprach! . . .
Eine Kirchenglocke unten in der Stadt begann zu läuten. Sie wußte, daß die Uhr dann fünf war, – die Stunde der Morgenandacht für jeden rechtgläubigen Katholiken. Da unten erhoben sich jetzt andere Schlaflose aus ihren Betten und suchten mit ihrer Angst Zuflucht im Gebet – sie beschworen die bösen Geister der Nacht durch Zauber vor einer kleinen Ölflamme und einem Marienbilde. Eine solche Zuflucht hatte sie nie gekannt und daher auch ihre Kinder nicht. Sie hatte so sicher darauf gebaut, daß ihre Liebe sie beschützen würde, daß ihre Aufopferung sie vor Gefahren würde bewahren können – tausendmal besser als jede zauberhafte Beschwörung.
Im selben Augenblicke vernahm sie eine tiefe Stimme, die aus der Finsternis zu ihr redete:
„Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten."
Und nach einer Weile: „Es stehet geschrieben: Deine Sünden sollen heimgesucht werden an deinen Kindern!"
Sie sah die Gestalt vor sich hinter ihren geschlossenen Augen: eine große, grobknochige Frau, ganz in Schwarz – eine Erinnerung aus ihrer Kindheit auf Storeholt, eine alte Großtante,

die das Gnadenbrot dort auf dem Gute aß und die der Schrecken aller gewesen war. Wenn sie selbst oder ihr Bruder ihr zufällig während ihrer Spiele im Park begegneten, ja, wenn sie sie nur an ihrem Fenster stehen sahen, verkrochen sie sich wie vor einem Gespenst aus dem Grabe. Sie gehörte einer pietistischen Sekte an und saß bei den Mahlzeiten mit einem Gebetbuch neben sich, in dem sie hin und wieder las. Während der Pausen in der Unterhaltung ließ sie oft ihre grobe Stimme ertönen und sandte irgendein dunkles Bibelwort über den Tisch, als Einspruch gegen die sorglose Weltlichkeit rings um sie her. Noch lange, nachdem die alte Dame selbst gestorben war, spukten ihre vielen Bibelsprüche unheimlich in der Erinnerung der Familie. In den schweren Augenblicken des Lebens waren sie auch ihr regelmäßig als ein böser Zauber erklungen, der Unheil verkündete.

Um die Erscheinung zu verscheuchen, schlug sie die Augen auf. Der Tag war im Begriff, anzubrechen. Vorsichtig zog sie den Arm unter Jytte fort, die ein wenig im Schlaf seufzte, aber weiterschlummerte. Bald darauf stand sie auf.

Als sie angekleidet war und auf die Loggia hinaustrat, stieg die Sonne gerade über der Küstenlinie im Osten empor und färbte den Himmel landeinwärts mit dem lichtesten Blau. Die äußersten Bergspitzen schwammen schattenhaft auf dem Wasser wie Schlacken auf einem Feuerfluß. Weiter draußen lag das Meer noch vom Nachtnebel verhüllt.

„Wieder ein schöner Tag für diejenigen, die in der Stimmung sind, sich daran zu freuen," dachte sie und erinnerte sich der vielen herrlichen Sommermorgen, die sie zusammen mit ihrem Mann verlebt hatte, namentlich auf Samsö, wo sie oft in der frühen Morgendämmerung an den Strand hinabgingen und die Fischerboote mit sonnengefüllten Segeln von den Anholter Sandbänken heimkehren sahen. Warum müssen wir Menschen doch die guten Gaben des Lebens mit so blutigen Zinsen zurückzahlen? Aber es war gut, daß es wenigstens Hjalmar erspart

geblieben war, das Ende ihres Sommerglücks zu erleben. Ihm war es vergönnt gewesen, in dem Glauben zu sterben, daß, was in der reinsten Freude gesäet war, nicht in Kummer und Schande untergehen konnte. –

An diesem Morgen mußte sie ihren Tee allein trinken. Späterhin am Vormittag, als Jytte noch immer schlief, nahm sie Hut und Schal, um in die Stadt hinabzugehen.

Ihr Sinn war hoffnungsvoller geworden. Wenn Jytte nur erst richtig ausgeschlafen hatte, dachte sie, so würde sie sich schon besinnen. Es war unmöglich anders. Was in dieser schrecklichen Nacht geschehen war, konnte nur die letzte, schwere Krisis sein, die sie durchkämpfen mußte, um Glauben an sich selbst und an ihr Glück zu erlangen. Jytte war trotz all ihrer Unberechenbarkeit ein vernünftiges, ja, im Grunde ein merkwürdig nüchternes Mädchen. Und sie hatte ihren Verstand doch noch nicht verloren!

Nun wollte sie nach der Apotheke hinabgehen, um einige nervenstärkende Pillen zu kaufen. Jytte hatte Stahl und Lezithin nötig. Das hatte ihr Arzt in Kopenhagen auch immer gesagt.

Als sie auf der Treppe stand, sah sie Torben durch den Garten hinaufkommen.

„Wollen Sie ausgehen?" fragte er, nachdem er sie gegrüßt hatte.

„Ja – aber setzen Sie sich doch einen Augenblick! Dann können wir nachher zusammen gehen. Jytte muß leider heute im Bett bleiben. Sie war ein wenig überanstrengt von dem Ausflug gestern, und ich will ihr nun einen Tag vollständiger Ruhe verordnen."

Torbens tiefe Enttäuschung wurde ein wenig gemildert, als es ihm klar ward, daß Jyttes sonderbares Benehmen gestern abend ja hierdurch eine ganz natürliche Erklärung fand. Sie war müde gewesen – hatte sich nicht wohlgefühlt – das war also das Ganze.

„Was haben Sie denn seit gestern abend erlebt?" fragte Frau Berta, als sie im Zimmer saßen.

„Seit gestern abend? . . . Ja, mit einer Neuigkeit kann ich wirklich aufwarten. Als ich von hier fortging, begegnete ich Direktor Zaun. Er glaubt, aus zuverlässiger Quelle zu wissen, daß das Folkething aufgelöst werden wird und daß die neuen Wahlen im August stattfinden sollen!"
„Ja, die Wahl hat schon lange gespukt. Ich sprach übrigens gestern selbst mit ihm. Er hat den Auftrag, Ihnen einen Kreis anzubieten, nicht wahr?"
„Ja, aber ich habe mich entschlossen, das Anerbieten abzulehnen. Ich habe vorläufig alle Lust verloren, mich als öffentliche Persönlichkeit zu verpflichten."
Frau Berta, die mit abgewandtem Gesicht dagesessen hatte, wurde erst jetzt wirklich aufmerksam.
„Warum?" fragte sie.
„Ich gedenke mich zu verheiraten. Ich glaubte übrigens, Sie wüßten das. Und ich habe, offen gestanden, Ihre Freundlichkeit gegen mich als stillschweigende Zustimmung aufgefaßt."
„Darin haben Sie auch nicht geirrt, Torben Dihmer! Haben Sie aber mit Jytte gesprochen?"
„Ja – und ich habe Grund, anzunehmen, daß auch Ihre Tochter mir meine kühnen Absichten nicht allzu übelnimmt."
Frau Berta wandte sich wieder ab und nickte.
„Das tut sie sicher nicht! Davon bin ich fest überzeugt!" sagte sie – mehr als Versicherung an sich selber als an ihn.
„Unter diesen Verhältnissen werden Sie wohl begreifen, daß ich nicht sonderlich erpicht darauf bin, mich in einen Wahlkampf zu stürzen mit der Aussicht, meine Flitterwochen in Schenkstubenversammlungen zubringen zu müssen."
„Das verstehe ich nicht, lieber Freund. Sie brauchen ja nicht gerade während der Wahlen zu heiraten. Diesmal sind die Chancen obendrein wohl ungewöhnlich gut für junge Männer, die die Fähigkeit zu führen besitzen. Ist das nicht wert, in Erwägung gezogen zu werden? Wenn es doch nicht Ihre Absicht ist, den Rest Ihres Lebens als Privatmann zu

verbringen – und Sie denken doch nicht daran, in Zukunft nur Ihrem häuslichen Glück zu leben –"
„Das möchte ich freilich am liebsten. Es ist mir klar geworden, daß ich auf dies Konto noch eine ganze Menge bei dem Leben zugute habe. Schließlich ist das vielleicht auch die beste Weise, der Gesellschaft zu nützen."
„Hören Sie, Torben Dihmer, was haben Sie nur einmal? Das, was Sie da sagen, kann doch wohl Ihre Meinung nicht sein?"
„Ich rede allerdings im vollsten Ernst."
„Was ist denn nur geschehen?"
„Ach – nichts weiter, als was gewiß hin und wieder einmal einem Menschen bei einer Durchsicht seiner inneren Verfassung begegnet. Man macht die Entdeckung, daß man in vieler Beziehung ein ganz anderer geworden ist, als man sich bisher eingebildet hat. Alle die winzig kleinen täglichen Verschiebungen der Schichten, die wir nicht beachtet haben, rufen einen urplötzlichen Zusammensturz unserer gewohnten Vorstellungen hervor – oft ja infolge einer lächerlich geringfügigen Veranlassung. Es geht damit, wie mit so einem Bergrutsch, von dem man liest, wo sich eine ganze Felswand plötzlich loslöst, nur weil ein Mann unten im Tal einen Schuß nach einer Krähe hinaufgeschickt hat."
„Und der Krähenjäger ist in diesem Fall also Direktor Zann gewesen?"
„Das können Sie wohl sagen. Diese kleine unermüdliche Nervenmaschine ist auch sozusagen ein Erlebnis für mich gewesen. Er machte mich übrigens mit dem neuen Parteiprogramm bekannt, das ich ja unterschreiben müßte, falls ich mich aufstellen ließe. Und das würde mir nicht ganz leicht werden."
„Weswegen?"
„Ja, das ist nicht so einfach zu erklären. Und das ist auch einer von den Gründen, weswegen ich Angst vor der Wahltribüne und vor den Schenkstubenversammlungen bekommen

habe, wo man sich mit einem geschmierten Mundwerk durchkämpfen muß. Sie wissen wohl, daß ich daheim auf meinem Gut ein Asyl für alte und kranke Menschen errichtet habe – ‚ein Musterheim' ist es genannt worden, weil da wirklich an nichts gespart ist, was die Einrichtung und die äußere Ausstattung betrifft. Es ist indessen nur Unfriede und Spektakel aus der ganzen Geschichte entstanden, und ich erkenne jetzt ganz klar die Ursache. Ich habe es angefangen wie ein Mann, der zu einem Fest eingeladen, aber vergessen hat, für Musik zu sorgen. Darum ist das Ganze mißglückt."

„Was meinen Sie mit Musik?"

„Ach – nur ein einziger beschwörender Trommelwirbel, während man dem großen Wauwau in den Wäldern opfert. Ohne ein wenig Zauberkünste macht man Wilde nun einmal nicht glücklich. Und – offen gestanden – ich erwarte aus demselben Grunde eine ähnliche große Enttäuschung von dem Musterland, mit dessen Aufbau wohlmeinende Politiker und Soziologen zusammen mit unsern Technikern überall auf dem Erdball so viel zu schaffen haben. Es ist ja möglich, daß ich die Verhältnisse zu schwarz sehe, aber es will mir scheinen, als wenn sich das Leben mehr und mehr als wilder Kehraus für ein stummes Orchester entwickelt. Und kennen Sie einen unheimlicheren Anblick? Es ist, als sähe man die Toten auf ihren eigenen Gräbern tanzen – verdammt, beim ersten Hahnenschrei mit einem Purzelbaum in die Erde hinab zu verschwinden."

Frau Berta hatte ein paarmal mit bekümmertem Blick zu ihm aufgesehen. Als Torben ihr Schweigen bemerkte, wurde er besorgt, daß er sie durch seine Worte gekränkt haben könne, und er beeilte sich, zu schließen.

„Aber Sie dürfen sich wirklich nicht darum kümmern, was ich sage. Ich bin ein wenig großmäulig in dieser Zeit – ich hoffe, Sie verzeihen mir. Und nun will ich Sie nicht länger quälen. Sie wollten ja gehen, und ich habe Sie bereits zu lange aufgehalten. Jetzt gestatten Sie, daß ich Sie in die Stadt hinab begleite."

Er erhob sich, Frau Berta aber blieb sitzen und sah in Gedanken versunken vor sich nieder.

„Dihmer!“ sagte sie dann und reichte ihm mit Tränen in den Augen die Hand. „Machen Sie Jytte glücklich, und ich will Ihnen verzeihen, daß Sie uns im Stich lassen, so sehr es mich auch betrübt. Wir hätten gerade jetzt einen Mann wie Sie so dringend nötig. Mir deucht, es fängt an, so armselig und verblaßt in unsern Reihen auszusehen. Aber darüber wollen wir jetzt nicht reden. Sie können mir auch glauben, Dihmer, daß ich glücklich über Sie bin. Ich weiß ja, daß Sie gut und nachsichtig gegen Jytte sein werden. Und sie bedarf der Nachsicht. – Ich selbst bekomme jetzt einen Sohn wieder für die beiden, die ich verloren habe.“

Torben beugte sich bewegt über ihre Hand und küßte sie. – –

Jytte lag während alles dessen oben im Bett, die Hand über den Augen. Sie war bei dem Laut von Torbens Stimme erwacht, hatte auch eine Weile aufrecht im Bett gesessen und gelauscht; aber die Worte hatten sich verwirrt, und sie hatte es schnell aufgeben müssen, etwas davon zu erfahren, wie die Mutter das Versprechen einlöste, das sie ihr in der Nacht gegeben hatte.

Dafür suchte sie sich über das klar zu werden, was sich in ihr selbst zutrug; und sie war verwundert, fast entsetzt über ihre Ruhe. Sie empfand keine Gewissensbisse. Im Gegenteil, – mit einer unendlichen Befreiung dachte sie daran, daß nun alles gesagt werden würde. Die vielen aufregenden Ereignisse der letzten Tage, die Seelennot, in der sie sich diese Nacht befunden hatte, erschienen ihr jetzt wie wilde Fieberphantasien. Ihr war zumute wie einer Nachtwandlerin, die durch einen glücklichen Zufall gerade in dem Augenblick erwacht ist, wo sie über die Dächer der Häuser wandern wollte, um auf die Erde hinabzustürzen und einen andern in den tötenden Fall mit sich zu nehmen.

Als sie hörte, daß sie da unten aufstanden, dachte sie: „Nun weiß

er es also!" – Nach einer Weile ging er. – Sie hörte ja, daß die Mutter ihn durch den Garten begleitete, wunderte sich auch ein wenig darüber, war aber in diesem Augenblick zu sehr davon in Anspruch genommen, dem Laut seiner Schritte zu folgen.
Als sie verschwanden – für immer verschwanden –, schwoll ihr das Herz, und sie sandte ihm in Gedanken ihr zärtlichstes Lebewohl nach. Aber nicht einen Augenblick wünschte sie, ihn zurückrufen zu können. Jetzt sollte er wieder in ihr als eine schöne Erinnerung leben, und so war es gerade am besten. Glücklicherweise war sie ja bald eine alte Jungfer, die nicht mehr in Versuchung geführt werden würde, einen Mord zu begehen, um ihres Herzens blutdürstiges Verlangen nach Liebe zu befriedigen. Dann fand sie vielleicht endlich Frieden für ihr Gemüt.
Ja – Gott sei Dank! – jetzt war der Traum vorbei. Sie hatte ihre Ruhe wieder. Dihmer würde ihr wohl nicht so leicht verzeihen. Er wußte ja nichts von der Gefahr, in der er geschwebt hatte. Aber er vergaß sie wohl bald, wie sie sich auch bemühen wollte, ihn und ihr armes Liebesabenteuer zu vergessen.

XV

Vor der Apotheke trennten sich Frau Berta und Torben. Während der letztere auf dem Wege zu seinem Hotel in einen Blumenladen ging, um einige schöne Orchideen zu wählen, die Jytte gesandt werden sollten, saß Frau Berta mutlos drinnen in der Apotheke, wo sie einige Zeit warten mußte, da der Laden voll von Kunden war. Ihre Gedanken weilten bei Jytte. Sie entsann sich, wie sie es in früheren Tagen oft bekümmert hatte, daß Jytte, wenn sie sich einmal verheiratete, weit von ihr weggeführt werden könne. Jetzt würde sie sie mit Freuden auf die andere Hälfte des Erdballs senden, sogar ohne Hoffnung, sie je wiederzusehen, wenn sie nur wußte, daß Jytte ihre Gemütsruhe wiedergefunden hatte und glücklich geworden war.
Als sie ihre Besorgung gemacht hatte, kehrte sie gleich nach Hause zurück.

Auf dem Wege wurde sie von der Generalkonsulin Kolding und ihrem Mann angeredet, so ziemlich die Menschen, denen sie am allerwenigsten gerade jetzt begegnen wollte, – so gründlich unsympathisch wie sie ihr beide waren. Der Konsul ging mit einem seiner kleinen Söhne an der Hand, einem kleinen, pausbackigen Simson von vier Jahren, mit langem Haar, das auf seine rote Jacke herabfiel.

Der stolze Vater stellte ihr den Jungen mit den Worten vor: „Einundzwanzig Kilo. Frau Geheimrat sollten nur versuchen, ihn in die Höhe zu heben. – Nicht wahr? Ich glaube, auf den können wir stolz sein. Und für die Farbe der Wangen garantiere ich, die ist waschecht."

„Ihre Tochter ist doch nicht krank?" fragte jetzt Frau Kolding. „Sie gingen gestern abend so früh nach Hause."

„Nur ein wenig Müdigkeit. Morgen hat sie es schon überwunden."

„Ja, ich habe es Fräulein Jytte ansehen können, daß sie sich nicht ganz wohlfühlte. Sie müssen mir gestatten, Ihnen zu sagen, Frau Abildgaard," fuhr sie fort, nachdem sie ihrem Gatten einen Wink gegeben hatte, sich zurückzuziehen. „Sie handeln nicht richtig, weder gegen sich selbst noch gegen Ihre Tochter, indem Sie sich außer der Bewegung halten. Ich wage zu behaupten, daß jedem, der das Wellersche System mit Ernst zur Richtschnur für sein Leben nimmt, geholfen werden kann, wenn Hilfe überhaupt noch möglich ist."

Frau Berta zog sich ein wenig von ihr zurück, um sich von der Hand zu befreien, die die Generalkonsulin mit der vertraulichen Teilnahme des Beichtvaters auf ihren Arm gelegt hatte.

„Haben Sie Dank für Ihr Interesse, Frau Kolding; aber –"

„Ich will Ihnen sagen, Frau Geheimrat, ich war als junges Mädchen selbst so elend infolge von Nervosität, daß ich oft mehr tot als lebendig war. Meine Willenskraft war vollständig untergraben, und ich fühlte mich grenzenlos unglücklich. Durch einen reinen Zufall hörte ich dann von dem Wellerschen

System. Und hier sehen Sie das Resultat. Ich habe vier gesunde und muntere Kinder und weiß kaum mehr, was Krankheit ist."

„Ja, das muß schön für Sie sein, Frau Kolding, – aber mir tut Ihr Mann so leid, er steht da und wartet. Dann also leben Sie wohl! Wir sehen uns ja noch!"

Sie verließ die kleine, kurzhalsige Dame mit einem Gefühl tiefen Unbehagens. Sie war nicht im Zweifel über den Charakter dieser Wellerschen Bewegung, die in allen Schichten der Gesellschaft unheimlich um sich griff. Es mußte eine Art hypnotischer Besessenheit sein. Sie verpflanzte sich wie ein Ansteckungsstoff und endete damit, die Leute verrückt zu machen.

In erhöhter Unruhe eilte sie nach Hause. Als sie innerhalb der Gartenpforte angelangt war, blieb sie plötzlich stehen und griff sich nach dem Herzen. Oben von der Villa her tönte ihr Klavierspiel entgegen. Es war Jytte.

Was bedeutete das? . . . Sie blieb verwirrt stehen. Hatte die Liebe gesiegt? Oder war alles vorbei? War Jytte wieder vor sich selbst in das Elfenland der Musik hineingeflohen? Diese Triller und Läufe taten ihrem Ohr weh wie Lerchengezwitscher über einem offenen Grab.

Jytte erhob sich vom Klavier, als die Mutter hereinkam, und sah sie gespannt an.

„Bist du unten in der Stadt gewesen?"

„Ja, ich hatte ein paar Besorgungen zu machen. Dihmer ist übrigens hier gewesen."

„Ich hörte es sehr wohl. – Ihr seid vielleicht zusammen gegangen?"

„Ja."

Jyttes Augen folgten der Mutter, die Hut und Mantel abgelegt hatte und sich nun auf das Sofa setzte.

„Hast du es ihm denn gesagt?" fragte sie zaghaft.

„Ich finde, Jytte, wir sollten jetzt ruhig und vernünftig über das reden, wovon du diese Nacht mit mir gesprochen hast. Setze dich doch ein wenig hierher!"

„Dann hast du also nichts gesagt?"
„Nein, Jytte. Denn ich kann und will nicht glauben, daß es wahr sein kann. Das ist etwas, was du dir aus irgendeinem Grunde selbst einzubilden versuchst. Du *kannst* diesen Herrn von Auen unmöglich im Ernst lieben."
„Habe ich das gesagt?"
„Ja, es ist auch einerlei. Aber du hast gesagt, daß du Torben Dihmer nicht genügend liebst, um ihn zu heiraten, und das glaube ich nicht."
Sie erhob sich vom Sofa und trat an Jytte heran, die seitlich auf dem Klavierstuhl saß, die Hände auf die Rücklehne gelegt.
„Warum machst du dir alle diese zwecklosen Sorgen?" sagte sie und strich ihr über das Haar. „Du grübelst dich in alle möglichen krankhaften Stimmungen hinein, die dir das Leben und das Glück aus den Händen stehlen. Kannst du denn das nicht merken? ... Laß jetzt dein Herz reden, Kind!"
Sie nahm Jyttes Kopf in beide Hände und beugte ihn hintenüber mit einer verzweifelten Hoffnung, diese gemordete Liebe wieder ins Leben rufen zu können. Jytte aber sah ihr verdrießlich in die Augen und sagte:
„Du hast mich sonst immer gelehrt, meinen Verstand zu gebrauchen. Und nun meine ich, wir sollten aufhören, über Dihmer zu reden, Mutter! Das hat sonst nur zur Folge, daß ich ihn nur immer weniger und weniger lieben kann."
Sie erhob sich und ging sofort aus dem Zimmer – nach oben hinauf.
Frau Berta blieb neben dem Stuhl stehen. Der Zorn brauste in ihr auf. Nein – dachte sie –, soll dies leichtfertige Spiel mit Leben und Tod denn nie ein Ende nehmen! War es denn nicht ihre Pflicht, zu dem äußersten Mittel zu greifen und Jytte zu *zwingen*, – sie mit verbundenem Auge ihrem Glück zuzuführen, wie eine scheue Stute, ohne daß sie jemals erfuhr, daß sie nicht freiwillig gewählt hatte?
Der Gedanke war auf dem Heimwege nach der Begegnung mit

Generalkonsuls in sie gefahren. Sie hatte von einem deutschen Arzt in Genua gehört, der wegen seiner Heilungen durch Hypnose von der eleganten Welt hier unten sehr gesucht war.
Es ward jedoch bei ihr zu nicht mehr als einem aufzuckenden Zornesblitz. Sie wußte nur zu gut, daß sie es nie wagen würde, das Schicksal ihres Kindes den verborgenen Mächten des Lebens aus den Händen zu nehmen, um es nach ihrem eigenen Willen zu lenken. Hier stand sie an der Grenze ihres Mutes und erkannte ihre Ohnmacht. So sicher sie war, den Weg zu Jyttes Frieden und Glück zu wissen, – sie wagte dennoch nicht, die Verantwortung auf sich zu nehmen.
„Dein Wille geschehe!" tönte es in ihr Ohr mit der dunklen Stimme der Großtante, und sie nickte zur Bestätigung vor sich hin. – Ja! Sie streckte die Waffen! Übergab ihr Kind der Obhut der unbekannten Mächte. Sie war jetzt müde, konnte nicht mehr! –
Oben in ihrem Stübchen hatte Jytte ihre Schreibmappe herausgeholt. Sie saß, die Hand unter der Wange, und schrieb an Torben. Mit ihrer großen, festen Schrift, die für viele ein Zeugnis entsprechender Charaktereigenschaften gewesen war, bat sie ihn um Verzeihung, weil sie ihm vielleicht falsche Vorstellungen über das gegeben hatte, was sie für ihn empfand.
„Mein Benehmen Ihnen gegenüber gestern auf dem Ausflug kann ich mir selbst nur als einen unverzeihlichen Übermut erklären, vielleicht dadurch hervorgerufen, daß Sie uns beim Frühstück reichlich von dem starken Wein einschenkten. Ich bin fest entschlossen, niemals zu heiraten. In diesem Punkt bin ich dieselbe wie damals, als ich Ihnen zuletzt aus einem ähnlichen Anlaß schrieb. Ich bin übrigens überzeugt, daß Sie sehr bald ohne Gemütsbewegung auf diese kleine Angelegenheit zurücksehen werden. Ich meinerseits bedaure, daß ich nun wahrscheinlich Ihre Freundschaft verscherzt habe, auf die ich so großen Wert legte. Die Schuld trifft ausschließlich mich."

Sie schrieb den Brief ohne innezuhalten, ungeduldig, ihn ihm durch einen Boten zu übersenden, damit sie nicht erst Gefahr lief, daß er wiederkam. Als sie seinen Namen auf dem Umschlag sah, stutzte sie selbst darüber, wie deutlich er da stand. Nicht eine Sekunde hatte die Hand gezittert.
Aber hinterher, als der Brief abgeschickt war, saß sie lange da und starrte mit halbtoten Augen vor sich hin. Hatte es wohl jemals so einen Menschen wie sie gegeben? – fragte sie sich selbst. Und wie war es diesem Menschen denn schließlich ergangen? . . .

XVI

Am Nachmittag setzte Frau Berta wieder ihren Hut auf und nahm ihren Schal um. Sie begab sich in die Stadt hinab. Jytte hatte ihr gesagt, daß sie an Dihmer geschrieben habe, und sie wollte ihn nicht abreisen lassen, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben.
Auf dem Halteplatz vor der Hoteleinfahrt setzte sie sich in eine der Droschken, und zehn Minuten später hielt sie vor seinem Pensionat, das am andern Ende der Stadt lag.
Sie traf ihn zu Hause. Vor nur einer halben Stunde war er von einem Ausflug zurückgekehrt und hatte Jyttes Brief vorgefunden. Er ging noch ganz verwirrt und erregt im Zimmer auf und nieder und wollte sie anfänglich nicht annehmen.
„Dihmer," sagte sie, als sie in seinem Zimmer Platz genommen hatte, „ich weiß, daß Jytte Ihnen geschrieben hat, sie könne nicht die Ihre werden. Ich weiß ja nicht, was sich in diesen Tagen zwischen Ihnen und ihr zugetragen hat; aber ich denke mir, sie hat Ihnen ein leichtsinniges Versprechen gegeben, das zurückzunehmen sie sich nun also gezwungen sieht. Ich nehme an, es ist ihr klar geworden, daß sie einen andern liebt. Ich begreife, daß Sie hart über sie urteilen müssen, und sie verdient es auch nicht anders. Es ist schwer genug für eine Mutter, es sagen zu müssen, aber ich glaube, Sie können sich freuen, Dihmer, daß Jytte nicht die Ihre wird. Als sie ein Kind war,

fand ich oft, daß sie so sonderbar erwachsen und entwickelt für ihr Alter war, – jetzt finde ich weit eher, daß es umgekehrt ist. Aber ich kann nicht aus ihr klug werden, und ich weiß nicht, was aus ihr werden soll. – – Aber sagen Sie mir nun, Dihmer, was wollen Sie selbst tun?"

„Ich?" sagte Torben, aus seinen Gedanken aufgescheucht. Er saß kerzengerade da, mit den Händen die Armlehne des Stuhls so fest umklammernd, daß die Knöchel weiß waren. „Ach – ich finde mich schon zurecht. Meine Einbildung hat ja nicht Zeit gehabt, sonderlich fest bei mir zu wachsen."

„Nein – Sie haben recht. Und wenn Sie nun heimkehren zu Ihren vielen Freunden, die Sie so sehnsüchtig erwarten, so werden Sie diese Enttäuschung bald vergessen – das glaube ich sicher. Vorläufig kehren Sie also nach Ihrem lieben Favsingholm zurück?"

Torben schüttelte sehr bestimmt den Kopf.

„Nicht? Aber ich verstand doch gestern –"

„Heute ist nicht gestern, Frau Geheimrat. Einsamkeit habe ich genug gehabt. Aber die Welt ist ja groß, und ich glaube wirklich, ich habe es nötig, ganz wach zu werden."

„Ja, ja! Sie wollen reisen – das wird sicher gut für Sie sein. Neue Erlebnisse – frische Eindrücke . . . freilich, gerade das haben Sie nötig. Sie sprachen am ersten Abend von einer Reise um die Welt, die Sie in guter Gesellschaft unternehmen könnten. Aus der Reise sollten Sie Ernst machen, Dihmer. Wenn Sie dann zurückkommen, werden Sie die Zeit und die große Entwicklung ringsumher in der Welt ganz anders ansehen – davon bin ich überzeugt. Direktor Zaun wird das nächste Mal nicht vergeblich an Ihre Tür pochen. Glauben Sie das nicht selber auch?"

Torben erwiderte nichts, und als Frau Berta nun merkte, daß sie lästig war, erhob sie sich. Beim Abschied konnte sie es nicht lassen, ihm die Wange zu streicheln. Es schnitt ihr ins Herz, zu sehen, wie hart der Schlag ihn getroffen hatte.

Torben begleitete sie hinaus. Dann klingelte er nach dem Diener.

„Ich reise noch heute abend. Sorgen Sie dafür, daß an das Reisebureau wegen einer Fahrkarte nach München telegraphiert wird. Schlafwagen. Haben Sie verstanden?"

„Vollkommen, mein Herr!" antwortete der Diener, der ganz erstaunt war über sein verändertes Aussehen.

— — —

Jytte stand zu dieser Zeit am Fenster oben in ihrem Zimmer und wartete in Unruhe auf die Rückkehr der Mutter. Sie wußte, wohin sie gegangen war. Die Mutter hatte es ihr selbst gesagt.

Es hatte angefangen zu dunkeln. Die Abendschatten lagen schon über dem Garten, wo nur der Wipfel einer großen Kastanie noch im Sonnenschein leuchtete. Der Himmel draußen über dem Meer flammte.

Sie ging von Zeit zu Zeit einmal im Zimmer umher und machte sich etwas zu schaffen, kehrte aber immer wieder nach ihrem Ausguckposten zurück. Auf ihrer Kommode lagen Torbens Orchideen. Sie wußte nicht, was sie damit machen sollte, konnte sich nicht entschließen, sie ins Wasser zu stellen, und ließ sie deswegen liegen.

Es fror sie, sie fühlte sich unwohl. Die Einsamkeit und die zunehmende Dunkelheit machten ihr Angst. Auch der ungewöhnlich starke Schimmer am Himmel über dem Meere beunruhigte sie wie ein böses Omen.

Endlich sah sie die Mutter durch den Garten zurückkommen. Beim Anblick ihres langsamen, gleichsam schwankenden Ganges rief sie unwillkürlich:

„Arme Mutter!"

Dann zog sie sich scheu vom Fenster zurück, setzte sich schwer in einen Stuhl nieder und preßte die Stirn gegen die Lehne.

Hätte sie anders handeln k ö n n e n? Nicht um ihrer selbst

willen ... auch nicht um Torben Dihmers willen ... aber ihrer Mutter wegen ... die sie tausendmal mehr liebte, als sie es verdiente?!
Nein – jetzt wollte sie nicht mehr denken. Sie war müde, war ihrer selbst todmüde. Sie wünschte jetzt nur zu schlafen, zu schlafen – hinabzusinken in ihren tausendjährigen Dornröschenschlaf, ohne je wieder geweckt zu werden, und ohne andere Träume zu haben als die luftigen, die die Musik schuf.
Ja, nun würde sie sich wieder wohl an ihrem Klavier fühlen!

Zweites Buch

Der Schmied Sören und sein Geschlecht

I

Das Dorf Enslev liegt im südlichen Jütland in einer ärmlichen Gegend mit dunklen Heidemooren. Hier wurde vor vielen Jahren ein alter Schmied unter großen Ehrenbezeigungen zur Erde bestattet. Der Bürgermeister von Kolding erschien in Amtstracht nebst mehreren Stadtverordneten in hohen Hüten. Sie kamen in zwei Landauern mit Livréekutschen gefahren. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und stand als Zuschauer längs des Weges, als der Sarg unter Glockengeläute vom Hause nach der Kirche getragen wurde und von dort wieder hinaus nach dem Grabe in der östlichen Ecke des Kirchhofs, der Begräbnisstätte der Armen.

So viele Menschen dort versammelt waren, befand sich doch niemand unter ihnen, der den Mann, der da begraben wurde, wirklich gekannt hatte. Bald vierzig Jahre hatte er dort in der Gegend wie ein Fremder gelebt. Selbst erzählte er nie etwas von seinem Leben. Man wußte von ihm nur, daß er in Thy geboren war und daß er den dreijährigen Krieg mitgemacht hatte.

Die Leute liebten es nicht, seinem Blick zu begegnen. Er habe einen Wurm im Auge, sagte man; und viele dachten, er habe wohl seine Gründe, so schweigsam über sich selbst und seine Vergangenheit zu sein.

Es geschah auch nicht um seiner selbst willen, sondern um seinen Kindern Ehre zu erweisen, daß so viele von den großen Leuten der Gegend ihm das letzte Geleite gaben. Da waren vier Söhne und zwei Töchter. Mit Ausnahme des jüngsten der Söhne, der die Schmiede geerbt hatte, waren sie den Verhältnissen der Eltern längst entwachsen. Der älteste von den Söhnen konnte zur Beerdigung des Vaters sogar mit einem funkelnagelneuen Ritterkreuz auf der Brust erscheinen. Er war Uhr- und In-

strumentenmacher in Kolding, Mitglied des Stadtrats und zweiter Vorsitzender des Handwerkervereins. Von den Töchtern war die eine mit einem Pfarrer verheiratet, die andere mit einem steinreichen Viehzüchter in Australien verlobt.

Es war jedoch weder das Ritterkreuz des Instrumentenmachers noch das Ornat des Schwiegersohns, was die Zuschauer längs des Weges veranlaßte, die Augen aufzusperren. Alle suchten sie ir der Schar der Leidtragenden nach dem Sohn Tyge, dem Politiker und Redakteur – Tyge Enslev, wie er sich nach seinem Geburtsort nennen ließ. Der Name des Dorfes war durch ihn im ganzen Lande bekannt geworden. Noch in den allerletzten Tagen war er abermals von Mund zu Mund geflogen in Anlaß einer kühnen Rede, die er in Kopenhagen gehalten hatte. Viele hatten daran gezweifelt, daß er überhaupt zum Begräbnis würde kommen können. Sie stellten sich vor, daß er wieder hinter vergitterten Fenstern sitze in Gesellschaft eines Kruges Wasser und eines Neuen Testaments, ein Märtyrer für die Sache des Volkes.

Aber da ging er zusammen mit seinen Geschwistern hinter dem Sarge her, klein und untersetzt, mit einem weichen Künstlerhut auf dem Kopf, dunkelbärtig und blaß. Seinen lahmen Fuß stützte er während des Gehens mit einem Stock. Vor Freude über das Wiedersehen war die Jugend nicht weit davon entfernt, Hurra zu rufen.

In der Kirche sprach zuerst der Gemeindepfarrer, der alte Propst Faaborg, und dann der Schwiegersohn, der hinterher auch das Erdaufwerfen verrichtete. Sie schwangen sich jedoch beide nur zu einer feierlichen Prozession von allgemeinen Redensarten auf. Aber plötzlich kam Bewegung in die Versammlung. Tyge Enslev trat auf den Kieshaufen hinter dem Grabe, um zu reden.

Es gab damals noch eine Verordnung für dänische Friedhöfe, die ungeweihten Personen verbot, am Grabe das Wort zu ergreifen. Tyge Enslev hatte sein juristisches Examen gemacht,

mußte also wissen, daß er sich einer Gesetzesübertretung schuldig machte. Sowohl der Propst als auch der Bürgermeister sahen sich empört nach dem Dorfschulzen um.

Mehr aber noch waren Tyges Geschwister ergrimmt, weil er ohne Ermächtigung in ihrem Namen auftrat. Das Verhältnis zwischen ihnen war schon im voraus nicht das beste.

Er hatte den Kopf entblößt. Die Frühlingssonne schien auf seine dichte, schwarzgraue Mähne, und der Wind warf ihm das Vorderhaar über die Stirn, die von zwei tiefen Falten über der Nasenwurzel gespalten war. „Dänemarks erster Redner", wie ihn eine Zeitung kürzlich genannt hatte, war erst einige dreißig Jahre alt, trug aber schon die Spuren des Alters. In das Gemüt dieses Mannes war ein siedender Brand geworfen, der seine Nerven beständig in höchster Spannung hielt.

Er machte bei dieser Gelegenheit von seiner Kunstfertigkeit als Redner keinen Gebrauch. Er war merkwürdig gedämpft, die Stimme klang bewegt, die Worte fielen schlicht und ruhig. Zuerst gedachte er der früh verstorbenen Mutter, dann brachte er dem Vater einen Dank dar für seine große Treue gegen das Heim, „für die Überwindung seines Selbsts, diesen größten und fruchtbarsten aller Siege".

Der Ton wie auch die Worte klangen eigentümlich in den Ohren vieler. Die Leute sahen einander an und dachten, daß er vielleicht mehr wisse als andere von den Geheimnissen in Schmied Sörens verborgenem Lebenslauf, der auf das eigene ausdrückliche Verlangen des Alten seinen Abschluß hier auf der Begräbnisstätte der Armen fand.

Gleich nach der Beerdigung fuhren der Bürgermeister und das übrige städtische Gefolge davon. Namentlich der Bürgermeister hatte Eile, wegzukommen, um nicht durch eine zu nahe Berührung mit einem politischen Aufrührer bloßgestellt zu werden. Auch die Bewohner des Dorfes selbst verabschiedeten sich an der Kirchhofstür.

Aber es nahm Zeit in Anspruch, bis alle der Familie die Hand

gegeben hatten, und namentlich scharten sich die Leute um Tyge, um etwas Neues über die gespannte politische Lage zu hören.

Die übrigen Geschwister standen schließlich ganz verlassen da, bleich vor Ungeduld, fortzukommen. Der ordengeschmückte Instrumentenmacher und ein anderer älterer Bruder, der Schullehrer und Kirchensänger war, standen für sich, ein Stück davon entfernt, und wandten der politisierenden Gruppe den Rücken zu. Der Instrumentenmacher, der sich anstandsvoll auf seinen stramm aufgerollten seidenen Regenschirm stützte, betrachtete mit erkünsteltem Entzücken die frühlingsgrüne Landschaft, während ihm das Blut in die bebenden Wangen stieg und wieder sank.

Der Schullehrer war eine fleischschwere ochsenähnliche Gestalt, deren breite Brust ein schwarzer Bart bedeckte. Er wandte während der ganzen Zeit die Ohren dem zu, was hinter ihm vor sich ging, und seine Augen waren voller Unruhe.

Die Schwester Katrine, die Pfarrersfrau, eine brünette, hünenhafte Schönheit, mit großen Federn auf dem Hut und einer Tournüre, kam in voller Empörung zu ihnen hin, auf den Fersen gefolgt von ihrem ornatgekleideten Mann, der mit verwirrter, unglücklicher Miene dahintrippelte wie ein geprügelter Hund.

„Ich meine, wir sollten jetzt gehen," sagte sie. „Das Geschwätz nimmt ja nie ein Ende. Und was sagt ihr zu Tyge? Habt ihr je so was erlebt?"

„Tyge hört sich gern selbst reden," sagte der Instrumentenmacher mit einem Ausdruck großmütiger Nachsicht.

„Ich finde, es ist so ungefähr das Frechste, was mir vorgekommen ist! Einen öffentlichen Skandal bei seines eigenen Vaters Begräbnis zu machen! Der Propst war wütend. Ich bin überzeugt, er berichtet höheren Ortes darüber, und dann wird es kein billiges Vergnügen für den guten Tyge. Aber dann muß er natürlich wieder zum Märtyrer gemacht werden. Das ist eine alte Geschichte."

Frau Katrines Mann wagte eine schüchterne Einwendung zu machen.

„Du hast natürlich ganz recht. Es war höchst verkehrt von deinem Bruder, und es kann unangenehme Folgen für ihn haben, falls die Sache aufgemutzt wird. Aber auf der andern Seite, liebe Katrine, was dein Bruder sagte, war ja sowohl schön empfunden –"

„Unsinn! Darüber reden wir ja gar nicht. Du willst doch wohl nicht leugnen, daß es Kresten als dem Ältesten zukam, im Namen der Familie zu danken. Aber Tyge muß sich immer vordrängen und sich wichtig machen. Das ist die Sache."

„Sst, Katrine! Sprich nicht so laut!"

„Laß mich in Ruhe! Mir ist es einerlei! . . . Und jetzt gehen wir. Dann könnt ihr andern tun, was ihr wollt!"

Sie nahm ihren Mann unter den Arm und steuerte mit einem majestätischen Brausen ihres schwarzen seidenen Kleides von dannen.

„Katrine hat im Grunde recht. Da ist ja nichts, worauf wir zu warten brauchten," sagte der Instrumentenmacher. „Wollen wir gehen?"

Die schweren, unruherfüllten Augen des Schulmeisters hatten sich wieder zu der Gruppe um Tyge hingestohlen. Er zog sie jetzt schnell zurück und sagte mit einem Seufzer, als wahre er sich gegen eine Verlockung:

„Ja, Kresten! Gehen wir!"

II

Schmied Sören war in einer Winternacht des Jahres 1820 in Söndbjerg in Thyland geboren. Der Junge kam zur Welt als erster Ertrag der fruchtbaren Liebe eines jungen Häuslerpaares, und schon lange vor seinem Erscheinen in dem ärmlichen Stübchen hatte er sich als ungeduldiges Wesen mit einem Teufel im Leibe zu erkennen gegeben.

Beide Eltern gehörten zu den schwarzen Jüten. Namentlich

der Vater war von dunkler Hautfarbe wie ein Zigeuner. Es wurde nie darüber geredet, aber man wußte sehr wohl, daß sich einstmals einige Tropfen Zigeunerblut in seine Familie verirrt hatten.

Während des Heranwachsens mußte der Junge beständig hören, wie zappelig er im Leibe der Mutter gewesen war, und daß er sich gleich nach der Geburt in einem großen Geschrei Luft gemacht hatte, das leibhaftig wie ein Hurra klang.

„Aus dem Jungen wird, weiß Gott, mal was Großes," hatte die Wehmutter gesagt, und diese Prophezeiung beschäftigte ihn mehr, als gut für ihn war.

Nach seiner Konfirmation wurde er auf Grund seiner Körperkräfte an den Amboß gestellt. Er stand erst fünf Jahre in der Dorfschmiede und arbeitete dann als Geselle in einer Eisengießerei in Aalborg. Hier ward man sich bald klar darüber, daß noch anderes als nur die reine Muskelkraft in dem großen, schwerfälligen Thyländer wohnte. Er selbst schrieb nach Hause an die Eltern, alle Leute in Aalborg nennten ihn den Meisterschmied. In jedem Brief prahlte er mit vielen eingebildeten Heldentaten.

Dann aber begegnete er zum erstenmal seinem Schicksal in Gestalt eines Gürtlergesellen, mit dem er eines Tages in einem Wirtshaus bei einem Punsch zusammentraf. Sie gerieten in einen Wortstreit, und als Sören den andern ein Rindevieh nannte, fuhr der in die Höhe und sicherte sich Zeugen für die Beschimpfung.

Sören wurde vor Gericht geladen und mußte zehn Reichstaler berappen.

Zuerst war er widerspenstig und wollte nicht bezahlen. Er hatte gehört, daß ein Pferdehändler, der einem Mann auf dem Hjalleruper Markt die Nase blutig gehauen hatte, mit fünf Reichstalern davongekommen war. Aber der Polizeidirektor erklärte ihm, daß die zwei Fälle vom rechtlichen Standpunkt aus sehr verschieden seien, indem die Hjalleruper beide im

Augenblick der Tat sehr erregt und außerdem tüchtig betrunken gewesen waren.
Nachdem sich Sören eine Weile den Kopf über diese höhere Mathematik der Gerechtigkeit zerbrochen hatte, gab er das Verständnis auf und zählte das Geld auf den Tisch. Aber der Gedanke, daß er seinem Gegner für den halben Preis das Gesicht hätte blutig schlagen können, verfolgte ihn seither und ließ ihm keine Ruhe. Eines Sonntagnachmittags, als er ihm auf der Straße begegnete, fuhr er auf ihn los und schlug ihm vier Zähne aus dem Mund.
Zu seiner allermaligen Überraschung wurde indessen bei der Abmessung der Strafe nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, daß er diesmal wirklich schäumend wütig gewesen war und auch tüchtig getrunken hatte. Er bekam eine ernste Vermahnung und mußte ins Gefängnis wandern.
Einige Zeit darauf brach der Krieg aus und machte ihn zum Soldaten — zum Infanteristen.
Auch im Felde verbreitete sich bald der Ruf seiner Erfindungsgabe und Fingerfertigkeit. Wenn eine Kanone auf dem Marsch in den Graben gefahren war und Schaden litt, wurde sofort nach „dem Schmied aus Thy" gerufen. Zusammen mit ein paar Soldaten aus dem Geniekorps folgte er schließlich seiner Abteilung als eine Art Ambulanz für das Material. Er war beim Blutbad zu Stolk mit dabei und sah Schleppegrell fallen. Sein Ehrentag aber wurde der vierte Oktober in dem belagerten Frederiksstad.
Es war am Abend des letzten Tages der Beschießung, als die Schanzen beim Schein der brennenden Stadt gestürmt wurden. Sechs Tage und Nächte hatte ein Hagel von glühenden Kugeln und Brandgranaten in der Luft gezischt. Einer von den Kirchtürmen der Stadt stand in Flammen wie ein Licht, das an der einen Seite herunterbrennt. Wolliger Rauch und funkelrote Funken wälzten sich aus den vielen zusammengeschossenen Gebäuden über die Stadt.

Während aller dieser Tage waren die Soldaten nicht aus den Kleidern gewesen. Besudelt von Erde und Ruß und Pulverschlamm lagen sie hinter der zerschossenen Brustwehr, die Wange am Gewehrkolben, und sahen im Schein der Feuersbrunst aus wie Neger.
Sören saß zwischen seinen Bataillonskameraden in der gefährlichsten der drei Schanzen, die die Stadt verteidigten. Hier war die Böschung der äußersten Brustwehr herabgestürzt. Auch die Reihe der Sturmpfähle war an den meisten Stellen zerschossen, und die herabfallenden Erdmassen hatten die Gräben außerhalb derselben gefüllt, so daß bequeme Übergänge für die Sturmkolonnen gebildet waren. Seit sechs Uhr, als sich der Morgennebel lichtete, war die Schanze mit Eisen aus den schwersten Geschützen des Feindes überschüttet worden. Es war in Wirklichkeit keine andere Wehr mehr vorhanden als die Flinten und zwei kleine Feldkanonen.
Der Sturm begann um Sonnenuntergang, als eine Kompagnie holsteinischer Jäger in zerstreuter Ordnung eine Überrumpelung versuchte. Sie wurden von dreihundert pfeifenden Gewehrkugeln angehalten und liefen zurück – oder sanken stumm um wie die Ähren, die vor dem Hieb der Sense fallen. Andere, die schnell nachfolgten, warfen sich auf die Erde nieder und suchten Deckung.
Dann verlief eine Stunde in Ruhe. Aber als der letzte Tagesschein verschwand und der Himmel voller Sterne war, erschollen starke Trommelwirbel und Hornsignale draußen von den feindlichen Verschanzungen her. Durch das Brüllen der Mörser und das Donnern der Kanonen vernahm man auch ein Musikkorps, das „Schleswig-Holstein meerumschlungen" spielte. Und auf einmal wimmelten da drüben Gestalten aus der Erde empor, und Bajonette blitzten, eine Kolonne nach der andern brach aus der Dunkelheit hervor und stürzte unter Geschrei und Juchhei auf die Schanze los.
Der Feuerschein beleuchtete einen Augenblick lange Reihen von

leichenblassen Gesichtern mit wildverzerrten Zügen. Aber gleich darauf war alles in Pulverrauch gehüllt. Man schoß blindlings drauflos, zielte in der Richtung des Feldgeschreis und des Geheuls der Verwundeten. Und plötzlich standen vier – fünf Gestalten auf der Krone des Walles und feuerten in die Schanze hinab. Andere waren im Begriff, hinter ihnen hinaufzukriechen.

Der Anblick dieser fremden Männer entzündete plötzlich eine unbändige Wut in Sören. Er stürzte sich ihnen mit erhobenem Kolben entgegen, zertrümmerte dem ersten den Kopf und schlug den beiden andern das Gewehr aus der Hand. Mehrere von seinen Kameraden sprangen auf und folgten ihm. Im Laufe von wenigen Augenblicken entstand ein blindes Handgemenge, währenddessen Blut und Gehirnmasse nach allen Seiten spritzte.

Der größte Teil der einbrechenden Feinde taumelte als Leichen in den Wallgraben zurück. Der Rest wurde entwaffnet und als Gefangene in die Schanze hinabgetrieben. Sören hatte einen Fahnenträger bei der Kehle gepackt, der die schleswig-holsteinsche Flagge auf die Wallkrone gepflanzt und sie mit seinem Säbel verteidigt hatte. Sören hatte seine Hiebe mit dem Gewehre abgewiesen und sich auf ihn gestürzt. Nun kam er mit dem halberstickten Mann angeschleppt, wie ein Bär, der seine Beute wegträgt; und als man die eroberte Fahne gewahrte, die er unter dem einen Arm mitbrachte, wurde er mit Hurrarufen begrüßt.

Währenddessen hatten sich die nachfolgenden Sturmkolonnen glatt auf das Feld vor der Schanze niedergeworfen. Der unaufhörliche Platzregen von Gewehrkugeln und Kartätschen im Verein mit dem Anblick der Leichen der gefallenen Kameraden hatte ihnen den Mut genommen. Die Offiziere fluchten und gebrauchten die Klinge, die Trommeln wurden gerührt, und die Musik, die mit der Nachhut folgte, spielte anfeuernde Melodien. Aber die Mannschaft blieb liegen und ließ sich nicht weiter vortreiben.

Auch vor den andern Werken, die genommen werden sollten, hatte der Feind kein besseres Glück. Nach fünfstündigem Kampf wurde zum Rückzug geblasen, die Eroberung der Stadt mußte für diesmal aufgegeben werden.

Als Dank des Königs für den Sieg wurde nach einiger Zeit eine Reihe von Dekorationen ausgeteilt, darunter auch ein paar Danebrogskreuze für die Mannschaften. Sören wurde vom Bataillonschef für diese seltene Auszeichnung vorgeschlagen, und einige Tage vor der Verteilung hieß es, daß er einer der Auserwählten sei.

Sören nahm die Glückwünsche seiner Kameraden mit einem flotten „Schert euch zum Teufel!" entgegen. Aber in dieser Nacht lag er im Stroh und schwitzte und konnte nicht schlafen vor Gemütsbewegung und Spannung. Hauptsächlich dachte er an seine Eltern, am allermeisten an seine Mutter, der er so viel Enttäuschungen und Kummer bereitet hatte. Jetzt würde er ihre guten Augen wieder lächeln sehen, wenn er mit dem silbernen Kreuz auf seinem Rock heimkehrte.

Und dann eines Tages stand die Brigade in Linienformierung aufgestellt und wartete auf den General, der in des Königs Namen das Ehrenzeichen an die Brust der Helden heften sollte. Aber zum großen Erstaunen des jütischen Bataillons wurde nicht Sören vor die Front gerufen, um die Auszeichnung zu empfangen, sondern sein Nebenmann in der Kompagnie, ein Jurist, der sich ebenfalls während der Belagerung tapfer gezeigt hatte und außerdem mit einem der Generäle in der Armee verwandt war.

Bald darauf war der Krieg beendet, und die Mannschaft wurde in die Heimat entlassen.

Sören ging auf den Landstraßen herum und suchte Arbeit. Nach Hause zu den Eltern wollte er jetzt nicht zurück. Nach Aalberg, wo er im Gefängnis gesessen hatte, wollte er auch nicht. Es war seine Absicht, in die Fremde zu gehen und sich nicht wieder blicken zu lassen, bis er eine Heldentat ausgeführt

hatte, von der man weit und breit redete. Er wollte versuchen, übers Meer nach einer der großen Fabrikstädte in England zu kommen. Aber zu der Reise gebrauchte er Geld, und das sollte erst verdient werden.

Er ward in diesen Tagen ein einsamer Mensch. Während die meisten andern heimkehrenden Krieger die Feldmütze als ein Kennzeichen weitertrugen, das ihnen die Türen zu den besten Häusern erschloß, verschwieg er, woher er kam, und sprach nie von seinen Kriegsabenteuern. Deswegen währte es lange, bis er Arbeit fand, und zuletzt litt er Not.

Als zerlumpter Landstreicher kam er an einem regnerischen Abend nach Enslev gewandert. Der Dorfschmied hier, ein älterer Mann, hatte eine Schwäche im Rücken bekommen und bedurfte der Hilfe. Sören arbeitete dort ein paar Tage auf Probe und wurde dann gegen einen guten Lohn gedungen.

Aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Er verliebte sich in die junge Tochter des Hauses, und zwar so gründlich, daß das Mädchen guter Hoffnung wurde. Es kam zu Weinszenen, und der kranke Vater, der von Schmerzen gequält war, bekam einen Wutanfall. Statt einer freien Fahrt in die Welt hinaus blühte ihm ein Erscheinen vor dem Pfarrer und eine schleunige Hochzeit, und hinterdrein die Übernahme der Schmiede gegen Hypothekenschuld, Advokatengelder, Altenteilerzahlungen und alle die Handeisen und Daumenschrauben, womit ein junger Mann gezwungen werden kann, lebenslänglich einen leichtsinnigen Augenblick abzubüßen.

Am Hochzeitsmorgen war Sören sternhagelvoll besoffen, nannte sich verächtlich einen Krackenbesohler und fiel über die Gäste her.

Anne-Mette, seine Frau, war zierlich von Gestalt und dazu eine gutherzige kleine Person, von der man glauben sollte, daß sie einen fahrenden Gesellen wohl begehrlich nach der Traulichkeit eines Heimes machen könne. Wohnstube und Schmiede lagen nebeneinander, es war nur eine dünne Wand dazwischen.

Aber gar manches Mal ließ Sören den schweren Vorhammer niederdonnern, nur um das Geschrei des kleinen Menschenkindes zu übertäuben, das sich seinem großen Glück in den Weg gelegt hatte.
Anne-Mette begriff nicht die Ursache dieser Ausbrüche von Wildheit, die das Haus alle Augenblicke mit Unwetter erfüllten. In ihrer Einfalt dachte sie, daß sie von einer Krankheit im Kopf stammten, die mit gewissen Winden kommen müsse, so wie die fliegende Gicht. Denn Sören konnte zu andern Zeiten so schön mit dem kleinen Kreiten auf seinem Knie dasitzen und ganz vernarrt sein in seine winzigen Hände und Füße.
Im nächsten Jahre lagen eines Tages ein Paar vollwichtige Zwillinge in der Wiege, und dieser Anblick machte Sören erbleichen. In dieser unbegrenzten himmlischen Freigebigkeit erblickte er ein Zeichen von oben, ein Gottesgericht, – des lieben Gottes eigenhändige Besiegelung seines Mißgeschicks. Er begriff jetzt, daß er ein Gefangener auf Lebenszeit war.
Sein Wesen veränderte sich von diesem Tage an. Er verschloß sich in sich selbst. Wurde still. Das Heim seiner Kindheit in Thy erwähnte er nie mehr. Er konnte es nicht ertragen, daran zu denken, daß seine Eltern und Geschwister vielleicht noch dasaßen und darauf warteten, daß er eines Tages, wie er versprochen hatte, als Märchenprinz zurückkehren würde.
Wenn Anne-Mette nach Feierabend in die Schmiede hinabkam, um ihn zum Abendbrot zu rufen, sah sie ihn zuweilen, die Hand unter der Wange, dasitzen und ins Feuer hineinstarren.
„Was fehlt dir nur einmal, lieber Sören?" konnte sie dann vorsichtig fragen.
Er pflegte zu sagen, daß er Zahnweh habe. Und gerade so sah er auch aus.

III

Es vergingen noch einige Jahre. Eins der Kinder starb, aber es kamen immer neue hinzu, und in der Schmiede sang der

Amboß vom Morgen bis zum Abend, um Nahrung für die vielen hungrigen Mäuler zu schaffen.
Eines Nachmittags hielt ein fremder Handelsmann draußen vor der Schmiede, sprang vom Wagen und rief hinein, ob er ein Hufeisen unter sein Pferd bekommen könne. Es war ein behender kleiner Mann mit einem großen Mundwerk. Während Sören und sein Lehrling ein Eisen unter den einen Hinterfuß legten, stand er gegen den Wagenkorb gelehnt, die Hände in den Taschen, und ließ das Mundwerk laufen.
Schließlich erzählte er von einem Mann in Aarhus, der als gewöhnlicher Dorfschmied angefangen, drüben in Amerika aber gelernt hatte, landwirtschaftliche Maschinen anzufertigen. Jetzt war er auf bestem Wege, einer der größten Steuerzahler der Stadt zu werden.
Sören kannte die Geschichte sehr wohl, wußte sogar den Namen des Fabrikanten. Trotzdem murmelte er, daß es, weiß Gott, ausgestunkene Lügen seien.
„Lügen? . . . Da kannst du jeden Mann fragen, der in Aarhus bekannt ist. Dann wirst du schon hören, was sie von Jens Johannsen sagen. Ich will meinen Kopf darauf lassen, daß er mehr als 'ne Million hat!"
Sören wandte sich im selben Augenblick um und ging ihm drohend zu Leibe. Die lange Raspel in der erhobenen Hand, brüllte er ihm ins Gesicht:
„Und ich sag dir, wenn du das Maul nich hältst, schlag ich dir den Schädel ein, du Quatschkopf!"
Starr vor Schrecken rettete sich der Handelsmann auf seinen Wagen, ergriff die Zügel und flog davon, als habe er den leibhaftigen Satan das Weiße aus den Augen kehren sehen. Aber als er eine Strecke Weges gekommen war und sich in Sicherheit fühlte, wandte er sich auf dem Kutscherbock um und rief:
„Was bildst du dir eigentlich ein, du Bettelkerl!"
Nach Feierabend, als Sören in die Stube kam und Anne-Mette den spritzelnd heißen Speckpfannkuchen auf den Tisch stellte,

trank er mehrere Schnäpse, rührte aber das Essen kaum an. Hinterher blieb er sitzen, den Kopf auf dem Arm, als schlafe er oder als sei er betrunken.

„Machen dir die Zähne wieder zu schaffen?" fragte Anne-Mette vorsichtig.

Er nickte.

Nach einer Weile stand er auf und schlenderte hinaus.

Es war Mondenschein. Er ging nach dem Krug hinab; als er aber von außen sah, daß viele Leute da drinnen saßen, ging er vorüber und bog aufs Geratewohl in einen Feldweg ein, der über die Heide führte.

Der Mondschatten folgte ihm – bald an der einen, bald an der andern Seite, je nachdem der Weg sich drehte. Er hatte ein Gefühl, als habe sich ein geheimnisvolles Wesen ihm angeschlossen, ein Sendbote der Finsternis, der ihm in vertraulichem Tone böse Verführerworte ins Ohr flüsterte – ein alter Bekannter aus der Zeit, als die Lügen von selbst auf seiner Zunge geboren wurden und Größenwahnträume ihn wie ein Alpdruck ritten.

„Na, wo geiht di dat denn, Sören Madsen? Dat is woll nich bäter mit di worren, sit wie uns nicht sähen häwt. Äwer ik häv di dat jo ok nog sägt, Sören. Do deenst kenen goden Mann, häw ik sägt. Müh un Arbeit is din Lohn worren, du armen Kierl! Un denn dat Verspräken upp 'n Himmelrig nahsten, dat sünd am Enn blots Lögen, dat hätt nie existiert. 'n slichten Profit! Un du, de de beeden Hänn vull von de scheunsten Gaben up de Ir häbben künnst! Herrjemine! Und dat Enn von'n Lied is, dat de Lühr di ‚Bettelkierl' nahropen! ... Anne-Mette is ok bald to old för 'n Mann as du. Ik säg, mak di fri, Sören! Noch is dat Tid! Anne-Mette kann jo in Deenst gahn. Dat hätt se früher ok dahn. Un for de Sören kann de lew Gott utkamen. He is de Nächste dorto. Von em häst du se jo doch. Un wenn du hier man irst weg büst und wat anners in' Kop häst, denn denkst du nich mihr doran. Glöw du mi

blots. Ik kenn de Welt un de Minschen. Un ik bün din Fründ, din wohre Hartensfründ! Ik säg: Wies nu, dat du 'n ganzen Kierl büst, Sören! En ganzen Kierl! Dat watt di nich leed warrn. – Schalln wi uns de Hand dorup gäwen?"

Als Sören gegen Mitternacht nach der Schmiede zurückkam, war der Bund geschlossen. Er wollte von Hause weglaufen und es der Armenkasse überlassen, für Anne-Mette und die Kinder zu sorgen. Er war wieder der Meisterschmied von Thy geworden und hatte nichts mehr mit den Gören des Krackenversohlers zu schaffen.

Zwei Tage darauf waren alle Vorbereitungen getroffen. Er hatte sich Reisegeld verschafft, indem er die Kuh verkauft hatte. Er müsse Stangeneisen und neues Werkzeug kaufen, erklärte er. Gegen Abend sagte er zu Anne-Mette, er wolle am nächsten Morgen in aller Frühe in die Stadt und die Sachen einhandeln.

Als Sören sie von der Schmiede aus in der Tür stehen und seinen Sonntagsanzug ohne einen Gedanken an Hinterlist abbürsten sah, konnte er kein Auge von ihr wenden. Er fand, daß sie wieder jung und schön geworden war, trotz des spärlichen Haars, und er beschloß, den größten Teil des Geldes, das er sich zur Reise beschafft hatte, ihr zu hinterlassen. Er wollte selbst nicht mehr als dreißig . . . nein, nur fünfundzwanzig Reichstaler behalten. Ja, mit zwanzig Reichstalern würde er sich auch begnügen können. Den Rest wollte er ihr in ihre Kommodenschublade oder sonst irgendwohin legen, wo sie es gleich finden mußte.

Ehe Anne-Mette an jenem Abend zu Bett ging, stellte sie den Wecker eine Stunde vor, so daß sie rechtzeitig das Butterbrot gestrichen und den Morgenkaffee fertig haben konnte.

In der Nacht erwachte sie dadurch, daß sie Sören seufzen hörte.

„Schläfst du nich?" fragte sie.

„Jawoll."

„Denn träumst du woll?"
„Ja."
Sie fühlte im Halbschlaf nach der Windel unter der Kleinen, die zwischen ihnen lag, und sank dann wieder in ihre Gluckhennenträume zurück. Sören blieb liegen, den Arm unterm Kopf, und starrte in die mondhelle Stube hinaus. An der Wand über ihm tickte die Uhr, und rings um ihn her ertönte der sorglose Chor von den Atemzügen der Kinder. Er unterschied Krestens regelmäßiges Atemholen mit dem kleinen Flötenton durch die Nase, Jörgens fast erwachsenes Schnarchen, Katrines kleine Klatschlaute mit den Lippen und Tyges ruhiges Ausatmen.
Schließlich begann er, mit dem Teufel zu feilschen. Er wollte ein paar Tage Frist haben. Dann würde er ganz offen mit Anne-Mette darüber sprechen, was er vorhabe, und es darauf ankommen lassen, was sie zu seinen Plänen sagte. Aber da hörte er den geheimnisvollen Freund wieder tröstend zu ihm reden. Er müsse bedenken, sagte der Freund, daß er nicht nur um seiner selbst willen fortreise, sondern auch um das Glück für seine Familie heimzuholen. Auf Frauenzimmergewäsch solle man niemals hören. Wenn er einmal als reicher Amerikaner, alle Taschen voll Geld, heimkehrte, würden sowohl Anne-Mette als auch die Kinder verstehen, wie gut und richtig er gegen sie gehandelt habe. Er solle nur guten Mutes sein.
Um vier Uhr rasselte die Weckuhr. Anne-Mette fuhr aus dem Bett heraus, und als sie in die Küche gegangen war, stand auch Sören auf. Er blieb eine Weile auf dem Rande des Bettes sitzen, den Kopf in den Händen. Es läutete da drinnen wie mit den Glocken des Jüngsten Gerichts. Ihm war zumute wie jemandem, der im Begriff ist, einen Mord zu begehen.
„Du kannst woll nich got vör hüt abend werrer dor sin," sagte Anne-Mette, als sie im Tagesgrauen in der Küche beim Kaffee saßen.

Sören goß einen Schnaps in seine Tasse.
„Ne, dat kann ik nich," erwiderte er nach einigem Zögern und goß noch ein wenig aus der Flasche dazu.
An der Wand stand sein alter Wanderstecken. An einem Nagel darüber hing sein Ranzen aus Fuchsfell. Das war seine ganze Ausrüstung. Anne-Mette seufzte ein wenig über ihre Kuh, die ihr fehlte. Aber Eisen und Werkzeug waren ja wichtiger, das begriff sie sehr wohl. Sören erwiderte nichts, und nun erwachte die Kleine drinnen in der Stube. Anne-Mette mußte hin und das Kind stillen.
Als sie zurückkam, war Sören gegangen. Auf dem Tisch zwischen den leeren Kaffeetassen standen drei Silberrollen mit acht Speziestalern in einer jeden.
„Herrjemine! Nu hätt he sin Geld vergeten!" dachte sie.
Sören war schon ein gutes Stück aus dem Dorf herausgekommen. Es war ein frischer Sommermorgen mit Regenbogenschimmer über den taufeuchten Feldern. Er hatte die aufgehende Sonne im Rücken, und sein Schatten streckte sich riesenhaft vor ihm auf dem geradelaufenden Wege. Es war dieselbe Landstraße, auf der er an jenem Regenabend vor zehn Jahren gekommen war, und er hatte sie seither kaum wiedergesehen.
Er schritt kräftig aus. Jetzt, wo das Lebewohl gesagt war und die große Welt wieder in verheißungsvollem Morgenglanz vor ihm lag, wollte es ihm scheinen, als wenn alle diese Jahre der Sklaverei hinter ihm in die Erde versänken wie ein böser Traum. Das Gefühl der Freiheit durchströmte ihn wieder wie ein mächtiger Rausch. Auch die Schnäpse in dem leeren Magen begannen zu wirken. In taktfestem, dröhnendem Soldatenmarsch schritt er dahin, ohne zurückzusehen.
Er schwenkte seinen Knittel, und da noch keine Menschen auf den Feldern waren, hub er an zu singen. Es war ein Vers aus einem lustigen Lied, dessen er sich aus der Soldatenzeit entsann:

Vater schweigt,
Mutter schreit;
Hast geküsset
Meine Maid!
Singsalia! Singsalium!
Bum!

Drei Stunden später saß er auf dem Grabenrande eine Meile von der Stadt und hatte seinen Schnappsack hervorgeholt. Er war eigentlich gar nicht hungrig, und beim Anblick von Anne-Mettes sorgfältig gestrichenem Butterbrot verlor er nun völlig den Appetit.

Des Weges daher kam eine lange, magere Frauensperson, einen Lumpensack auf dem Rücken und einen Stab in der Hand. Er kannte sie sehr gut. Es war eine halbverrückte Alte, die in der Gegend umherging und bettelte. Als sie seine Butterbrote erblickte, blieb sie vor ihm stehen, schüttelte sich in ihren Lumpen und bat um einen Bissen in Gottes Namen.

Sören hatte noch nie einem Armen ein Stück Brot verweigert; aber Anne-Mettes letzte Brotschnitten waren ihm eine zu teure Gabe. Er ließ die Frau mit einem Zweischillingstück gehen.

Lange verfolgte er sie mit den Augen, während er daran dachte, daß sie vielleicht noch vor Abend nach Ensleo kommen und bei Anne-Mette anklopfen und in die Küche kommen würde, um ihren Schluck Kaffee zu erhalten. Er sah ganz leibhaftig vor sich, wie Anne-Mette mit der kleinen Hanne auf dem Arm herauskam und schon ein wenig unruhig darüber war, daß er noch nicht zurückgekommen. Tyge schmiegte sich an ihr Kleid und war bange vor dem fremden alten Weib mit dem häßlichen Hundegesicht. Und draußen auf der Türfliese stand Kresten mit Jörgen an der Hand; sie sahen den Weg hinab, nach ihm aus ...

Er bereute jetzt, daß er nicht auch die letzten zehn Reichstaler von seinem Reisegeld zu Hause gelassen hatte. Er hatte sich schon früher als wandernder Gesell durchgefochten und konnte es wohl noch einmal tun. Sobald er zur Stadt kam, wollte er

an Anne-Mette schreiben und ihr seine Absichten erklären. Und er wollte sie bitten, guten Mutes zu sein und nur auf ihn zu warten. Alles, was er über den Lebensunterhalt hinaus verdiente, wolle er ihr schicken. Weder sie noch die Kinder sollten Not leiden.

In der Stadt begab er sich in Madame Jörgensens Kellerwirtschaft am Hafen, um ein Glas Bier zu trinken und sich nach einer Schiffsgelegenheit zu erkundigen.

„'n grotes Glas un 'n Lütten ... Ik bün dörstig!" sagte er unnötig laut, sobald er zur Tür hereingekommen war, und warf sich mit großem Spektakel auf eine Bank, die an einem Tisch unter den Fenstern stand.

Da waren keine andern Gäste im Lokal als ein dicker Mann mit einem Nacken wie ein gemästeter Eber. Er trug eine Uniformmütze, und seine schweren, kissenförmigen Hände ruhten auf einem Rohrstock, der zwischen seinen Beinen stand. Er war der ehemalige Schutzmann des Städtchens, der jetzt Gefängniswärter war. Madame Jörgensen saß hinter der Schenke und häkelte. Sie war eine ältere Frau, klein und dick wie ein durchgeschnittenes Branntweinfaß. Sie gebrauchte Zeit, um vom Stuhl in die Höhe zu kommen und Sören das bestellte Glas Bier und den ergänzenden Schnaps zu bringen.

Als sie wieder glücklich hinter ihren Flaschen saß, fuhr der Gefängniswärter fort in seinem Bericht über ein paar Jungen, denen er am Morgen auf dem Rathaus die Rute gegeben hatte. Mit Selbstbefriedigung gab der dicke Mann eine ausführliche Schilderung des Geschäftes.

„Fünfundzwanzig Rielle auf den bloßen Podex. Sie können sich darauf verlassen, daß die Frikandellen zu Hackbeefsteak geworden sind."

Madame Jörgensen wand sich in ihrem gestrickten Seelenwärmer. Sie versuchte eine Verteidigung der Jungen. Die Kinder da unten in der Hinterstraße kriegten ja auch gar keine Erziehung. Wenn der Mann auf See war und die Frau auf

Waschen ausgehen mußte, was sollte da wohl aus den armen Gören werden!

„Ganz meine Worte!" sagte der Gefangenwärter. „Diese Art Burschen wandern geradeswegs ins Zuchthaus. Das sagt ich auch zu dem Bürgermeister."

Sören war still geworden dort am Fenstertisch. Er hatte ein Gefühl, als wären es seine eigenen Jungen, von denen sie redeten, und es zog in seinem Innern zu einem mächtigen Unwetter auf. Er starrte diesen schweinefetten Mann wütend an und hatte Lust, ihm den Schädel mit seinem Knüttel einzuschlagen.

Aber jetzt ging die Tür auf, und eine Schar Hafenarbeiter kam auf ihren großen Holzschuhen hereingetrampelt.

Sören bezahlte, was er verzehrt hatte, und ging auf die Straße hinaus. In friedloser Stimmung trieb er sich in der Stadt herum. Er fand, daß ihn alle Leute mit anklagenden Blicken ansahen, als wüßten sie, was er vorhatte. Das machte ihn feindlich gesinnt. Was hatte das Pack sich in seine Angelegenheiten zu mischen? Wollten sie ihm etwas, so sollten sie nur herankommen! Ein kleines Mädchen, das vor ihm stehen blieb, um zu fragen, wieviel Uhr es sei, schob er mit einem Fluch beiseite.

Oben auf dem Marktplatz ging er wieder in eine Wirtschaft und setzte sich hin, um zu trinken. Beim vierten Grog wurde er lärmend und begann, die andern Gäste freizuhalten. Er bestellte eine Flasche Portwein und warf einen Taler auf den Tisch. Die Leute blinzelten einander zu und belustigten sich über ihn.

Als zwei Soldaten hereinkamen, sprang er auf und stand stramm. Er lud auch sie zu einem Grog ein und streifte seinen Ärmel auf, um ihnen die Narbe von dem Granatsplitter aus der Schlacht bei Missunde zu zeigen. Dann hub er an, von seiner Frau und seinen Kindern zu sprechen, und erzählte, er sei in die Stadt gekommen, um für dreihundert Reichstaler Stangeneisen und Werkzeug zu kaufen.

Ein paar Stunden später, als er wieder auf die Straße hinauskam, war er knallbesoffen.

IV

Mit kurzen Worten: Am Tage darauf stand Sören wieder in seiner dunklen Schmiede und machte das Haus erbeben mit den Schlägen des mächtigen Vorhammers. Und hier stand er seither tagaus, tagein, bis er ein Greis war.

Er alterte früh. Der Schädel wurde blank, und der Bart verblich, ehe er das halbe Hundert erreichte. Menschenfeindlich wie ein Kettenhund war er geworden, und wenn er zu viel Schnäpse zum Essen getrunken hatte, schlug er um sich mit höhnischen und prahlerischen Worten, so daß die Leute hinter seinem Rücken lachten.

Auch Anne-Mette begann nun, ihre Jahre zu fühlen; aber obwohl sie beständig gelebt hatte, als hänge ein Gewitter über dem Hause, so war sie doch nicht verschüchtert. Die kleine rührige Frau mit den sanften Augen und dem duldsamen Sinn war nun auch diejenige, die Sören am besten kannte und wußte, wieviel Gutes und Liebevolles sich hinter seinem finstern Wesen verbarg. Aber auch sie hatte niemals erfahren, was ihn in die Stadt geführt hatte an jenem betrüblichen Tage, als alle Straßenjungen hinter ihm her waren und er hinter Schloß und Riegel kam.

Die meisten Kinder wuchsen groß und schön heran und arteten hierin dem Vater nach. Sie waren auch lernbegabt und brachten gute Zeugnisse aus der Schule nach Hause. Der älteste der Söhne kam nach der Konfirmation zu einem Uhrmacher in die Lehre, und schon in seinem dritten Lehrjahre wurde er bei einer Lehrlingsprüfung mit der Prämie des Handwerkervereins belohnt. Sören empfing ihn bei der Heimkehr mit den Worten: „Na, büst du dor! Dat is man god, dat du mi doch nich gradto Schand makst!"

Auch der Sohn Jörgen, der Seminarist, der übrigens der am wenigsten begabte von den Kindern war, kam gut vorwärts. Und mit Tyge ging der Stern des Märchens über dem kleinen Schmiedehäuschen in Enslev auf.

Bei seiner Geburt hatte großer Jammer geherrscht. Er kam mit einem welken Fuß zur Welt, was ein Familienerbe in Anne-Mettes Familie war. Nach einer Untersuchung erklärte der Arzt, daß der Junge hinken würde. Mehrere Tage tobte Sören wie ein Wilder, schlug mit den Türen und schwur, daß er die Mißgeburt im Misthaufen vergraben wolle. Als der Junge heranwuchs, hüpfte er zwischen seinen Geschwistern und andern Spielgefährten herum wie ein flügellahmer Vogel. Es lag eine eigentümlich schwermütige Lustigkeit über ihm. Wie sein Gang, so war auch sein Sinn: ohne Gleichgewicht – ein ewiges Aprilwetter.

Auch aus einem andern Grunde nahm er sich fremd aus zwischen der übrigen Dorfjugend. Er war immer blaß. Sonne und Wind konnten ihm nichts anhaben. Aber schon ehe er in die Schule kam, zeigte er eine Lernlust und leichte Auffassungsgabe, die den körperlichen Fehler reichlich aufwogen. Mit vierzehn Jahren wurde er auf die Koldinger Lateinschule geschickt, um zum Studenten gemacht zu werden.

Nachdem er Student geworden war, wollte er auch sein juristisches Examen machen, und der Vater half ihm nach schwachen Kräften.

Schmied Sören hatte gerade zu dieser Zeit eine Reihe guter Jahre. Trotz seines barschen Wesens suchten ihn selbst Leute aus den Nachbargemeinden mit ihren Feldgerätschaften auf. Namentlich hatte er sich einen Ruf durch seine Heusensen erworben, von denen es hieß, daß sie um sich beißen könnten wie ihr Vater.

An jenem Sommerabend, als der Brief mit dem Examenergebnis aus Kopenhagen gekommen war, saß Anne-Mette draußen auf der Bank am Giebel des Hauses, einen langen Strickstrumpf in den unermüdlichen Händen. Die Arme an ihr gingen wie ein Paar Flügel. Sören kam heraus und setzte sich zu ihr. Er empfand das Bedürfnis, ein wenig über das große Ereignis zu reden.

Es war eine glückliche und wunderbar reiche Zeit in den letzten

Jahren für sie gewesen. Kurz zuvor hatte die Tochter Katrine den Kaplan geheiratet; der Uhrmachersohn in Kolding hatte sein eigenes Geschäft und der Schullehrer seine erste Anstellung bekommen.

All diese Erfolge der Kinder hatten den Schmied allmählich mit seinem eigenen Mißgeschick ausgesöhnt. Voller Beschämung dachte er nun an die Zeit, wo er sich das Glück aus der Hand des Satans hatte eintauschen wollen.

Der Welt gegenüber bewahrte er noch seine höhnische Schweigsamkeit, und wenn ihm die Leute zu seinen Kindern beglückwünschten, zog er die dichten Brauen mit einem hochmütigen Ausdruck in die Höhe, als dächte er: „Das fehlte auch noch! Meine Kinder!" – In seinem Innersten aber war er ein demütiger Mensch geworden, der jetzt die Wahrheit des Bibelwortes erkannte, mit dem ihn der Pfarrer an seinem Konfirmationstage ermahnt und über das er seither oft nachgegrübelt hatte: daß denen, die Gott fürchten und die seine Gebote halten, alles zum Besten dienen muß.

„Der liebe Gott ist doch ein verständigerer Mann, als ich oft geglaubt hab," sagte er bewegt.

Anne-Mette lächelte so verstohlen über ihrem langen Strickstrumpf.

„Ja, wahrhaftig. Er is woll nich so ganz dumm!"

V

Wiederum verging ein Jahrzehnt, und das alte Ehepaar lebte jetzt ganz in dem Glanz des wachsenden Ansehens ihrer Kinder.

Schmied Sören war von Anfang an sehr unzufrieden mit Tyges Berufswahl gewesen. Er hatte davon geträumt, seinen Sohn in Beamtenuniform mit Dreispitz und vergoldetem Kragen zu sehen. Tyge selbst hatte ursprünglich gedacht, daß er als Dichter Waffendienst in dem großen Befreiungskampf der Zeit tun wolle. Die ersten Male, daß er der Öffentlichkeit seinen Namen vorstellte, stand er unter einigen satirischen Versen.

Er hatte das einsame und freudlose Leben des armen Bauernstudenten in der Hauptstadt geführt. Sein körperliches Gebrechen hatte ihn noch mehr vereinsamt. In dieser Verlassenheit hatten alle Eindrücke von Menschen und sozialen Verhältnissen seinen leidenschaftlichen Sinn überwältigt. Hier in dem großen, sorglos dahinlebenden Gewimmel wurde er sich seiner selbst ganz bewußt als Sohn des Volkes, als Kind der niedren Stände, dem der erstickte Schrei einer jahrhundertelangen ungerächten Unterdrückung in der Seele klang.
Eines Nachts bei dem Sonnabendgelage im Studentenverein sprang er auf seinen Stuhl und hielt eine politische Rede, die in der fröhlichen Punschgemütlichkeit wie ein Pistolenschuß wirkte und Panik hervorrief. Ein politischinteressierter Student war in jenen Tagen eine Seltenheit. Ein Sohn der Athene, der in dem akademischen Elysium selbst als revolutionärer Agitator in volkstümlichem Stil auftrat, war etwas ganz Unerhörtes; man empfand es wie eine Entheiligung. Man schrie und brüllte, um ihn zu übertäuben. Schließlich riß man ihn vom Stuhl herunter, ohne ihn zu Ende zu hören. Dies gestaltete sich zu einem Vorfall, der im ganzen Lande besprochen wurde.
Bis zu diesem Tage hatte es so aussehen können, als wenn Tyge bestimmt sei, das Schicksal seines Vaters zu teilen und seine großen Fähigkeiten in einem kümmerlichen Kampf um das tägliche Brot aufzureiben. Er hatte sich schon als Student verheiratet. In einer Periode der Niedergeschlagenheit und Selbstverzagtheit hatte er sich eines Tages seinem zwölf Jahre älteren Pensionatsfräulein antrauen lassen, die ihn während einer Krankheit gepflegt hatte und der er außerdem Geld schuldete. Jetzt flog auf einmal sein Name über das ganze Land als eines der Kampfsignale, die einen neuen Tag für die Jugend Dänemarks verkündeten. –
Zu jener Zeit saß sein ältester Bruder Kresten in einer der Seitengassen von Kolding mit seinem kleinen Uhrmachergeschäft

als strebsamer Gewerbetreibender und glücklicher Familienvater, in dessen Blut freilich einige gallenbittere Tropfen geträufelt waren als Erbe der Drangsalstage des Vaters. Er hatte Tyge lange gegrollt, weil dessen Universitätslaufbahn seiner alten Lehrlingsprämie, die einstmals i h n zu der großen Hoffnung der Familie gemacht, allen Glanz geraubt hatte.
Als er den Namen des Bruders einigemal in den Zeitungen gesehen hatte, befiel ihn eine krankhafte Unruhe, und er verbrachte mehrere schlaflose Nächte.
In der kleinen Stadt waren die Gemüter in jenen Tagen von den Plänen zu einer Erweiterung des Friedhofes erfüllt, und eines Abends las man in der Zeitung eine eingesandte Abhandlung über die Sache, „Kresten Sörensen, Uhrmacher" unterzeichnet. Der Artikel erregte Aufsehen, weil er ziemlich unvorbehalten den Standpunkt des Bürgermeisters und andrer hervorragender Stadtverordneten kritisierte. Der bisher unbekannte Bewohner der Snadregade war eine Zeitlang die meistbesprochene Persönlichkeit der Stadt. Leute, die er gar nicht kannte, suchten ihn in seinem Laden auf, um ihm für sein mutiges Vorgehen zu danken. Von nun an zweifelte er nicht mehr an seiner Berufung, sondern setzte vertrauensvoll seine reformatorische Tätigkeit fort. Bei einer Bürgerversammlung in der Friedhofsangelegenheit ergriff er das Wort und gewann abermals die Volksstimmung für sich, vorauf die Machthaber der Stadt es am ratsamsten fanden, dem gefährlichen Manne Zugeständnisse zu machen.
Lange bevor sich Tyge einen Platz im Folkething erkämpft hatte, saß Kresten im Koldinger Stadtrat, war Mitglied der angesehenen Leichenbrüderzunft und zweiter Vorsitzender des Handwerkervereins. Gleichzeitig blühte sein Geschäft, so daß er sich ein Grundstück in der Hauptstraße kaufen konnte, wo er einen Laden mit einem Kontor im Erdgeschoß und eine schöne Wohnung darüber einrichtete. –
Ein paar Meilen von der Stadt entfernt, in einem kleinen Dorfe

draußen an der See, wohnte der Bruder Jörgen – der Schullehrer. Er war früh Witwer geworden und lebte einsam mit seinen beiden Kindern, zwei blauäugigen Söhnen, die Zwillinge waren.

Der breitbrüstige Mann mit dem wildwachsenden Bart machte einen schlaffen Eindruck, wenn man nicht seine Augen sah, die voller Sorge, schwer von Selbstprüfung und vielem Grübeln waren. Er war bei aller Einfalt ein geistig aufgeweckter Mann, der derselben politischen Partei angehörte wie Tyge und selbst einmal tiefe Holger Danske-Träume von Kampfestat und Ruhm geträumt hatte.

Ziemlich regelmäßig jeden zweiten Monat kam er einen Tag nach Kolding herein, um Kresten und seiner Familie einen Besuch zu machen, und er nahm dann stets seine beiden Jungen mit, die er nicht gern ohne Aufsicht ließ.

Sie pflegten des Vormittags gegen elf Uhr in die Stadt zu kommen, und nach dem Mittagessen gingen die Brüder in das Kontor hinab, um ungezwungener sprechen zu können. Auch hierher nahm der Schullehrer seine Zwillinge mit aus Rücksicht auf die Schwägerin, die nach dem Einzug in das große Haus in nervöser Angst um ihre neuen Möbel und schönen Teppiche lebte.

Die Jungen waren ein paar frische und schöne Buben, die – jeder in seiner Ecke – still dasaßen und einander hin und wieder verstohlen zulächelten. Die hellblauen Augen waren eine Seltenheit in der Familie. Es waren die Augen der Mutter. Die Familienschwäche in den Knöcheln hatte dahingegen den einen der Jungen in Gestalt eines häßlichen Klumpfußes heimgesucht.

Wie die meisten im öffentlichen Leben stehenden Personen, sprach der Uhr- und Instrumentenmacher mit Vorliebe über sich selbst und seine Verdienste um das allgemeine Wohl. Aber früher oder später gelang es Schullehrer Jörgen in der Regel, die Unterhaltung auf Tyge und dessen Auftreten in der Presse oder auf der Rednertribüne hinzulenken.

Das mußte mit einiger Vorsicht geschehen. Kresten war nicht immer geneigt, sich auf dies Thema einzulassen. Er verheimlichte nie – auch Fremden gegenüber nicht –, daß er seinen Bruder als einen Abenteurer betrachtete und „um seines Gewissens willen" am liebsten über ihn schwieg. Nur wenn sich Tyge zufällig gerade in den Tagen eine Blöße in einem Zeitungsartikel gegeben oder eine Niederlage auf einer Wahltribüne erlitten hatte, konnte er mit einem beklagenden Kopfschütteln einmal über das andere wiederholen, daß „dies wirklich eine sehr fatale Geschichte für den guten Tyge sei . . . eine wirklich dumme und fatale Geschichte".

Schullehrer Jörgens Worte waren milder. Sie kamen zögernd aus dem großen Bart hervor, wurden eines nach dem andern in der aus einer Tabakswolke gebildeten Windel zur Welt gebracht. Er und Tyge waren mehr gleichalterig; sie hatten als Kinder in demselben Bett geschlafen und waren immer gute Kameraden gewesen. Und dann waren sie ja auch politische Gesinnungsgenossen. In Wirklichkeit bewunderte er seinen Bruder, tat es aber mit schlechtem Gewissen und unter mancherlei Anfechtungen.

Seine Sorgen galten Tyges Privatleben, über das so viele beunruhigende Gerüchte im Umlauf waren. Namentlich ängstigte er sich bei dem Gedanken, daß der Bruder Christus sein Herz verschlossen haben sollte. Tyge selbst äußerte sich nie öffentlich über dergleichen Dinge. Aber er war doch mit dafür verantwortlich, daß die Partei einen Bund mit reichen Börsenjuden und Freidenkern geschlossen hatte, um ihre Presse zu stützen. War da nicht auch etwas in seinem ganzen eigenmächtigen Treiben, das gegen ihn zeugte? Aber dann mußte man ja in seinem eigenen Interesse hoffen und beten, daß des Herrn starke Hand ihn zurückhalten und ihn in den Staub niederschlagen würde, so daß er Demut lernen konnte.

Gar schnell geendet ist des Lebens Lauf,
Der Hölle Grauen höret nimmer auf.

VI

Während die Drachensaat ringsumher in der Familie üppig wucherte, breitete sich der Schimmel der Jahre über die beiden Alten daheim in Ensleo aus. Anne-Mette sank zuerst zusammen. An einem stürmischen Herbsttag trugen ihr Mann und ihre Kinder sie auf den Kirchhof hinaus. Der grübelnde Totengräber, der ihre gutgewachsenen Söhne und Töchter um den Sarg stehen sah, rechnete während des Erdaufwerfens aus, daß die kleine Frau eine Nachkommenschaft von siebzehn Ellen mit einem Gesamtgewicht von über eintausend Pfund hinterließ. Tyge Ensleo war jetzt der kleinste der Familie.
Kurze Zeit nach dem Begräbnis übergab Sören seinem jüngsten Sohn Haus und Schmiede und zog in ein kleines Altenteilerstübchen. Mit seinem großen grauen Wildmannskopf war er ein Schrecken für die Kinder des Dorfes, wenn sie ihn hinter der Fensterscheibe erblickten, wo er mit einer Messingbrille auf der Nase saß und in den Zeitungen las, die ihm Tyge sandte.
Von dem Unfrieden in der Familie merkte er nichts. Sein Geist war abgestumpft. Ihm blieb bis zuletzt die Erfahrung erspart, daß auch der Satan ein strenger Gläubiger ist, der den Abfall der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied rächt.
Seine alte Schuld an den Teufel verursachte ihm noch hin und wieder Gewissensbisse. Aber das beständige und ungewöhnliche Vorwärtskommen der Kinder in bezug auf Wohlstand und Ansehen machte ihn zuzeiten ganz ängstlich, daß jenes Verhältnis doch nicht endgültig geordnet sei. Als seine jüngste Tochter sich mit dem steinreichen Australier verlobte, machte ihn die Mitteilung davon lange Zeit stumm und mutlos.
Dieselbe Angst hatte ihn veranlaßt, gegen den Einwand aller Kinder einen Begräbnisplatz für Anne-Mette und sich selbst in der Armenecke des Kirchhofs zu wählen. Während seiner letzten Krankheit sprach er in seinen Fieberphantasien oft davon, daß er dem Satan nichts schuldig sei. An dem Abend, als er starb

und der Propst kam, um ihm das Abendmahl zu reichen, und während die anwesenden Kinder sein Bett umstanden, fuhr er fort, mit einer ihnen allen unerklärlichen und schließlich unheimlichen Hartnäckigkeit zu versichern, daß er ehrlich von seiner Hände Arbeit gelebt habe und als armer Mann stürbe.
An seinem Begräbnistage, an dem alle Kinder zum letztenmal in dem alten Heim versammelt waren, kam es bei dem Mittagessen nach der Beerdigung zu einem peinlichen Auftritt in derselben Stube, aus der sie soeben den Vater hinausgetragen hatten.
Als Protest gegen Tyges eigenmächtiges Auftreten auf dem Kirchhof führten die andern Geschwister ein vollständiges Schweigen ihm gegenüber durch. Katrine – die Pfarrersfrau –, die neben ihm saß und die eigentliche Anstifterin des Komplottes war, wandte sich ab und schnob höhnisch, sobald er ein Wort zu ihr sagte. Der gutmütige Schullehrer Jörgen war der einzige, der sich außerhalb des Streites hielt. Er machte einen unbeholfenen Versuch, zu vermitteln. Tyge aber erhob sich schließlich mit Heftigkeit vom Tische, und bald darauf ließ er anspannen und fuhr davon, ohne sich zu verabschieden.
Auf dem Wege zum Bahnhof, während er in tiefer Verstimmtheit über die dunkle Moorgegend hinsah, wo er als junger Mensch in unschuldigen Dichterträumen umhergeschwärmt hatte, beneidete er seine Geschwister, weil sie so wenig davon ahnten, was ein Sieg wie der seine kostete. Er hatte sich die Handelsfreiheit seiner Jugend durch eine freudlose Ehe erkauft und wagte aus Furcht vor der Volksstimmung nicht, sich scheiden zu lassen. Ein Liebesverhältnis zu einem jungen Mädchen hatte er aus demselben Grunde verheimlichen müssen, ja, er war gezwungen gewesen, es öffentlich zu verleugnen, als sie sich mitten während eines Wahlkampfes aus Scham das Leben nahm.
Und dies war nicht das erste und würde nicht das letzte Menschenopfer sein, das er mit sorgenbeschwertem Herzen seinem Waffenglück bringen mußte. Politik war eine blutige

Hantierung. Jeder Tag war ein Kampf auf Leben und Tod gegen Freund und Feind, gegen den Neid, der dem Politiker in seiner eigenen Partei auf den Fersen folgte, von dem erstenmal an, wo er auf einer Rednertribüne Beifall erntete, gegen den Haß, der auf der Lauer lag, um sich bei dem geringsten Straucheln über ihn zu stürzen, gegen die Gespensterfurcht in seinem eigenen Innern, die Angst vor den unhandgreiflichen Mächten, die ihn würden fällen können, ehe der Sieg gewonnen und das neue Reich gegründet war.

In seinen müden Augenblicken, wenn er sein Leben umdichtete, konnte er zuweilen wünschen, daß er noch unbekannt in einer Dachkammer säße und sich über den unrettbaren Jammer des Lebens erhöbe, indem er Liebeslieder und lustige Satiren schrieb. – Aber für ihn gab es keinen Weg mehr, der zurückführte!

– – –

Auf eine so ungemütliche Weise löste sich das alte Schmiedeheim in Enslev auf, das die Eltern mit lebenslänglicher Selbstverleugnung zusammengehalten hatten. Zum letztenmal waren die unverträglichen Geschwister in den kleinen Stuben versammelt gewesen, wo sie einst Seite an Seite unter den Strahlen aus den milden Augen der Mutter aufwuchsen wie Pflanzen in einem Treibbeet. Bald darauf wurde der größte Teil des Mobiliars auf einer Auktion verkauft, sowohl das breite Pfostenbett, in dem sie alle geboren waren, wie auch die Familienwiege, deren Gängeln in den vielen Jahren durch das Haus getönt hatten wie der Herzschlag des Heimes, und die Bettbank, in der sie nach und nach alle zu zweien geschlafen hatten, einer den Arm um den Hals des andern geschlungen, wie vereint für die Ewigkeit.

VII

Schmied Sören und Anne-Mette haben nun gar manches Jahr nebeneinander in der Enslever Kirchhofserde geruht, und was

sie hier oben an Gutem und Bösem hinterließen, das wächst schon weiter bei einem neuen, einem dritten Geschlecht, das ihr Leben nur als eine ausgeschmückte Familiensage kennt.
Von ihren Söhnen lebt jetzt nur noch Tyge. Das Mitglied des Stadtrats in Kolding wie auch Schullehrer Jörgen sind zu der großen Ruhe eingegangen. Aber auch Tyge ist gezeichnet. Das blasse Gesicht ist bleifarben, das dichte Haar und der Bart umgeben den runden Kopf schimmernd wie die feinste, weiße Watte. Nur die Brauen sind noch dunkel.
In den Zeitungen wird der beiden Alten regelmäßig jedes Mal gedacht, wenn Tyge Enslevs Lebenslauf von neuem erzählt wird. Auch ihre Bilder sieht man zuweilen in den Blättern. Von hier gingen sie in die Weltpresse über an jenem historischen Julitage zu Anfang des Jahrhunderts, als Tyge in dem ersten Volksministerium Minister wurde.
An diesem Tage konnte Schullehrer Jörgen sich nicht zu Hause halten vor Unruhe und Spannung. Man erwartete die Ministerernennung im Laufe des Vormittags, und gleich am Morgen begab er sich nach Kolding, um den Neuigkeitsquellen näher zu sein. Aus einzelnen Häusern waren schon Flaggen herausgesteckt, als er zwischen zwei blauäugigen Studenten mit weißen Mützen – seinen Söhnen – vom Bahnhof durch die Hauptstraße gegangen kam.
Er traf seinen Bruder und die Schwägerin in der Wohnstube der Familie und erhielt einen sehr kühlen Empfang von beiden.
Der ehemalige Uhrmacher, der kürzlich von der verabschiedeten Regierung zum Kanzleirat ernannt worden war, den die Bevölkerung außerdem anläßlich eines Jubiläums durch Schenkung einer silbernen Weinkanne geehrt, hatte sich eine goldene Stangenbrille und ein Käppchen zugelegt. Beides verlieh dem blankrasierten Gesicht ein prälatenhaftes Aussehen, was auch ausdrücklich beabsichtigt war. Seit es ihm begegnet war, daß er Tyge von seinen eigenen politischen Gesinnungs-

genossen mit teilweiser Anerkennung hatte nennen hören, hatte er der Welt entsagt und sich einer Gemeinschaft von Erleuchteten angeschlossen, bei denen aller Lärm des Tages und namentlich jegliche Unterhaltung über Politik verdammt war.
Er empfing denn auch den Bruder mit einer Bemerkung, die im voraus jegliches Gespräch über das größte Ereignis des Tages abwies.
„Du kennst meine Anschauungen," sagte er in weltfremdem Ton, „da hat es keinen Zweck, weiter darüber zu reden."
Unten auf der Straße herrschte ein ungewöhnliches Leben. Extrablätter mit der Ministerliste wurden um die Mittagszeit in der Stadt verteilt. Man hörte die Leute Tyges Namen sich über die Straße zurufen.
Der Kanzleirat schien ganz unberührt von dem allem. Bei Tische unterhielt er seine Neffen mit einigen Erinnerungen aus den Lehrjahren in seiner Jugendzeit, die sie bei dieser Gelegenheit nicht zum erstenmal hörten. Sein eigener Sohn, der jetzt Leiter des Geschäfts war, ahmte anfänglich seine erhabene Gleichgültigkeit nach wie ein Spiegelbild, auf die Dauer konnte er sich jedoch nicht bezwingen, den Giftzahn zu entblößen. Mit Augen, die vor Befriedigung leuchteten, erzählte er, daß auch ein Verwandter der versoffenen Mangelfrau Sidse Minister geworden sein sollte.
Die junge Tochter des Hauses, Rosalie, begriff nicht die Ursache zu der sonderbaren Stimmung, die bei Tische herrschte. Sie war eine hübsche Brünette mit einem freimütigen Wesen, das den Eltern und namentlich ihrem Bruder ein täglicher Kummer war. Sie hatte ihren Kopenhagener Oheim nie gesehen, und es war ihr deswegen – wie sie sich ausdrückte – völlig schnuppe, daß er jetzt Minister geworden war. Sie trugen ja nicht einmal denselben Namen.
Ihr erging es in dieser Hinsicht genau so wie ihren beiden Studentenvettern, in deren Seelen die Drachensaat von Schmied Sörens Drangsalstagen keinen Brutplatz gefunden hatte. Alle

drei waren sie noch glücklich unwissend in bezug auf die Giftstoffe des Gemüts, die ihren Vätern das Dasein verdunkelt hatten.
Nach Tische gingen die beiden alten Brüder ihren gewohnten Gang ins Kontor hinab, während die Studenten und ihre Base einen Spaziergang machten.
Schullehrer Jörgen setzte sich mit seiner großen hölzernen Pfeife auf seinen Stammplatz im Sofa. Er saß dort, schwer in sich selbst versunken, und paffte aus der Pfeife, ohne zu bemerken, daß sie ausgegangen war. Das Wunderliche bei dem Großen, das sich zugetragen hatte, war für ihn, daß er es in Gedanken alles schon vor langer, langer Zeit erlebt hatte. Seit seiner Jugend hatte er begeistert und glücklich von diesem Tage des Sieges geträumt, hatte sich sowohl die flaggengeschmückte Stadt wie auch das Leben in den Straßen und die vielen frohen Gesichter vorgestellt. Nur eines war anders: er selbst, seine eigene Freude war in Unruhe und Sorge verwandelt bei dem Gedanken an Tyge.
Trotz vielen Grübelns und angestrengten Nachtwachens an seinem Betpult und bei seiner Bibel konnte er nicht fassen, daß der Allsehende, für den die tiefsten Abgründe des Herzens sind wie der hellste Tag, einen Menschen wie Tyge zum Führer eines christlichen Volkes erwählt hatte in seinem Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit – einen Abtrünnigen, einen Wollüstling. Um der dänischen Gemeinde willen und Tyges eigener Errettung halber, hatte er noch in dieser Nacht Gott angerufen, daß er das Ärgernis doch abwenden möge.
Plötzlich vernahm man Musik von der Straße her. Ein demokratischer Wahlverein zog in Prozession durch die Stadt auf dem Wege zu dem bürgerlichen Versammlungshaus, wo der Sieg mit einem Fest gefeiert werden sollte.
Schullehrer Jörgen wollte sich erheben, um an das Fenster zu treten; als er aber sah, daß sein Bruder sich nicht rührte, blieb er auch sitzen. Der Zug kam näher. Der Messinglärm tönte

gegen die Fensterscheiben. Ein Vaterlandslied wurde gespielt, und viele aus der Menge sangen begeistert mit.
„Die Leute sind wohl alle betrunken," bemerkte der Kanzleirat, der über einige Papiere gebeugt an seinem Schreibtisch saß.
Als der Zug vor dem Hause ankam, rief einer der Teilnehmer: „Tyge Enslev lebe hoch!"
Und die ganze Volksmenge antwortete mit einem schallenden Hurraruf.
Schullehrer Jörgen schielte verstohlen nach seinem Bruder hinüber. Aber beim Anblick von dessen weißem, verzerrtem Gesicht senkte er beschämt den Blick.
„Sehe ich selbst so aus?" dachte er.
Der Volkszug zog vorüber. Die Musik verklang. Da vernahm man Stimmen draußen auf dem Gang, und es wurde an die Tür gepocht. Es waren die beiden Studenten, die einer Verabredung mit dem Vater gemäß hereinkamen, um ihn zum Bahnhof abzuholen.
Schullehrer Jörgens große, schwere Ochsenaugen strömten über beim Anblick der frischen, unberührten Jugend der Söhne. Und mit bebenden Lippen betete er im stillen:
„Herr! Bewahre ihre Herzen rein!"

VIII

Der Sommer war wieder ins Land gekommen. Er hatte diesmal lange gebraucht, um hier hinauf zu finden. Die Geburt des Frühlings ging im geheimen vor sich. Unter tröpfelndem Regen und grauem Nebel war der Wald grün geworden. Niemand hatte Freude von dem lichtgrünen Wunder gehabt. Während die Obstbäume blühten, jagten harte Hagelschauer über das Land. Sonnenblicke kamen und schwanden unter dem blauschwarzen Himmel mit einer Plötzlichkeit wie Blitze.
Endlich am fünften Juni, gerade am Konstitutionstage, bahnte ein frischer Nordwest dem Sommer den Weg und fegte die Wolken über die Ostsee hinaus.

Man stand gerade vor dem großen Wahlkampf, und da waren nicht viele von den Verfassungsrednern der Volkspartei, die der Versuchung widerstanden, den Zufall als eine glückliche Vorbedeutung, ein göttliches Vertrauensvotum zu betrachten.
„Der Himmel hat heute unsere Waffen gesegnet!" verkündete Enslev lächelnd von der Rednertribüne im Lyngeboer Wald herab, wo sich fünftausend Köpfe um den alten Führer drängten. Aufrecht und sicher stand er mit seinem weißen Haar unter dem sommerlich grünen Laub – der letzte Lebende von den großen Männern, die die Sache des Volkes und der Freiheit zum Siege geführt hatten. Trotz seiner Gicht und seiner Steinschmerzen hatte er nach ein paar Jahren notgezwungener Zurückgezogenheit sich seinem Volk von neuem gezeigt.
Die verspätete Sommerwärme verwandelte das Land, als sei es mit einem Zauberstab berührt worden. Flieder und Goldregen, Rotdorn und wilde Rosen machten das ärmste Bauernhaus zu einem märchenhaften Blumenreich. In den Städten waren die Ladenfenster mit Grün aufgeputzt. Die Leute kamen vom Markt, die Arme voll Flieder. Der Frachtwagenkutscher schmückte seine Kracken mit einer Goldregentraube am Ohr, und der Schlachtergesell trug einen Riesenstrauß auf seiner Mulde nach Haus.
Ja, jetzt war der Sommer gekommen. Auf allen Landstraßen blitzten blanke Fahrräder. Auf den Höfen lagen Betten zum Sonnen, und die ersten nackten Menschenleiber ließen sich am Strande blicken.
Auf einer der dreistöckigen Fähren über den großen Belt saßen eines Tages Frau Berta und Jytte oben auf dem obersten Deck. Sie waren Ende April aus Italien heimgekehrt und befanden sich nun auf dem Wege nach Fünen, wo sie einige Zeit auf Storeholt zuzubringen gedachten.
In einem hellgrauen Reisekleid mit Gamaschenstiefeln und schleierumwundenem Hut stand Jytte über das Gitterwerk der Reling gebeugt und sah interessiert dem halbzahmen Möwen-

schwarm zu, der das Schiff begleitete und von den Passagieren gefüttert wurde. Die Mutter saß auf einer Bank in einiger Entfernung und war in Gedanken versunken.
Weiterhin auf dem Deck wanderte einer ihrer Bekannten, der lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, sich ihnen zu nähern. Es war ein schmächtiger, blonder Herr, sehr hübsch, aber auch sehr geckenhaft. Das Haar war im Nacken lang, und vorn war es nach der neuesten Mode in zwei Locken vor den Ohren geordnet. Unter der Nase saß ein kleiner lyrenförmiger Schnurrbart. Er sah aus wie alles mögliche, konnte ein Graf sein oder ein feinerer Friseurgehilfe oder auch ein Künstler. Er war das letztere.
Es war der Porträtmaler Karsten From, eine der Gestalten, die alle von der Straße her kennen, auch als Künstler ein Mann mit einem großen Publikum. Seine einschmeichelnden Pastelle bildeten die Leute genau so ab, wie sie in ihren eigenen Augen aussahen. Auf allen Frühjahrsausstellungen in der Charlottenburg hatte er eine sehr bewunderte Wand voll von sonderbaren Amphibien: geschnürte Modedamen mit edlen und geistvollen Zügen, brutale Gutsbesitzergestalten mit klaren unschuldsblauen Kinderaugen verewigt, Börsenspekulanten mit einem Stempel von Rechtschaffenheit und Seelenadel, junge vergötterte Schauspieler, flott hingegossen, in tiefster Finsternis des Weltschmerzes.
Durch einen Zufall hatte er erfahren, wohin Frau Berta und Jytte reisen wollten. Er hatte auf dem Kopenhagener Bahnhof in ihrer Nähe gestanden, als sie die Fahrkarten lösten. Wenn er so erpicht darauf war, eine Gelegenheit zu finden, sie zu begrüßen, so geschah das hauptsächlich, weil er selber in seinem Beruf einige Zeit auf einem fünenschen Gute zubringen sollte, das nicht weit von dem Hagenschen Familiengut entfernt lag.
Aber nun waren sie an Sprogö vorübergekommen, und noch immer saß die Geheimrätin, in ihre eigenen Gedanken ver-

sunken, und Fräulein Jytte wandte ihm den Rücken zu und beobachtete die Möwen.
Er hatte seine Gründe, nicht allzu forsch drauflloszugehen. Aber nun kam ihm der Zufall zu Hilfe. Ein Schaffner ging umher, um die Fahrkarten nachzusehen, und als er zu Frau Berta kam, stellte es sich heraus, daß sie ihre Handtasche unten in die Damenkajüte hingelegt hatte.
Im selben Augenblick stand Karsten From ehrerbietig vor ihr und erbat sich „die große Gnade", ihr behilflich sein zu dürfen.
„Ach, Sie sind es! Guten Tag!" sagte sie trocken. „Ja, danke, wenn Sie es durchaus wollen. Es ist eine braune Saffiantasche. Wenn Sie es nur der Stewardeß sagen wollen."
Jytte hatte keine Ahnung von seiner Gegenwart gehabt. Sie war dunkelrot geworden bei dem Klange seiner Stimme und bemerkte zu ihrem Ärger, daß sie verwirrt war. Als Karsten From nach einer Weile zurückkam und „ehrerbietig kniend" – wie er sagte – der Mutter die Tasche überreichte, hatte sie sich wieder der See zugewandt, um ihn nicht grüßen zu müssen.
„Sind Sie auf dem Wege nach Skagen?" fragte Frau Berta ihn.
„Nein, leider nicht. Ich soll in Bækkelund interniert werden. Frau Geheimrat kennen das Gut wohl – Graf Rønnows Besitz. Es ist mir beschieden, den Grafen in lachsroter Kammerherrnuniform abzukonterfeien. Ich liebe die Farbe; aber das ist auch wohl alles, worauf ich mich freuen kann. Es soll eine sehr einsam lebende Familie sein."
Frau Berta erwiderte nichts hierauf. Und sie dankte ihm nun für seine Mühe auf eine solche Weise, daß er gezwungen war, sich zurückzuziehen.
Karsten From war nicht nur ein bekannter Maler, sondern auch einer der kühnsten Frauenjäger der Hauptstadt, was jedoch nicht viele wußten. Im Gegensatz zu den meisten andern Männern vom Fach, die nie von ihren Eroberungen schweigen können, ja, für die es im Grunde die Hauptsache war, damit

prahlen zu können, schwieg er über seine Siege und scharrte sorgfältig die Spuren hinter sich zu. Man sah ihn viel in Konzertsälen, auf Wohltätigkeitsbasaren und an solchen Orten, wo Gelegenheit war, neue Damenbekanntschaften zu machen. Sein albernes Wesen bewirkte, daß nicht nur die Damen selbst, sondern auch die Männer ihn für ungefährlich hielten, denn nur wenige ahnten, daß es ein Deckmantel war, ein Pfauengewand, in dem dieser blonde Jupiter sich zu den Schönen schlich.

Als die Fähre bei Nyborg landete und die Reisenden nach der Landungsbrücke strömten, kam er wieder zu Jytte und ihrer Mutter. Unter dem Vorwand, daß keine Gepäckträger da seien, bemächtigte er sich ihres Handgepäcks, trotz Frau Bertas Einspruch, und begleitete sie über die Landungsbrücke.

Es hielten mehrere Züge dort, und er machte ausdrücklich darauf aufmerksam, daß sie denselben Weg hatten. Aber vor einem leeren Frauenabteil blieb Frau Berta stehen und bat sehr bestimmt um ihr Gepäck. Worauf er sich ärgerlich einen Platz an dem andern Ende des Zuges suchte.

„Ein merkwürdig verschrobener Mensch!“ sagte Frau Berta, als er gegangen war. „Und so zudringlich. Man sollte fast glauben, er hätte vergessen, was sich zwischen euch zugetragen hat.“

„Nun, das hatte wohl nicht gerade viel zu sagen.“

„Du kamst an dem Abend doch ziemlich empört nach Hause. Ich entsinne mich noch, daß du es einen Vagabundenüberfall auf offener Straße nanntest.“

„Ich glaube, es ist eine Angewohnheit von ihm, allen jungen Damen, mit denen er in Berührung kommt, einen Antrag zu machen. Aber er hat eine schöne Singstimme und spielt vortrefflich Gitarre.“

„Ach, er ist gewiß ganz verrückt. Er sieht ja auch so aus.“

Eine fremde Dame kam in das Abteil und machte der Unterhaltung ein Ende. Nach einer Weile fuhr der Zug ab.

Storeholt lag zwischen zwei kleinen Wäldern an dem einen Ende eines langgestreckten Sees, „das grüne Wasser" genannt. Die Gegend war flach; nicht die Schönheit der Umgebung, sondern die Fruchtbarkeit des Bodens hatte die Lage des Gutes bestimmt. Hier befand man sich mitten in der reichen fünenschen Humusebene, wo – wie man zu sagen pflegte – die Bauernkinder mit einem silbernen Löffel in der Hand geboren werden.

Seit hundert Jahren war Storeholt in der Hagenschen Familie vom Vater auf den Sohn vererbt worden. Der jetzige Besitzer, Jägermeister Hagen, war Frau Bertas Neffe, der Bruder von Professor Asmus Hagen und mit einer Tochter des bekannten Kopenhagener Kaffeegroßhändlers Söholm verheiratet.

Als der Wagen mit Frau Berta und Jytte vor der Treppe vorfuhr, stand die junge Frau des Hauses dort und nahm sie in Empfang. Sie war eine große, schlanke Dame, äußerst elegant gekleidet.

Der Jägermeister dahingegen ließ sich nicht sehen.

„Ich glaube, wir warten nicht auf John," sagte die junge Frau, als ihre Gäste eine Viertelstunde später aus ihren Zimmern herunterkamen. „Wir müssen lieber zu Tische gehen."

Statt des Jägermeisters trafen Frau Berta und Jytte ein älteres Fräulein Söholm, eine Schwester des Kaffeegroßhändlers. Die kleine fahlgelbliche, stark aufgeputzte Dame, deren Aussprache sie als eingeborene Kopenhagnerin aus dem Borgergadeviertel verriet, erzählte sofort bei Tische, daß sie ein Magenleiden habe und an Blähungen leide. In einem Sammetbeutel führte sie eine Apotheke aus Pulvern und Pillen in kleinen silbernen Dosen mit sich, die sie voll Zärtlichkeit vor ihr Gedeck stellte.

„Haben Sie schon eine Kur in Karlsbad versucht?" fragte Frau Berta, um ihr Teilnahme zu erweisen.

„Karlsbad? Ja, das habe ich freilich. Ich bin sowohl in Marienbad als auch in Schwalbach und in Rönneby gewesen – mein

Bruder hat für mich bezahlt. Aber gleichviel: hat es geholfen? Ich gebe nicht das geringste auf Ärzte. Das tut mein Bruder auch nicht. Es ist nur Gelderpressung, sagt er. Nun habe ich mein Leiden siebenundzwanzig Jahre gehabt, und trotz allem, was er daran gewendet hat, hat es nicht geholfen."

„Willst du wirklich nicht einen kleinen Löffel Suppe versuchen, Tante?"

„Nicht einen Tropfen, Kind! Das würde mich auf der Stelle töten."

„Aber es ist Hühnersuppe."

„Ich bedanke mich bestens. Das wißt ihr doch alle zusammen selbst, daß Suppe gerade am allerschlimmsten bläht."

„Werden wir John denn heute gar nicht sehen?" fragte Frau Berta, um von dem Gesprächsstoff wegzukommen.

„Ja, das ist wirklich fatal," sagte die junge Frau. „Er bekam plötzlich etwas zu tun. Ich weiß allerdings nicht, was es war. Aber es werden wohl Geschäfte sein. Wir sind ja im Termin."

Im Termin? . . . Frau Berta schwieg, dachte aber das ihre dabei. Sie hatte noch nicht die Dezemberzinsen von dem Geld erhalten, das sie in dem Familiengut stehen hatte. War es denkbar, daß der Neffe sich dadurch bedrückt gefühlt hatte und um jeden Preis die Summe beschaffen wollte, ehe sie sich sahen? — Das sah ihm so gar nicht ähnlich; sonst aber begriff sie seine ein wenig verletzende Abwesenheit nicht.

Jytte dahingegen hatte es dem Ton der Jägermeisterin sogleich angemerkt, woher der Wind blies. Sie wußte, daß die Liebe zwischen dem Vetter und seiner Frau, die, was die letztere betraf, nie auf dem Siedepunkt gestanden hatte, jetzt am Gefrieren war, seit sie vor ein paar Jahren einen kleinen Sohn, ihr einziges Kind, verloren hatten.

Nach dem Essen gingen die Damen in den Garten hinaus, wo unter zwei großen Kastanien, die in voller Blüte standen, der Kaffeetisch gedeckt war. Fräulein Söholm fühlte sich jedoch gleich unpäßlich und mußte hineingehen.

Jytte hatte sich schon mit einem jungen schwarzen Pudel angefreundet, der still und vernünftig auf ihrem Schoß lag. Sie prickelte ihn an der Nase und belustigte sich über sein unerschütterliches Wohlbehagen.

Ihre Mutter und Frau Wilhelmine – die Jägermeisterin – sprachen von einem Theaterskandal, der die Gemüter in Kopenhagen erregt hatte. Das interessierte sie nicht. Sie lehnte sich in ihren tiefen Segeltuchstuhl zurück, ein wenig müde nach der Reise und schwer im Kopf von dem starken Blumenduft, der überall auf sie einströmte. Sie schloß die Augen und versank in das Gefühl sanften Selbstauslöschens, jenseitigen Lebens und Vergessens, worin ihr einziges Empfinden von Glück bestand. Die Stimmen der beiden Damen klangen immer ferner. Aber gleichzeitig sah sie wie im Traum die Jägermeisterin, so wie sie vorhin dort am Tisch präsidiert hatte, formell, gesellschaftlich korrekt bis auf die Weise, wie sie Messer und Gabel mit den weichsten Handgelenken, den unbeweglichsten Ellbogen behandelte. Sie sah ihren auffallenden kleinen Kopf mit der glänzenden Frisur über einem steifen, hohen Herrenkragen, das lange Prinzeß Marie-Profil, das ihr Stolz war, das geleckte Lächeln, die kalten Augen. Es war wie eine Halluzination. Sie sah die Taille aus isabellenfarbener Rohseide bis auf jeden Faden im Gewebe, die schwere goldene Kette um ihr linkes Handgelenk, ihre langen Finger mit den eleganten Nägeln.

Wie ein Schatten glitten plötzlich ihre eigenen Züge in das Bild hinein. Sie dachte daran, daß sie so wahrscheinlich selbst im Laufe von einigen Jahren in Favsingholm gesessen haben würde, falls sie sich mit Torben Dihmer verheiratet hätte. Eine Fremde im Hause ihres Gatten, gleichgültig kalt, beständig in einer Rüstung – und vielleicht auch mit einem Kind auf dem Friedhof.

Jetzt hörte sie ihre Mutter sagen: „Wilhelmine! Was für ein Herr ist das, der da unten aus dem Park gegangen kommt?"

Sie richtete sich schnell auf. Beängstigend durchzuckte sie der

Gedanke, daß es Karsten From sein könne. Aber der Mann, der dort den Mittelweg des Gartens heraufkam, war eine hohe, kräftige Erscheinung, schwarz gekleidet, mit breitrandigem Strohhut, flatternden Rockschößen und zu kurzen Beinkleidern.
Frau Wilhelmine holte ihr Stangenlorgnett hervor.
„Ich weiß wirklich nicht . . . Ja, warte einmal! Das ist der Pfarrer."
„Euer neuer Pfarrer?"
„Nun, so neu ist er ja eigentlich nicht. Er ist schon ein paar Jahre hier gewesen."
Als der Fremde in die Nähe der Damen kam, blieb er stehen, lüftete den Hut ein wenig und brachte eine Entschuldigung vor, weil er durch den Garten gegangen war.
Dann fragte er, ob der Jägermeister zu sprechen sei.
„Mein Mann ist diesem Augenblick nicht zu Hause. Aber vielleicht kann ich ihm etwas bestellen?"
Der Fremde kam näher heran.
„Ja, – wenn Sie die Güte haben wollten."
„Sind Sie nicht Pastor Gaardbo?"
„Der bin ich."
„Wollen Sie nicht Platz nehmen?"
Frau Wilhelmine stellte vor. Der Pfarrer lüftete seinen Hut wieder ein wenig und setzte sich.
Er war ein jüngerer Mann mit einem schönen, bartlosen Gesicht, das seinen Charakter aus ein paar klaren, blauen Augen erhielt. Jytte fiel es auf, daß seine Hände für einen Pfarrer merkwürdig grob waren, daß sein Rock unterm Ellbogen blank, der Strohhut ein gewöhnlicher Binsenhut und der schwarze Schlips dünn wie ein Band war.
„Sie wissen vielleicht, daß Ihr Mann gestern so freundlich gewesen ist, dem Jugendverein den Festplatz im Striger Walde zu einer volkstümlichen Versammlung zu überlassen – sie wird Mittwoch in acht Tagen stattfinden. Es war ja von Anfang an geplant, daß diese Versammlung wegen der Wahlen teil=

weise politisch sein solle, und ich habe vor einiger Zeit die Verabredung mit dem Herrn Jägermeister getroffen, daß eine Rednertribüne errichtet und Wagenplätze geschaffen werden sollen. Aber – zu unserer Überraschung haben wir jetzt eben die Nachricht erhalten, daß Enslev den Wunsch hat, herzukommen und auf der Versammlung zu reden."

„Kommt Enslev!" riefen Frau Berta und die Jägermeisterin wie aus einem Munde aus.

„Ja. Und aus diesem Grunde müssen wir auf einen weit größeren Besuch gefaßt sein, als wir gewohnt sind. Sowohl hier aus der Gegend als auch von anderwärts werden wahrscheinlich viele interessierte Leute kommen, oder doch auf alle Fälle eine Menge Neugieriger von der Art, wie wir sie sonst nicht bei unsern Versammlungen zu sehen pflegen. Auch die Kopenhagener Presse wird voraussichtlich Vertreter entsenden. Es müssen – mit andern Worten – Rezensentenplätze geschaffen werden. Der Herr Jägermeister hat sich uns ein für allemal zur Verfügung gestellt, wo es sich um dergleichen größere Arrangements auf dem Festplatz handelt. Deswegen wollte ich ihn sofort davon in Kenntnis setzen."

„Ich werde es meinem Mann sagen. Er ordnet es dann schon so, wie Sie es haben wollen. – Darf ich Ihnen nicht eine Tasse Kaffee einschenken, Herr Pastor?"

„Nein, ich danke!" erwiderte der Pfarrer ohne Formalitäten.

„Eine Zigarette vielleicht?"

Sie reichte ihm ihr eigenes goldenes Etui, das auf dem Tisch lag.

„Ich danke," wiederholte der Pfarrer. „Ich rauche nicht." – Und da er sich nun seines Auftrags entledigt hatte, erhob er sich sofort, verneigte sich und entfernte sich eiligst.

Jytte war nachdenklich geworden. Ihr aufmerksamer Blick hatte das offenbare Wohlgefallen bemerkt, mit dem Frau Wilhelmine während der ganzen Unterhaltung den schönen jungen Pfarrer betrachtet hatte. Stück für Stück hatte sie seine Person einer zudringlichen Schätzung unterzogen. In ihrer Verlegen-

heit hatte Jytte schließlich gar nicht gewußt, wo sie ihre Augen lassen sollte.
„Nein, daß Enslev hierherkommt!“ sagte Frau Berta. „Ich kann es eigentlich kaum verstehen, aber es muß ja richtig sein, wenn er es sagt. Wie heißt doch euer neuer Pfarrer?“
„Gaardbo.“
„Ja – ganz recht. Ich entsinne mich, daß ich den Namen ein paarmal in Berichten über politische Versammlungen gesehen habe. Ist er nicht ziemlich weitgehend?“
„Er ist wohl eigentlich Sozialdemokrat. Hier in der Gegend hören ihn auch hauptsächlich die Armen. Er soll übrigens recht gut predigen. Aber wir verkehren nicht. Er ist ein paarmal bei John im Arbeitszimmer gewesen, aber einen richtigen Besuch hat er nie gemacht. Er ist ein wenig Sonderling, was man ihm ja auch ansehen kann. Er hat überhaupt nicht bei einer einzigen Familie Besuch gemacht und geht nicht in Gesellschaften. Verheiratet ist er auch nicht.“
„Ist er schon Witwer?“
„Nein, er ist in der Tat noch Junggeselle. Er war freilich mit einer Cousine verlobt, die zwei Monate vor der Hochzeit starb. Übrigens soll Pastor Gaardbo ein Neffe von Enslev sein.“
„Von Enslev?“ fragte Frau Berta. „Das kann doch sicher nicht stimmen. Davon hat Enslev nie gesprochen. Pastor Gaardbo hat ja auch nichts davon erwähnt.“
„Ich weiß nur, was man sich erzählt. Sein Vater soll Schulmeister gewesen sein, irgendwo auf dem Lande in der Gegend von Kolding, glaube ich. Du konntest es seiner Aussprache doch auch sicher anhören, daß er aus Jütland ist. Und er sieht ja auch im Grunde mehr aus wie ein Schulmeister als wie ein Pfarrer. Er sollte sich etwas ordentlicher kleiden.“
Jyttes Gedanken waren beständig auf der Lauer um Frau Wilhelmine herum. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie viel von dieser „Schwägerin“ – wie sie sie nannte – erwartet hatte. Frau Wilhelminens schlanke Gestalt mit der vornehmen Hal-

tung hatte sie viele Jahre von der Straße her gekannt, und sie schien ihr so viel zu versprechen. Daß sie die Tochter von „Kaffee-Söholm" war, wußte sie damals nicht einmal. Jetzt hatte sie längst begriffen, daß sich Wilhelmine ziemlich kühlen Herzens mit ihrem Vetter verheiratet hatte, um in eine angesehene Familie hineinzukommen und Jägermeisterin zu werden.

„Der arme John!" dachte sie. „Mit allen seinen Lächerlichkeiten ist er doch zu gut für diese naßkalte Schlange!"

Einige häßliche Flötentöne, die durch ein offenstehendes Fenster zu ihnen hinausdrangen, machten sie zusammenfahren.

„Was ist denn das? Wer spielt hier die Flöte?"

„Das ist Tante. Sie hat in einem ihrer Gesundheitsblätter gelesen, daß Flötenspiel gut für die Verdauung sein soll, und nun übt sie nach jeder Mahlzeit eine halbe Stunde. Es ist schrecklich anzuhören; aber wenn sie glaubt, das es ihr helfen kann, muß man sich ja dareinfinden."

In diesem Augenblick hörte man die wunderliche Knabenstimme des Jägermeisters drinnen in den Zimmern. Er erteilte einem der Mädchen Bescheid in bezug auf ein Telegramm, daß er erwartete.

„Bringen Sie es mir sofort, wenn es kommt."

Im selben Augenblick trat er auf die Verandatreppe hinaus: ein kleiner, kurzhalsiger Mann in einem hellgrauen Joppenanzug, eine korpulente Ausgabe seines berühmten Bruders, des Professors, dieselben runden, roten Kinderwangen, dasselbe glatte, hellgelbe Haar, auch dieselben stahlblauen Augen, freilich ohne des Bruders Klugheit im Blick.

Als er die Damen begrüßt und sich entschuldigt hatte, daß er bei der Ankunft nicht zugegen gewesen, wandte er sich an Frau Wilhelmine.

„Du sorgst wohl dafür, daß ich etwas zu essen bekomme," sagte er in befehlendem Ton.

„Die Mädchen hatten Bescheid erhalten," antwortete sie in die Luft hinein, ohne ihn anzusehen.

Nach einer Weile erhob sie sich trotzdem und ging hinein.
„Hast du Geschäfte gehabt, John?" fragte Frau Berta, die jetzt auch die Gewitterluft merken konnte.
„Freilich, ich bin ja zum Vorsitzenden für die Jungstierschau des Bezirks gewählt. Das ist ein sehr ehrenvoller und verantwortungsvoller Posten, der mir allerdings eine Menge Schererereien schafft. Und ich war wirklich schon ohnehin genügend in Anspruch genommen. Ich habe in letzter Zeit täglich mehrere Stunden in meinem Laboratorium gearbeitet. Mich beschäftigt noch immer die Ausrottung des Kartoffelschimmelpilzes. Ahnst du, Tante, um wie viele Millionen Kronen Verlust es sich hier alljährlich allein für Dänemark handelt?"
„Erzähle mir das ein anderes Mal, John! Weißt du, daß hier vorhin ein Herr war, der nach dir fragte?"
„Ja, Pastor Gaardbo. Ich habe mit ihm gesprochen. Wir begegneten uns in der Allee. Er hat euch ja die Neuigkeit erzählt, daß Enslev hierherkommt. Das wird ein großer Tag für die Gegend werden."
„Ich verstehe es nicht," sagte Frau Berta. „Ich glaubte, der gute Mann sei jetzt endlich zur Ruhe gekommen. Er ist ja auch wirklich krank."
„Das merkt man wahrhaftig nicht. Hast du seine Verfassungsrede gelesen? Die war doch glänzend! Aber natürlich hat ihn die Wahl aufgerüttelt. Wie neulich so schön und richtig im ‚Fünften Juni' stand: Er hat da draußen in seinem Landhaus am Furesee gesessen, wie ein zweiter Holger Danske, und den Bart durch den Tisch wachsen lassen, bis er merkte, daß die Freiheit in Gefahr war. Ich sagte auch zu Pastor Gaardbo, ich fände, wir müßten ihn festlich empfangen mit einer Ehrenpforte und einem Musikkorps – oder dergleichen. Wenn man mich auffordert, will ich gern die Begrüßungsrede halten."
„Was sagte denn Pastor Gaardbo zu dem Vorschlag? Mir schien, er war ein wenig zurückhaltend."
„Ja, er ist ein sonderbarer Mann. Gott weiß, ob er ganz zu-

verlässig ist. Wir sind politische Gesinnungsgenossen, aber wir verkehren nicht miteinander. Ladet man ihn zu einer Mittagsgesellschaft ein, so hat er immer eine Entschuldigung. Es ist nicht wie mit dem alten Propst Vollerup. Weißt du wohl noch? Der kam ganz von selbst, wenn er wußte, daß hier Gäste zu Tische waren. Und er und ich waren doch Todfeinde auf politischem wie auf sozialem Gebiet, von dem kirchlichen gar nicht zu reden."

„Sage mir einmal, John, es kann doch unmöglich stimmen, was mir deine Frau erzählt, daß Pastor Gaardbo mit Enslev verwandt ist?"

„Freilich stimmt das. Aber es gehört auch zu den Verrücktheiten des Mannes, daß er nie davon spricht. Er hat mir gegenüber sogar einmal auf das bestimmteste erklärt, daß Enslev ihm die Pfarre hier nicht verschafft hat. Aber ich möchte wohl wissen, wie er sie sonst in dem Alter bekommen haben würde!"

„Wie verhält es sich denn mit der Verwandtschaft?"

„Pastor Gaardbos Vater hieß Sörensen und war Schulmeister in einem Dorf, das Gaardbo heißt. Und du weißt ja, daß Enslev eigentlich auch Sörensen heißt. Er nahm den Namen seines Heimatdorfes an, als er als Student nach Kopenhagen kam."

„Also mit anderen Worten, John, Pastor Gaardbo ist Enslevs Brudersohn?"

„Stimmt! Aber der Roßapfel ist diesmal freilich ziemlich weit vom Pferd gefallen. Ich gestehe offen, mir gefällt der Mann nicht. Unter den kleinen Leuten in der Gemeinde dahingegen hat er großen Einfluß erlangt. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn von der Seite der Versuch gemacht würde, ihn als Folkethingskandidat aufzustellen, falls der alte Müller Jensen wirklich so krank ist, daß er sich zurückziehen muß. Ich weiß, daß schon eine diesbezügliche Bewegung im Gange ist. Aber du wirst mir doch zugeben, Tante Berta, daß es hier in der

Gegend andere freisinnige Männer gibt, die ältere und berechtigtere Ansprüche haben, in Betracht zu kommen."
„Du denkst doch nicht an dich selbst, John?"
„Ja, das leugne ich nicht."
„Ich dachte, die Sache wäre abgemacht. Hat man nicht beschlossen, daß Balduin Hansen Müller Jensens Nachfolger werden soll?"
Der Jägermeister wandte ihr den Rücken mit einer Grimasse.
„Immer dieser Schulmeister! . . . Ja, mißverstehe mich nicht! Ich erkenne vollkommen die große Arbeit an, die Balduin Hansen für die Volksaufklärung hier geleistet hat. Ich schätze den Mann persönlich und habe ihn verschiedene Male an meinem Tisch gesehen. Aber ich bin doch der Ansicht, daß er sich bei verschiedenen Gelegenheiten reichlich weit hinausgewagt und sich unter anderm seinen Vorgesetzten gegenüber ziemlich schroff benommen hat. Seinen Skandal mit Propst Vollerup konnte ich mit dem besten Willen nicht billigen. Ich hasse selbst allen Zwang. Jeder Übergriff der Behörden versetzt mich in Wut. Aber ich verlange einen gebildeten Ton, auch von einem Schullehrer. Und sage mir doch, Tante Berta, findest du nicht im Grunde auch, daß wir bereits Lehrer genug im Thing haben? An Bauern und Häuslern ist ebenfalls kein Mangel. Aber wo ist die Intelligenz? Was für landwirtschaftliche Minister haben wir zum Beispiel gehabt? Wenn Enslev kommt, sage ich es ihm gerade ins Gesicht, daß wir uns dieser Leute schämen müssen."
„St!"
Frau Berta unterbrach ihn und legte ihm die Hand auf den Arm. Das Stubenmädchen war auf dem Wege zu ihnen von der Verandatreppe her. Sie kam, um zumelden, daß angerichtet sei.
„Dann mußt du entschuldigen, liebe Tante! Ich komme um vor Hunger! – – Noch immer kein Telegramm?" fragte er das Mädchen im Vorübergehen.
„Nein!"

X

Jytte hatte sich längst erhoben und war hinausgegangen. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, sich zu verziehen, sobald man anfing, zu politisieren. Das rief so viele traurige Erinnerungen in ihr wach, und zwar nicht allein an der Mutter und Dihmers lange Gespräche in der Dronningens-Tvärgade Sie umfaßten ihr ganzes Leben bis zurück zu dem Heim ihrer Kindheit auf Samsö, wo sie sich so oft überflüssig und vergessen gefühlt hatte, wenn der Kreisarzt und der Pfarrer oder andre zu Besuch gekommen waren und die Unterhaltung so kampfwarm wurde, daß sogar ihre Mutter sich hinreißen lassen konnte, vor Eifer auf den Tisch zu klopfen.

Sie war auf ihr Zimmer gegangen, um auszupacken.

Zu oberst im Koffer lag ihre Schreibmappe zwischen einigen Noten, und als sie sie öffnete, fiel ein Blatt Papier heraus. Es zeigte sich, daß es ein verworfener Anfang zu einem Brief war, den sie nach ihrer Rückkehr nach Kopenhagen an Torben Dihmer geschrieben hatte, um zu versuchen, sich ihm gegenüber zu rechtfertigen. Sie hatte gefühlt, daß er doch von allen Menschen der einzige war, der sie vielleicht würde verstehen können.

„Ich will versuchen, Ihnen zu schreiben, und Sie sollen jetzt alles wissen, was ich selbst weiß. – Es verhielt sich ja so, daß ich Sie gern hatte und gern mit Ihnen plauderte, noch ehe ich eigentlich erwachsen war. Nicht so sehr, wie später vielleicht, aber doch – –"

Mehr stand da nicht. Sie hatte auf diesem Wege nicht weiterkommen können. Aber hinten auf dem Blatt befanden sich ganz oben ein paar Zeilen, die zu dem Schluß des Briefes gehörten und offenbar aus Versehen dort standen, indem sie nicht gleich bemerkt hatte, daß das Papier schon beschrieben war. Da stand:

„Es ist unheimlich, dazusitzen und einen ganzen Brief über sich selbst zu schreiben, namentlich wenn gerade dieses Selbst einen Tag und Nacht quält."

Ihre Offenherzigkeit erschreckte sie jetzt. Aber glücklicherweise war der Brief nie abgesandt worden. Erstens war es ihr so unendlich schwer geworden, ihn zu schreiben. Mit diesem Versuch einer Selbsterklärung war es ihr ergangen wie mit vielen früheren: je ernster sie bemüht war, ihr eigenes Inneres zu erforschen, um so dunkler und unwegsamer wurde es. Und dann außerdem traf es sich, daß sie eines Tages einer Freundin begegnete, die eben mit ihrem Mann von einer Reise ins Ausland heimgekehrt war. Die Freundin erzählte, sie habe in Wien Dihmer in Gesellschaft einer großen und sehr schönen Dame getroffen, die Deutsch gesprochen habe. Aus der Beschreibung erkannte sie, daß es die Münchner Künstlerin sein mußte, die er als eine Bekanntschaft aus Wiesbaden erwähnt hatte, und als sie nach Hause kam, veranstaltete sie mit einem Gefühl der Erleichterung eine feierliche Verbrennung ihres zwölf Seiten langen Bekenntnisses.

Und nun sollte sie ihm doch noch einmal wieder begegnen auf diesem vergessenen Brieffetzen! ... Und daß es gerade heute geschehen mußte, wo sie so qualvoll von der Erinnerung an ihn verfolgt gewesen war! Hier auf Storeholt hatten sie sich ja zum erstenmal gesehen, und vielleicht hatten sie auch gerade hier die besten Stunden miteinander verlebt. Schon auf dem Wege vom Bahnhof, als sie vom Wagen aus den ersten Schimmer des weißen Hauses und sein Spiegelbild im „Grünen Wasser" sah, wurde sie von den Erinnerungen überwältigt.

Aber trotzdem! Mochte sie in diesem blinden Spiel um das eigene Glück und das des andern fehlgegriffen haben oder nicht – und die Frage würde sie in alle Ewigkeit nicht ergründen –, so waren nun die Würfel gefallen, es ließ sich nicht ändern. Sie mußte jetzt nur hoffen – auch um ihrer selbst willen –, daß Dihmer recht bald heiraten und eine lebensfrohe Frau nach seinem lieben Favsingholm heimführen würde.

Sie hatte den Brieffetzen in viele Stücke zerrissen, die sie in den Ofen warf. Der Sicherheit halber zündete sie sie auch an.

Im selben Augenblick wurde an ihre Tür gepocht. Eines der Mädchen brachte den Bescheid, es sei eine Dame gekommen, die sie gern begrüßen wolle.
„Eine Dame?"
Jytte begriff es nicht, sie kannte hier ja niemanden.
„Es ist die Doktorsfrau, glaub ich," erklärte das Mädchen.
„Das muß ein Mißverständnis sein," dachte Jytte, aber sie versprach, hinunterzukommen.
An einem der vier hohen Fenster im Gartensaal saß Frau Wilhelmine an der einen Seite eines Marmortisches, auf dem eine Blumenschale stand, und ihr gerade gegenüber eine stattliche, ländlich gekleidete Dame, einen roten Schlapphut auf dem Kopf. Ein hübsches kleines Mädchen von sechs bis sieben Jahren stand gegen ihr Kleid gedrückt und sah sich mit scheuer Verwunderung in der großen, vornehmen Stube mit den vergoldeten Möbeln und den gewebten Bildertapeten um.
Sobald Jytte hereinkam, erhob sich die Jägermeisterin. Mit einer Entschuldigung zu der fremden Dame gewandt, weil „häusliche Pflichten" sie riefen, verließ sie das Zimmer unter hörbarem Rascheln ihrer seidenen Unterkleider.
Die fremde Dame erhob sich nun auch und ging Jytte, mit einem breiten Lächeln auf ihrem frischen, sonnengeröteten Gesicht, entgegen. Sie war ungefähr in Jyttes Alter, war nicht schön, hatte aber ein Paar warme, treuherzige Augen.
„Kennst du mich nicht?" fragte sie.
Im selben Augenblick huschte ein Aufleuchten über Jyttes ratlose Züge.
„Meta! . . . Du bist es!"
Sie ergriff erst ihre beiden Hände; aber als sie die Freundin wirklich erkannt hatte, schlang sie die Arme in einem heftigen Freudenausbruch um sie.
„Du bist es! Du bist es wirklich! . . . Aber ich verstehe keinen Muck davon. Wie kommst du hierher in diese Gegend?"
„Ich wohne hier!"

„Du wohnst hier?"
„Ja, weißt du das denn nicht? Wir sind im Herbst hierhergezogen. Mein Mann ist Kreisarzt in Jerve geworden. Das ist eine Meile von hier. Ich habe meinen Mann bei dem guten Wetter auf Praxis begleitet. Er hat einen Patienten hier auf dem Hof. Als ich dann hörte, daß du gekommen seiest, mußte ich dich doch begrüßen."
„Aber Liebste! Und ich, die ich dich für Zeit und Ewigkeit an die jütische Heide gebannt glaubte ... in dem drolligen, kleinen Haus, von dem du mir einmal ein Bild sandtest. Die Kleine da ist also dein Ältestes?"
Jytte kauerte vor dem kleinen Mädchen nieder, das der Mutter Kleid nicht losgelassen hatte.
„Und du hast vier von der Art?"
„Ja!"
Sie nahm das verdutzte Kind in die Arme und küßte es auf beide Wangen.
„Dann heißt du Olga, nicht wahr? ... Nein, warte mal, du bist Hedwig! ... Du brauchst nicht bange vor mir zu sein. Ich freue mich ja nur, daß ich dich endlich einmal zu sehen bekomme! ... Aber komm, Meta! Wir wollen uns setzen! Ich habe dich ja nach hundert Dingen zu fragen."
Jytte beugte sich über den Marmortisch vor und betrachtete die Freundin mit beständig gleich frischem Erstaunen. War diese unbefangen lächelnde Matrone wirklich Meta Haagensen, die alte Schulgefährtin aus dem „Institut", die Letzte in der Klasse, Meta-Schlafmütze, die sie alle wegen ihres häßlichen Mundes bemitleidet hatten? Wie war das nur einmal zugegangen? Ja, der Mund war freilich noch derselbe grobgeschnittene Spalt. Und doch sah sie ja fast hübsch aus!
„Sei nicht böse, Meta .... aber ich habe den Namen deines Mannes nie behalten können. Wie heißt du doch nur?"
„Gaardbo."
„Gaardbo? Warte mal, so hieß ja auch der Pfarrer, der hier war."

„Freilich, er ist mein Schwager. Hauptsächlich, um in seine Nähe zu kommen, hat sich mein Mann um die Anstellung hier beworben. Die beiden Brüder haben nie recht ohne einander fertig werden können. Sie sind Zwillinge, und nun waren sie so lange voneinander getrennt gewesen."
„Was du sagst! Verhält es sich so? Dann hat dein Mann wohl Ähnlichkeit mit dem Pfarrer?"
„Nein, eigentlich nicht. Aber nun kannst du ja selbst sehen. Er versprach, mich abzuholen."
Sie saßen eine Weile da und plauderten über gemeinsame Bekannte, aber Jyttes Aufmerksamkeit verlor sich mehr und mehr. Sie war grübelnd in Anspruch genommen von dem kleinen Mädchen, das sich beständig hinter den Stuhl der Mutter verkroch.
Sie entsann sich des Tages, als die Nachricht von der Geburt dieses Kindes von Jylland her zu ihr gekommen war, und des Eindrucks, den das Ereignis auf sie gemacht hatte. Von allen ihren gleichaltrigen Freundinnen und Schulgefährtinnen war Meta die erste, die Mutter wurde, und sie hatte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal begriffen, daß sich kein Glück der Welt mit dem vergleichen läßt, ein Kind von dem Manne zu bekommen, den man liebt. Und nun hatte Meta vier Kinder und war vielleicht die einzige von allen Freundinnen, die glücklich geworden, weil sie die einzige war, die sich dem Leben mit geschlossenen Augen hingegeben hatte.
„Weißt du, Meta, ich hätte dich fast gar nicht wiedererkannt. Du glaubst vielleicht, daß ich das sage, um unangenehm zu sein. Aber ganz im Gegenteil."
„Du findest doch sicher, daß ich schrecklich dick geworden bin. Ich bin wirklich oft ganz entsetzt über mich selbst. Aber es geniert mich übrigens gar nicht. Ich bin neulich zwei Meilen gegangen, ohne im geringsten zu ermüden. Dir hingegen kann man keine Spur von Veränderung ansehen. Du hast dich wirklich gut gehalten. Als du vorhin zur Tür hereinkamst, war es

genau so, wie ich dich zuletzt in der Dronningens-Tvårgade sah."
Jytte lehnte sich in den Stuhl zurück und sah zum Fenster hinaus.
„Ja, ich bin die ewig Unveränderliche!" sagte sie in einem Ton, den sie leicht und scherzend zu machen suchte. „Bei mir ist kein Schatten von Wandel – wie geschrieben steht."
„Aber nun hast du dich doch verlobt," sagte die Freundin mit einem vertraulichen Kopfnicken.
Jytte sah mit großen Augen zu ihr hinüber. Sie wurde ein wenig bleich.
„Wie kommst du nur darauf?"
„Ist es denn nicht wahr? . . . Ja, dann mußt du wirklich entschuldigen. Es wurde mir als etwas ganz Bestimmtes erzählt. – Es tut mir schrecklich leid, daß ich dies gesagt habe, Jytte. Du mußt mir nicht böse sein."
Jytte erwiderte anfänglich nichts. Die Entschuldigungen der Freundin machten das Unglück nur noch schlimmer. Sie hatte gehofft, hier eine Freistätte vor den verdutzten Mienen zu finden, die sie in Kopenhagen verfolgt hatten. Aber das Gerücht von ihrer Begegnung mit Torben war also auch bis hierher gelangt. Ja, ja! – Sie wandte das Gesicht ab und zuckte die Achseln.
„Ich bedaure sehr, daß ich beständig die Erwartungen meiner Freunde enttäuschen muß. Ich muß ihnen ja offenbar eine Hochzeit schuldig sein!"
Im selben Augenblick tat sich die Tür zum Herrenzimmer auf. Der Jägermeister kam mit dem Arzt herein, der zu einem der Küchenmädchen gerufen war. Der Jägermeister erschien in seiner Laboratoriumstracht, einem weißen Kittel und einem schwarzen Samtbarett, und war mitten in einem Vortrag über seine Pflanzenuntersuchungen. Es war sein Ehrgeiz, auch als Gelehrter mit seinem berühmten Bruder zu wetteifern, und da er der ältere war, fühlte er sich ebenso sehr wie dieser berufen, die großen Überlieferungen der Familie auf-

rechtzuerhalten und eine Vordergrundfigur im Lande zu werden.
Doktor Gaardbo war ein breitschultriger Mann von mittlerer Größe mit dunklem Bart und gelblicher Gesichtsfarbe. Jytte fühlte sich furchtbar enttäuscht durch ihn. Er glich seinem Bruder, dem Pfarrer, nicht im geringsten, die Augen ausgenommen. Und dann hatte er außerdem einen Klumpfuß, was sie übrigens sehr wohl gewußt hatte. Auch in seinem Wesen war etwas, das sie abstieß. Er begrüßte sie nachlässig und legte dem Vetter gegenüber eine ganz unverhohlene Geringschätzung an den Tag.
Auf dem Wege an den Wagen schob Meta ihren Arm in den Jyttes. Diese verstand sehr wohl, daß sie versuchen wollte, ihr unglückseliges Verplappern, vielleicht auch die Unliebenswürdigkeit des Mannes wieder gutzumachen, aber das entfremdete sie den beiden nur noch mehr. Als die Freundin sie bat, doch recht bald zu kommen und sie zu besuchen, antwortete sie ja, im stillen aber dachte sie, daß daraus wohl nichts werden würde.
Unterhalb der großen steinernen Treppe stand ein kleiner bestaubter Wagen und schnurrte. Es war nicht viel mehr als ein großer Holzschuh auf drei Rädern.
Jytte blieb oben an der Treppe stehen, Arm in Arm mit dem Vetter, bis das Doktorpaar sich auf dem Wagen zurechtgesetzt hatte und davonsauste.
„Kennst du Doktor Gaardbo näher?“ fragte sie, als sie wieder hineingingen. „Ist er ein tüchtiger Arzt?“
„Er ist überhaupt kein Arzt. Er ist ein Quacksalber, der die Leute ohne Medizin kurieren will. Der Apotheker ist wütend auf ihn. Er will ihn verklagen, sagt er. Auch unter seinen Kollegen ist er nicht angesehen. Das weiß ich von Asmus. Sie nennen ihn den Seminaristen.“
„Er ist ja ein Bruder eures Pfarrers.“
„Ja, und sie sind beide gleich bäurisch eingebildet. Sie sind

vornehm – weißt du. Sie halten sich für zu gut, um an der Geselligkeit in der Umgegend teilzunehmen. Sie wollen regieren und herrschen. Aber der Sache wird hoffentlich bald ein Ende gemacht!"

XI

Während des Besuchs der Doktorfamilie hatte Frau Berta einen Rundgang zu all den alten Stätten auf dem Wirtschaftshof und im Park gemacht, wo sie als Kind gespielt hatte. Sie war auf Storeholt geboren, und es tat ihr weh, zu sehen, wie schlecht der Hof gehalten war. Überall herrschte Verfall. Das Dach auf einer der Scheunen war in Ausbesserung gewesen, aber aus irgendeinem Grunde hatte man mit der Arbeit innegehalten. Über der einen Hälfte des großen Flügels ragten die nackten Sparren heraus.

Die Leute gingen auch in einem so merkwürdigen Schlendrian umher. Ein paar von ihnen sahen sie höhnisch an, ohne zu grüßen.

Die Kühe wurden in den Stall getrieben, und sie wunderte sich, daß es nicht mehr waren. Als sie den zweiten Inspektor nach dem Grunde fragte, erklärte er ein wenig verlegen, der Herr Jägermeister sei im Begriff, „mit dem Bestande aufzuräumen".

Frau Berta mußte wieder an ihre ausgebliebenen Zinsen denken und beschloß, bei erster Gelegenheit mit ihrem Neffen über die Sache zu sprechen.

Auf dem Rückweg durch den Park begegnete sie Fräulein Söholm, die in vollem Putz mit einer seidenen Mantille und einem mächtigen „Esprit" am Hut ihren Abendspaziergang machte. Sie gingen eine Strecke miteinander, und nachdem das Fräulein eine Weile über ihre Gesundheit geredet hatte, begann sie von ihrem Bruder zu sprechen, dem andern der beiden Gesprächsstoffe, über die sie überhaupt zu reden imstande war; sie erzählte von ihm, dem reichen Kaffeehändler, der in ihren Augen das letzte Wunder des lieben Gottes war.

Großhändler Söholms Geschäft war im ganzen Lande bekannt. Seine Name glotzte den Leuten überall von Straßenanschlägen und Hausgiebeln entgegen, und am Abend rollte er in Flammenschrift über die Dächer der Häuser hin, zugleich mit der Versicherung, daß Söholms Kaffee der billigste und beste der Welt sei. Er war ursprünglich gewöhnlicher Lagerknecht gewesen, was er keineswegs verleugnete. Der selbstbewußte Mann erzählte bei jeder Gelegenheit, daß er sich „aus dem Dreck" emporgearbeitet habe. Jetzt war er einer der Millionäre Kopenhagens, und seine Töchter gehörten zu den flottesten Erscheinungen der Stadt. Da ihre Mutter eine einfache Grünhändlerin gewesen, waren sie von ihrem zwölften Jahre an in ausländischen Pensionaten erzogen. Der Großhändler war ein großer, breitbrüstiger Mann mit Gliedern wie ein Ringer. „Eichenholz durch und durch" – versicherte er selbst.

Frau Berta war zweimal mit ihm hier auf Storeholt zusammen gewesen, und die Besuche würde sie nie vergessen. Herr Söholm, dessen Gedanken augenblicklich jedes Ding in Geld umsetzten, hatte sie in Empörung versetzt, indem er umherging und sowohl das Vieh als auch die Feldgerätschaften, ja die Gemälde an den Wänden und den Wert des Parks als Brennholz taxierte. Er sprach überhaupt von Storeholt wie von einer gewöhnlichen Handelsware. Sie konnte es deswegen nicht bedauern, daß es jetzt zu einem Bruch zwischen John und seinem Schwiegervater gekommen war, so daß sie es nicht mehr ertragen konnten, einander zu sehen.

Als sie nun mit Fräulein Söholm sprach, konnte sie merken, daß der reiche Mann allmählich besorgt wurde wegen der dreißigtausend Mark, die er bei der Heirat seiner Tochter in das Gut gezahlt hatte. Sie empfing sogar den bestimmtesten Eindruck, daß die Schwester sich im Augenblick hier als sein Spion aufhielt. Dies machte sie noch unruhiger, und sie beschloß, sofort mit John zu reden und seine Erklärung zu fordern.

Unmitttelbar nachdem die Doktorfamilie abgefahren war, kam

sie die Verandatreppe herauf. Da sie den Neffen in keinem der andern Räume fand, suchte sie ihn in seinem eigenen Zimmer auf. Hier saß er schlaff zusammengesunken in einem Lehnstuhl. Das schwarze Samtbarett hatte er auf einen Tisch geworfen.

„Störe ich?"

„Hm, ja – ich saß hier freilich und überlegte. Aber komm nur herein, Tante! Du bist immer willkommen!"

Er erhob sich und bat sie, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

„Höre einmal, John! Wollen wir nicht gleich ein wenig über unsere Geldangelegenheiten reden? Dann ist das überstanden."

Der Jägermeister lächelte ganz unbefangen, obwohl sein Antlitz sich ein wenig entfärbte.

„Bist du besorgt um dein Geld, Tante Berta?"

„Nein, aber ich lege Wert darauf, Ordnung in meinen Angelegenheiten zu haben. Weshalb habe ich meine Zinsen nicht erhalten?"

„Mein Gott, wir sind ja noch mitten im Termin!"

„Ja, aber ich habe auch nichts von meinen Dezemberzinsen gesehen, und die pflegst du mir doch im Laufe des Frühjahrs zu schicken."

„Ich werde in meinen Büchern nachsehen. Da ist also eine unverzeihliche Versäumnis begangen, die ich sehr bedaure."

Frau Berta wollte sich aber mit der Erklärung nicht zufriedengeben. Sie bat ihn, ihr ganz offen zu sagen, ob er das Geld in diesem Augenblick schlecht entbehren könne.

„Du weißt, daß ich nicht ins Armenhaus komme, weil ich das Geld ein Jahr entbehren muß. Aber ich verlange ordentliche Auskunft."

„Wenn du mich geradezu fragst, so will ich nicht leugnen, daß ich zurzeit stark in Anspruch genommen bin. Aber das Ganze wird sich von selbst regeln. Ich will dir gern gelegentlich meinen Terminabschluß zeigen, dann wirst du sehen, daß es sich für

mich nur um eine Frist handelt. Ich bitte dich nur, mir zu ersparen, gerade in diesen Tagen näher auf diese Sachen einzugehen. Ich versichere dich, da ist ohnehin schon genug, was mich bedrückt und mich quält . . . auch Sorgen, von denen ich zu niemand sprechen kann."

Er hatte sich erhoben und ging unruhig im Zimmer hin und her. Dann setzte er sich vertraulich zu ihr aufs Sofa.

„Tante Berta, wir sprachen vorhin von Müller Jensens Krankheit und der Möglichkeit eines Vertretungswechsels hier im Kreise. Du schienst ein wenig erstaunt, daß ich in diesem Falle eine Aufforderung erwartete, mich aufstellen zu lassen. Offen gestanden, – ich meine, du müßtest mich verstehen, daß es mir peinlich ist, bei jeder Gelegenheit Leute wie Balduin Hansen und Karl Holm mir vorgezogen zu sehen – und nun vielleicht gar Pastor Gaardbo, einen ganz fremden Mann. Ich sage das ganz geradeheraus; ich wünsche Anerkennung, und ich bedarf eines größeren Wirkungskreises für meine Fähigkeiten. Fast ein Jahrhundert lang war unsere Familie die führende hier in der Gegend. Großvater hatte einen Sitz in der Ständeversammlung. Vater war der erste fünensche Gutsbesitzer, der sich offen zu modernen liberalen Anschauungen bekannte. Meine eigenen Verdienste als theoretischer und praktischer Landmann gestattest du mir wohl mit Stillschweigen zu übergehen. Aber wenn jemand in den Amtsrat gewählt werden soll, so existiere ich nicht. Ich werde nicht einmal in Vorschlag gebracht. Vaters Sitz im Vorstand der Landwirtschaftlichen Gesellschaft haben sie Pächter Holm gegeben, und mich speist man statt dessen mit der elenden Stellung eines Vorsitzenden der Jungtierschau ab, womit – weiß Gott – nicht viel Staat zu machen ist. – Nun, ich bin daran gewöhnt, Widerwärtigkeiten zu ertragen, aber ich kann in Wahrheit sagen, daß ich meine politische Überzeugung teuer erkauft habe. Seit ich zum erstenmal für Müller Jensen stimmte, haben sich sozusagen alle meine Standesgenossen von mir abgewandt. Baron Brahe grüßt mich nicht mehr, wenn

wir uns begegnen. Und von meiner eigenen Partei werde ich systematisch von allen Vertrauensposten ausgeschlossen. Es ist eine vollständige Verschwörung – anders kann ich es nicht ansehen."

Er hatte sich wieder erhoben und stand in starker Erregung vor der Tante.

„Außerdem, Tante Berta ... da ist noch ein anderer, ein mehr persönlicher Grund, der es mir wünschenswert macht, in ganz neuen Verhältnissen zu leben ... Aber darüber kann ich, wie gesagt, nicht reden."

Er trat an das Fenster und blieb dort stehen, den Rücken nach dem Zimmer zu. Aber einen Augenblick später kehrte er zurück und setzte sich wieder auf das Sofa zu Frau Berta, indem er in seiner Verzagtheit ihre Hand ergriff.

„Ja, Tante, du allein sollst wissen, wie es hier im Hause steht. So peinlich es mir auch ist, darüber zu reden, – ich bedarf des Vertrauens eines Menschen. Ich habe einen großen Kummer gehabt. Daher bin ich in diesen Tagen so, wie ich bin. Ich kann mich zu nichts sammeln. Da sind Stunden gewesen, wo ich nahe daran war, meinen Verstand zu verlieren."

„Aber mein Gott, was ist denn nur?"

„Hast du es nicht bemerkt, Tante, daß zwischen mir und Wilhelmine nicht alles so ist, wie es sein sollte?"

„Nun ja, es wird euch schwer, miteinander auszukommen."

„Es ist nicht das allein. Ich kann mich natürlich nicht auf Einzelheiten einlassen. Ich kann nur sagen, daß Wilhelmine mir gegenüber eine Gleichgültigkeit herauskehrt, in die sich kein Mann finden kann. Ändert sie sich nicht, so müssen wir uns trennen."

„Ist es wirklich so ernsthaft?"

„Es ist sehr ernsthaft. Ich glaube freilich nicht, daß Wilhelmine etwas wirklich Unerlaubtes begangen hat, aber da ist also ein andrer Mann, für den sie sich interessiert, und es ist meine bestimmte Absicht, eine Scheidung einzuleiten, falls sich das Verhältnis nicht ändert."

„Sage mir doch, John, weiß dein Schwiegervater hiervon?"
„Mein Schwiegervater? Das ist mir ganz gleichgültig. Kannst du dir vorstellen, – dieser Lagerknecht ist in der Seele seiner Tochter beleidigt, weil ich sie auf Grund meines politischen Standpunktes nicht bei dem Lehnsadel der Gegend habe einführen können. Dasselbe hat mir Wilhelmine beständig vorgehalten, nämlich, daß ich ihr keinen passenden Verkehr geschafft habe, und ich muß ja zugeben, daß sie in diesem Punkt einigermaßen Grund hat, sich zu beklagen. Aber – nicht wahr, Tante? – falls ich nun gewählt werden würde und wir uns in Kopenhagen niederlassen könnten, so würde sich mit einem Schlage alles ändern. Wir könnten dort unsern Verkehr wählen, wie es uns gefiele, und wieder anfangen, ein Haus zu machen. Und ich möchte die Frau sehen, die Wilhelminens Fähigkeit, zu repräsentieren, besitzt. Du mußt mir zugeben, Tante Berta, daß Wilhelmine, wenn sie fröhlich ist und sich zufrieden fühlt, eine bezaubernde Wirtin ist, die unwillkürlich alle für sich gewinnt. In Kopenhagen würde sie alle ihre Mucken vergessen, und es könnten noch zwei glückliche Menschen aus uns werden. Und nun verstehst du, Tante Berta, was es für mich bedeuten würde, falls – –"
In diesem Augenblick wurde an die Tür gepocht. Eines der Mädchen kam mit einem Telegramm herein.
Der Jägermeister sprang auf und bat die Tante zu entschuldigen, daß er die Unterhaltung abbrechen müsse. Es seien Geschäfte! Er riß dem Mädchen das Telegramm aus der Hand, erbrach es jedoch nicht, ehe Frau Berta zur Tür hinaus war. Selbst dann zögerte er noch ein wenig, bis er den Mut fand, es zu öffnen.
Schließlich riß er das Papier schnell auf.
Einige Minuten später erschien er auf der Veranda, wo alle vier Damen nun wieder versammelt waren. Das Telegramm in der Hand, verkündete er, daß sein Bruder Asmus im Laufe der Nacht eintreffen werde.

„Er muß in Odense abgeholt werden. Er kommt mit dem Mitternacht-Expreß und reist schon morgen nachmittag wieder ab," meldete er, worauf er sich ohne weitere Erklärung an die überraschten Damen in sein Zimmer zurückzog.
Dort angelangt, ging er ein paarmal auf und nieder, zündete sich eine Zigarre an – seine Hand zitterte noch nach der überstandenen Gemütsbewegung – und ließ sich in einen Lehnstuhl sinken. Er war jetzt nur ein wenig ärgerlich auf sich selbst, ein wenig beschämt über seine gänzlich unnötige Nervosität, die vielleicht obendrein – das fehlte auch noch! – sein Auftreten in diesen Tagen ein wenig lächerlich gemacht hatte. Großer Gott, er wußte es ja doch ... er hatte sich ja die ganze Zeit selbst gesagt, daß sich die Sache schon ordnen würde.
Aber die Bank war ja freilich ungewöhnlich unverschämt gewesen. Was er in seinen niedergeschlagensten Augenblicken nicht für möglich gehalten hatte, war wirklich geschehen. Storeholt, das Hagensche Familiengut, war mit Pfändung bedroht worden!
Falls Asmus ihm seine Hilfe verweigert hätte, würde er in diesem Augenblick dort auf dem Sofa gelegen haben, ein Lot Blei im Gehirn. Er war fest entschlossen gewesen, die doppelte Schande, ruiniert zu sein und als Hahnrei an den Pranger gestellt zu werden, nicht zu überleben. Wenn er nicht auf andre Weise seinen Namen in die Annalen der Familie hatte einritzen können, so sollte es jedenfalls mit Blut und Entsetzen geschehen.
Er sah nach der Uhr und griff nach dem Telephon, das neben ihm auf dem Fensterbrett stand.
„Odense. – – Spreche ich mit Bankdirektor Freistadt? Ist der Herr Direktor nicht anwesend? Hier Jägermeister Hagen. – Guten Tag, Freistadt," sagte er, und sein Ton war sehr feierlich. „Sagen Sie mir gefälligst, was war das für ein unverschämtes Schreiben, das Sie sich erlaubt haben, mir vor ein paar Tagen ins Haus zu schicken? ... Wie beliebt? ... Nicht

Sie persönlich; nein, das fehlte auch noch! ... Ja, das mag gern sein; aber nun will ich Ihnen etwas sagen, Freistadt. Ich arbeite in dieser Zeit täglich meine sechs, sieben Stunden im Laboratorium, da ist es wohl zu entschuldigen, wenn man eine Einzahlung vergißt. Aber nun wird Ihnen das Geld zugeschickt werden. ... Morgen, ja! ... Was sagen Sie? ... Aufsichtsratssitzung am Donnerstag? Nun will ich Ihnen etwas sagen, Freistadt, ich verbitte mir weitere ungehörige Schreiben in Anlaß dieses Versäumnisses. Das können Sie meinetwegen gern an den Etatsrat weitergehen lassen. – Ist da sonst etwas Neues von Interesse? ... Was sagen Sie? Neun Matadore! Wer? In Herz ... Und das im Monat Juni! Hören Sie, das muß doch in die Zeitung! Sollten Sie mit Redakteur Danielsen sprechen, so können Sie ihm gern gleich erzählen, daß ich in allernächster Zukunft die ersten Ergebnisse meiner Untersuchungen bezüglich des Kartoffelschimmelpilzes mitteilen zu können hoffe. Vorläufig will ich nur so viel verraten, daß ich ... Was sagen Sie? ... Ach, entschuldigen Sie! Sie haben Gäste! ... Ja, dann auf Wiedersehen, Freistadt!"

XII

Um die weiße Kirche des Dorfes lag der stille Garten des Friedhofes, und rings um den herum lagen die acht großen Bauernhöfe des Dorfes, modern aufgeputzt mit Glasveranden und geschmacklosen Villenerkern. Außerdem ein Dutzend kleiner Häuser mit hübschen Blumenanlagen. Außerhalb des Dorfes lag – wie ein Abfallhaufen hingeworfen – eine Gruppe Hütten, die sich zu beiden Seiten der breiten Landstraße zusammenpreßten.

Hier wohnten die Tagelöhner des Gutes und die Arbeiter einer großen Ziegelei, im Sommer außerdem noch zugezogene Torfstecher mit ihren Familien und polnische Rübenarbeiter.

Auf dem Heimwege von seinem Besuch in Storeholt war Pastor

Gaardbo in eins dieser Armeleutenester eingetreten: ein kleines Haus, das sich fast verkroch hinter einem Wald von hohen Brennnesseln. Das einzige Fenster, das nach dem Wege hinaus lag, wurde von einem Holunderbusch verdeckt, der hoch über das Dach hinauswuchs. Hier wohnte ein einsamer alter Mann, den die Bevölkerung „Hühner-Lars" nannte.

Der Name war ihm nicht als Anerkennung zuerteilt; es war ein Diebsstempel. Aber obwohl er sonst ein boshafter Kerl war, trug er ihn mit der Geduld, die lange Gewohnheit verleiht. Nur wenige entsannen sich noch, wie er eigentlich hieß.

Der junge Pfarrer hatte manch liebes Mal ergebnislos versucht, ihn zu sprechen. Obwohl der Alte gichtbrüchig geworden war und sich nicht mehr außerhalb des Hauses bewegte, fand man seine Tür fast immer verschlossen, und niemand antwortete, wenn man pochte. Zuweilen hatte der Greis draußen auf der Fliese vor der Tür gesessen und Binsenmatten oder Weidenkörbe geflochten; aber es war nie möglich gewesen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Weder auf sein „Guten Tag" noch auf sein „Leben Sie wohl" hatte der Pfarrer Antwort erhalten.

Nun aber hatte Pastor Gaardbo erfahren, daß Hühner-Lars erkrankt sei und in den letzten Züge liege. Er fand die Tür auch offen – er mußte den Kopf beugen, um hineinzukommen – und stand in seiner Stube. Er kam mit der Glut der Abendsonne in den Augen, und infolge des überwachsenen Fensters war es da drinnen so dunkel, daß er anfänglich nichts sehen konnte.

Endlich entdeckte er den Einsiedler auf einem Strohlager, auf dem Rücken liegend. Die Arme ruhten schwer und unbeweglich auf einem Haufen Lumpen. Die Wangen über dem Bart waren rot von Fieber, die Augen starrten mit großen Pupillen.

Hühner-Lars hatte sein Leben lang zu den berüchtigten Nachtexistenzen der Gegend gehört. Er wie auch seine verstorbene Frau waren verschiedentlich bestraft worden. Einer Vorliebe

für Federvieh hatte er seinen Spitznamen zu verdanken. Sein Hang zum Stehlen war weit über die Gegend hinaus, in der er bekannt war, sprichwörtlich geworden. Wenn die Leute etwas vermißten und sich bestohlen glaubten, hieß es: Da hat Hühner-Lars seine Finger wohl im Spiel gehabt.

Der junge Pfarrer stellte sich an das Bett und redete dem alten Sünder freundlich zu. Er sagte, er sei gekommen, um ihm seine Hilfe anzubieten, falls ihm etwas fehle oder er etwa das Bedürfnis habe, mit einem Menschen zu sprechen, dem er sich ohne Furcht anvertrauen könne.

Es erfolgte keine Antwort. Der Alte hatte sich ein wenig im Bett in die Höhe geschoben. Sein Unterkiefer ging auf und nieder wie in Krämpfen, und die Augen suchten herum in der Finsternis des Zimmers, wo aller mögliche alte Plunder aufgehäuft lag. Es war, als wenn er sich in seiner Hilflosigkeit nach etwas umsähe, was ihn verteidigen könne.

Der Pfarrer blieb ruhig stehen.

„Sie liegen hier nicht gut, Lars Oven. Falls Sie es mir erlauben wollen, werde ich dafür sorgen, daß Sie in Zukunft besser gepflegt werden. Ich will von heute an jeden Tag herkommen und Ihnen zur Hand gehen. Da wird schon immer das eine oder das andere sein, womit ich Ihnen behilflich sein kann. Falls Sie sich in der Nacht ängstigen oder nicht schlafen können, will ich auch gern hier sitzen und Ihnen ein wenig vorlesen. Da ist ein Buch, das die Bibel heißt, in dem sind viele schöne Geschichten. Das werde ich mitbringen."

Wegen des Gestanks in der Stube hatte er die Tür nach draußen offen stehen lassen. Und nun hörte er hastige Holzschuhtritte. Eine große, rotköpfige Frauensperson mit aufgeschürztem Rock tauchte in der Türöffnung auf. Es war eine Nachbarin, die von der Gemeinde bezahlt wurde, um den Alten in seiner Krankheit zu betreuen. Sie hatte unten am Bache Wäsche gespült und den Pfarrer hier hineingehen sehen. Sie stand dort in der Tür und lächelte mit dem heuchlerischen Lächeln eines schlechten

Gewissens, während sie die Finger in ihrer Schürze aus Sackleinewand abtrocknete.
Als Pastor Gaardbo ihr Vorwürfe wegen ihrer Nachlässigkeit machte, schlug sie einen zeternden Ton an, um sich zu rechtfertigen. Lars war wirklich so unmanierlich widerspenstig. Er wollte kein Wasser in seinem Gesicht haben und machte sein Bett schmutzig wie ein Wickelkind.
Der Pfarrer hieß sie schweigen und schalt sie aus wegen ihres Mangels an Menschenliebe.
„Morgen komme ich wieder," sagte er. „Dann will ich eine reingemachte Stube sehen, so daß man merken kann, daß hier ein Mensch, nach Gottes Bild geschaffen, seine Wohnung hat. Sie müssen noch heute abend ins Pfarrhaus kommen und sich ein paar Bettücher und einige Hemden von Fräulein Martinsen geben lassen. Wenn ich dann morgen wiederkomme, wollen wir Lars gemeinsam in die Höhe heben, so daß die Betttücher gewechselt werden können und er frisches Stroh ins Bett bekommen kann."
Er kehrte zu dem Kranken zurück und verabschiedete sich.
Hühner-Lars war noch immer gleich stumm. Mißtrauisch schweiften seine Augen zwischen dem Pfarrer und der Frau hin und her, um sich klar darüber zu werden, was die beiden für Ränke gegen ihn geschmiedet hatten.
Das Gerücht von dem Besuch des Pfarrers hatte seinen Rundgang durch alle Hütten gemacht. Die Leute standen in den Türen, wo sie jetzt Zeuge davon wurden, wie der geistliche Herr, als er von dem alten Hühnerdieb herauskam, den Rock abwarf, ein Schnitzmesser aus der Tasche holte und anhub, Zweige von dem großen Holunderbusch zu schneiden, der so wild über das Fenster hinaufwuchs. Die Abendsonne schien auf die Mauer, aber nicht ein Schimmer gelangte bis zu dem Kranken hinein. Er mußte alle Kraft anstrengen, um das zähe Flechtwerk zu durchbrechen, aber von seines Vaters Hause her war er daran gewöhnt, bei allen möglichen Arbeiten zuzugreifen.

Drinnen in seinem Bett lag der Alte ganz starr vor Staunen. Nur die fiebergroßen Pupillen bewegten sich. Während da draußen ein Zweig nach dem andern fiel und das Licht in der Stube zunahm, schweiften seine Augen unruhig zu der Frau hinüber, die, angefeuert durch das Beispiel des Pfarrers, sich sofort daran gemacht hatte, aufzuräumen. Als schließlich die Sonne selbst in die Stube hineinfiel, flüsterte er mit seiner heiseren Stimme:

„Das is 'n sonderbaren Mann – der!"

„Ja, das ist ein Mann Gottes!" versicherte die Frau laut und begann plötzlich in ihrem fünenschen Dialekt zu jodeln:

„Christ ist erstanden vom Tod
Im Weihnachtsmorgenrot."

Die Sonne versank hinter dem Striger Walde, und die Kirchenglocke begann zu läuten, als Pastor Gaardbo das Haus des Hühner-Lars verließ und zu der Einsamkeit in seine leere Pfarre zurückkehrte. Die zerlumpten Kinder auf der Straße kamen aus eigenem Antrieb gelaufen und gaben ihm die Hand. Die Frauen in den Türen nickten freundlich, als er vorüberging. Überall wurde der schöne, junge Pfarrer von der Bevölkerung des Armenviertels mit Zutraulichkeit begrüßt.

Seit mehreren Generationen hatte man in dieser Gegend im allgemeinen kein anderes Verhältnis zur Kirche gehabt, als ihn das Gesetz und der gute Ton vorschrieben. Die alte Pfarre hatte im Laufe des letzten halben Jahrhunderts Verkünder der verschiedenen kirchlichen „Richtungen" behaust, die die christliche Liebe untereinander ungefähr wie Hund und Katze ausübten. Erst durch Pastor Gaardbos Samariterwerk war das Gemeindehaus wieder ein Mittelpunkt für das Leben in der Umgegend geworden. Sein politischer Standpunkt erregte allerdings allerlei Ärgernis bei den meisten der größeren Hartkornbesitzer, und man tuschelte auch darüber, daß seine Verkündigung nicht streng kanonisch sei, dafür aber war die Kirche der Freund der Armen geworden, und selbst die Gegner

mußten die evangelische Reinheit seines Privatlebens anerkennen.
Die Uhr war fast neun, als er nach Hause kam. Fräulein Martinsen, seine Haushälterin, teilte ihm in gekränktem Ton mit, daß der Abendbrottisch seit über einer Stunde gedeckt sei. Er brachte eine sanftmütige Entschuldigung vor. Das Fräulein, ein robustes Bauernmädchen in mittleren Jahren, mit rotgesprenkelten Wangen, litt ihrer Ansicht nach an Blutmangel und bekam bei dem geringsten Anlaß nervöse Anfälle, weswegen sie vor Gemütsbewegungen bewahrt werden mußte.
Sie war auf Empfehlung von Pastor Gaardbos verstorbener Braut ins Haus gekommen und hielt es daher für ihr Recht, ihn an deren Stelle zu tyrannisieren.
„Fräulein Martinsen," sagte er, als sie ihm den Tee brachte, „hier kommt heute abend eine Frau, die gern ein paar reine Bettücher und ein paar Nachthemden abholen soll. Es ist für den alten Lars Oven – den Hühner-Lars. Er liegt im Sterben."
Das Fräulein erklärte kurz, das lasse sich nicht machen. Alles Leinen, das der Gemeindepflege gehöre, sei zum Waschen und Ausbessern weggeschickt. Das wisse der Herr Pfarrer ja sehr wohl.
„Dann müssen wir natürlich von unserm eigenen nehmen," entgegnete er ein wenig ungeduldig.
„Es ist alles in der Wäsche!"
Er besann sich eine Weile und sagte dann: „Das ist schlimm genug. Wir müssen der Frau also ein paar von den neuen Bettüchern geben, die in der Kommode liegen – in den beiden unteren Schubladen – Sie wissen ja!"
Der Zorn stieg der Haushälterin in die dicken Wangen, die von dem rotesten Blut strotzten.
„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Herr Pfarrer?"
„Freilich."
„Soll so einer wie Hühner-Lars in Fräulein Rosalies Brautlinnen liegen?"

„Kann das wohl im Grunde eine schönere Anwendung finden? Der arme Lars hat lange genug im Schmutz gelebt."
Fräulein Martinsen, die an der Tür gestanden hatte, die Hand auf dem Schloß, näherte sich dem Tisch abermals mit der deutlichen Absicht, einen ihrer nervösen Anfälle zu bekommen. Im selben Augenblick aber hörte man einen Wagen mit einer Reihe von Stößen in die Hupe auf den Hof fahren. Es war Doktor Gaardbos Signal, und der Ton machte sie verstummen. Sie drückte sich schnell durch die Tür hinaus. Der Mensch war in ihren Augen der leibhaftige hinkende Teufel.
„Ich saß vorhin da und dachte an dich," sagte der Pfarrer, als der Bruder hereinhumpelte. „Wärest du nicht gekommen, hättest du morgen meinen Besuch gehabt."
„Ist irgend etwas los?"
„Ja ... aber erst berichte du! Wer ist hier krank geworden?"
„Niemand. Es ist eine Entbindung."
„Wohl Hans Andersens Frau?"
„Ja, du weißt, da ist diese Narkose, um die sie jetzt alle betteln. Selbst die kräftigste Bäuerin will ihre Kinder nicht mehr auf natürliche Weise gebären. Und dann sollten sie meiner Ansicht nach lieber gar keine Kinder bekommen. Aber nun habe ich doch versprochen, in der Nähe zu bleiben, bis die Sache überstanden ist."
Der Doktor beugte sich über den gedeckten Tisch und musterte die Gerichte.
„Na, das muß ich sagen! Du mästest dich wahrhaftig! Drei schieläugige Heringe – und Käse! Die Martinsen verhätschelt dich gründlich. Wie lange beabsichtigst du, in diesem Wohlleben zu beharren? ... Allen Ernstes, Bruder, dies geht auf die Dauer nicht. Die Person läßt dich ja verhungern! Du mußt dich aufraffen und sie stramm nehmen! Sonst muß ich es in deinem Interesse tun. Du siehst nachgerade ganz apostolisch aus!"
„Unsinn!"

„Man sagt nicht ‚Unsinn' zu seinem Arzt, Väterchen! Ich verordne dir hiermit zwei weichgekochte Eier zu deinem Abendessen. Und einen Krug guten selbstgebrauten Biers statt dieses Teegeplämpers!"

„Blödsinn!" – Der Pfarrer trank seine Tasse leer und stand auf. „Gehen wir hinein!"

Aber der Doktor vertrat ihm den Weg und pflanzte ihm die Hände auf die Schultern. Der Pfarrer tat dasselbe, und so blieben sie eine Weile einander gegenüber stehen mit ineinander geflochtenen Armen, wie ein paar Jungen, die ringen wollen.

„Sagtest du Blödsinn?"

„Ja."

„Willst du Prügel haben?"

„Was bildest du dir ein?"

„Du Bengel!"

„Selbst Bengel!"

„Komm du nur ran!"

Sie schüttelten einander so handfest, wie sie es vor Lachen nur konnten. Der Doktor, der trotz seines Klumpfußes stark war wie ein junger Ochse, drängte den Bruder an die Wand. Aber plötzlich ließen sie einander los mit einem erschreckten: „St!" – Sie hörten das Dröhnen von Fräulein Martinsens Schritten draußen auf dem Küchengang.

„Hinein zu mir!" sagte der Pfarrer.

Die große, dreifenstrige Gartenstube, die als Studierzimmer eingerichtet war, machte wie alle Räume des Pfarrhauses einen halbleeren und ärmlichen Eindruck. Eine kleine Petroleumlampe war auf ein hochbeiniges Pult aus Tannenholz gestellt und leuchtete bleich auf das grüne Tuch der schrägen Klappe herab. Der übrige Teil des Zimmers lag im Halbdunkel. An der Wand über dem Pult hing ein großes Christusbild, mit frischem Buchenlaub umrahmt. Es war das alte Betpult des Vaters, das der Sohn in Ehren hielt. Unter diesem dornengekrönten Christuskopf hatte Schullehrer Jörgen zweimal täg-

lich mit seinen Kindern Andacht gehalten. Hier stand er in seinen letzten Jahren so manche angstvolle Nacht, den bärtigen Kopf in die Hände begraben, und konnte keinen Frieden finden. Die Tür zum Garten hinaus stand offen. Der Abend war warm und still. Eine Nachtigall saß irgendwo da draußen und gab sich ihrer Musik leidenschaftlich hin.

Die beiden Brüder standen einen Augenblick stumm in der Tür und lauschten ihren Trillern. Dann setzte sich der Doktor rittlings auf einen Stuhl und klemmte die Hände um die Rücklehne.

„Erzähle mir nun, Johannes – was sagst du zu Oheim Tyge?"

„Du weißt es also schon?"

„Ich kam gleich, nachdem du gegangen warst, nach Storeholt. Ich habe dort augenblicklich eine Patientin. Der Jägermeister erzählte mir die Neuigkeit. Hinterher ward sie mir durch den Meiereiverwalter bestätigt. Soweit ich verstand, hatte er sie von Seiner Allmächtigkeit Balduin Hansen selbst."

„Ja – die telegraphische Anfrage kam an ihn als den Vorsitzenden des Vorstandes. Aber sag mir doch, Paul – wie denkst du als Arzt über den Zustand des Oheims? Vor einigen Monaten hieß es mit der größten Bestimmtheit, er sei todkrank. Und nun reist er von einer Versammlung zur andern und hält Kampfreden und schafft Aufregung im Lande, wie vor dreißig Jahren."

„Die letzten krampfhaften Zuckungen des Fabeltiers. Ich habe freilich gehört, daß ihn der ‚Fünfte Juni' zu Holger Danske dem Zweiten ernannt haben soll. Aber es ist so leicht, sich in seiner eigenen Zeitung zujubeln zu lassen. All das Geschwätz über seine ewige Jugend ist nichts als Politik. Er ist ein gezeichneter Mann. Ich weiß das ganz bestimmt. Er hat jetzt seine Gespensterstunde, und die kann ja nicht sehr erbaulich sein."

„Aber was in aller Welt beabsichtigt er damit?" fragte der Pfarrer; er stand am Pult und stützte den Kopf in die Hand.

„Die Macht selbst kann ihn ja doch unmöglich mehr locken. Und seine Eitelkeit muß doch endlich auch hinreichend gesättigt sein."

„Willst du meine psychologische Erklärung für Oheim Tyges letzte Kraftentfaltung haben, so ist es die, daß er weiß, er trägt den Tod im Leibe. Und als der Ästhetiker, der er in seinem innersten Innern ist, arrangiert er jetzt sein eigenes selbstverherrlichendes Leichenbegängnis. Wie eine der Häuptlingsgestalten der Vergangenheit will er in voller Rüstung begraben werden, umgeben von seinen Getreuen und gestützt auf sein berühmtes Schwert Dyrendal. Mit dem Tableau in bengalischer Beleuchtung soll Tyge Enslevs Heldensage abschließen. – Du weißt, ich habe es immer als Unglück betrachtet, daß der Oheim nicht seinem ersten Entschluß treu blieb und sich an die Dichterei hielt. In dem Fach hätten seine abenteuerlichen Vorstellungen vom Leben und seinen Bedingungen sich entfalten können, ohne weiteren Schaden anzurichten. Zum Unglück für uns alle verfiel er darauf, sein künstlerisches Fingerjucken an lebendem Fleisch und Blut zu befriedigen. Es ist ganz sicher sein stolzer Traum gewesen, die ganze Nation nach seinem Bilde umzuformen ... und teilweise ist ihm das ja auch schließlich wirklich gelungen. Wir sind auf dem besten Wege, eine lächerliche Karikatur unserer Rasse zu werden. Gelingt es uns nicht, die junge Generation nüchtern zu machen, ehe zehn Jahre verstrichen sind, so sind wir fertig. Das ist meine feste Überzeugung."

Der Pfarrer erwiderte nichts hierauf. Er stand in seine eigenen Gedanken versunken und hörte nicht viel von dem, was der Bruder sagte. Die beiden hatten sich einander gegenüber so oft über den großen Oheim ausgesprochen, daß der eine schließlich in den Worten des andern nur seine eigenen Gedanken hörte; und keiner von ihnen wußte, daß des Vaters Geist aus ihnen beiden sprach.

Nach einer Pause sagte der Pfarrer:

„Ich habe mich natürlich nach dem Grunde gefragt, weswegen

Oheim Tyge gerade hier zu reden wünscht. Ich glaube, ich ahne ihn. Balduin Hansen ist kürzlich in Kopenhagen gewesen. Ich denke mir, das Telegramm heute ist das Ergebnis dieser Reise."

„Was meinst du damit?"

„Müller Jensen liegt ja krank im Reichshospital, und man zweifelt allgemein an seinem Aufkommen. Sollte sich das bewahrheiten, so ist die Absicht mit des Oheims Besuch sicher die, daß Balduin Hansen jetzt als neuer Folkethingskandidat für den Kreis aufgestellt werden soll."

Der Doktor schlug mit der Hand auf die Stuhllehne.

„Dann mußt du dir ein Herz fassen, Johannes, und dich allen Ernstes aus dieser Gesellschaft zurückziehen! Der Müller war schlimm genug in all seiner Einfalt – aber Balduin darfst du zu keinem Sitz im Reichstag verhelfen!"

„Ja, wenn du mir nur sagen kannst, wie sich das verhindern läßt."

„Wenn du keinen andern vernünftigen Menschen bewegen kannst, sich zu opfern, so mußt du dich selbst gegen ihn aufstellen lassen. Es bleibt dir nichts andres übrig! Ich sprach neulich mit dem Dachdecker Jörgen aus den Aalhäusern. Es kann ja kein Geheimnis für dich sein, daß er und einige andere in dieser Zeit umhergehen und im Kreise für dich werben. Er behauptet, er hätte dir schon über dreihundert Stimmen gesichert."

Der Pfarrer ging unruhig einige Schritte durch das Zimmer, dann kehrte er zu dem Pult zurück.

„Und wenn dann das Ergebnis so ausfällt, daß weder Balduin Hansen noch ich, sondern Kammerherr Rosen gewählt wird, so wird man mich für den Verlust des Kreises verantwortlich machen."

„Du machst dir Sorgen um mancherlei Dinge, Bruder Johannes," sagte der Doktor. „Falls Bedächtigkeit eine Kardinaltugend ist, endest du als Bischof von Seeland."

„Was hast du eigentlich gegen Balduin Hansen?" fragte der Pfarrer, statt zu antworten.

„Dasselbe wie du, nehme ich an. Er ist ein Schwätzer. Hast du das Referat von der Rede gelesen, die er neulich in Jerve gehalten hat? Das Reich der Glückseligkeit sei jetzt auf der Treppe. Es fehlten nur noch ein paar Kleinigkeiten, mit denen die gesetzgebende Macht bis Fastnacht schon fertig werden würde. Ich zweifle nicht daran, daß der Mann in gutem Glauben ist, aber das macht ihn in meinen Augen nicht weniger bösartig. Diese gutmütig-dummen Phantasten sind gerade am allergefährlichsten."

Der Pfarrer strich sich mit der Hand über das bartlose Gesicht und sagte: „In gewissen Punkten ist er doch dein Gesinnungsgenosse, Paul."

Das kam so leicht hingeworfen heraus, aber der Ton war niedergeschlagen, und er setzte die Unterhaltung nicht fort.

Der Doktor verstand, worauf er anspielte. Balduin Hansen hatte seinerzeit einen Zusammenstoß mit dem Amtsvorgänger des Bruders, Propst Vollerup, gehabt, der ihn der freigeistigen Agitation in der Schule beschuldigte.

Der Doktor erhob sich. Mit verfinsterter Miene trat er in die offene Gartentür, und hier blieb er stehen, den Rücken der Stube zugewandt, ohne etwas zu sagen. Nach einer Weile des Schweigens trat der Pfarrer an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Verzeih mir, Paul!"

„Es ist jetzt das zweite Mal, daß du unsere Verabredung brichst, Johannes!"

„Ich werde schweigen!"

Im selben Augenblick wurde an die Tür geklopft. Fräulein Martinsen steckte den Oberkörper herein, um den Bescheid zu bringen, daß Hans Andersens Frau soeben einen strammen Jungen bekommen habe und daß alles so sei, wie es sein sollte.

„Das ist gut! Sagen Sie bitte, daß ich hinüberkommen und mir den Bengel ansehen will," sagte der Doktor.

Als die Tür wieder geschlossen war, wandte er sich mit einer versöhnlich ausgestreckten Hand an seinen Bruder.
„Laß es denn das allerletzte Mal sein, Johannes, daß wir beide uns um Dinge streiten, über die wir uns doch nie einigen können. Es ist schon ohnedies Unfriede genug in unserer Familie. Weißt du noch, als wir Jungen waren? Da sprachen wir immer davon, daß wir nur zusammenhalten wollten, dann würden wir ein Königreich erobern. Das Versprechen müssen wir einlösen — mit der nötigen Einschränkung. Und möchten dann Tag und Nacht bis zu den Wahlen dir die Worte in den Ohren klingen: ‚Balduin muß vernichtet werden!' ... Gute Nacht, Johannes!"
Der Pfarrer begleitete seinen Bruder hinaus.
„Grüße Meta und die Kinder!" sagte er von der Treppe herab, als sich der Wagen in Bewegung setzte.
In sein Zimmer zurückgekehrt, trat er an das Pult und blieb hier lange im Gebet stehen. Wie sein Vater, der alte Schullehrer Jörgen, stand er unter dem dornengekrönten Christuskopf, das Gesicht in den Händen, und betete für die Erlösung seines Bruders.
Draußen in dem sommernachthellen Garten schlug die Nachtigall ihre wehmütigen Triller.

Drittes Buch
Storeholt

I

In der Nacht zwischen eins und drei hatten Jägermeister Hagen und sein Bruder, der Professor, in dem Zimmer des Jägermeisters eine sehr ernste Unterredung bei geschlossenen Türen, während alle andern im Hause schliefen. Es war hierbei zu einem sehr unerquicklichen Auftritt gekommen. Der Jägermeister, der einen aufbrausenden Sinn hatte, fühlte sich gekränkt, weil der Bruder seine Bücher zu sehen verlangte. Er sprang auf, schlug auf den Tisch und erklärte, wenn nicht einmal seine eigene Familie Vertrauen zu ihm habe, wolle er lieber dem Ganzen ein Ende machen und sich eine Kugel durch den Kopf schießen.

Es kam schließlich doch zu einer Verständigung; aber die Vögel waren schon wach, und es war fast heller, lichter Tag, als die Brüder sich trennten.

Jetzt schien die Sonne friedlich in das Zimmer, wo ein bläulicher Tabaknebel noch in der Luft schwebte, wie der Pulverrauch über einem Walplatz. Die Tür zu den Wohnzimmern stand offen, und hier fiel die Morgensonne auch in breiten Streifen herein.

Wenn alle Türen so geöffnet waren, machte die lange Flucht der Zimmer mit ihren kostbaren Möbeln, alten Porzellanen und großen Gemälden einen festlichen und außerordentlich wohlhabenden Eindruck. Die meisten Möbel und alle Kunstschätze stammten von dem Urgroßvater, dem alten Konferenzrat, der sie von seinen vielen Reisen ringsumher in Europa mitgebracht hatte. Er war Direktor des Öresundzolls gewesen, zu einer Zeit, wo dieser gleich einer märchenhaften Mühle Geld aus dem Grunde des Meeres für die Staatskasse und für verschiedene Privattaschen mahlte. Er hatte sich hier auf Storeholt eine Sommerwohnung eingerichtet, und noch ging in der Gegend

die Sage von seinen fürstlichen Reisen in vierspännigem Wagen nach und von Kopenhagen oder Hamburg. Um schnell vorwärts zu kommen, wechselte er jede zweite Stunde die Pferde und ließ sich am Abend von Vorreitern mit Fackeln führen. Unter seinem Enkel – dem Vater des Professors und des Jägermeisters – erhielt der Kreditverein sein erstes Pfand in Storeholt, und nachdem der Jägermeister das Gut übernommen hatte, war das märchenhafte Gold mit reißender Fahrt in die Geldmühle des Teufels zurückgerollt.

Jedoch noch einmal war der Termin glücklich umschifft. Der Jägermeister schlief ruhig wie ein Kind bis tief in den Vormittag hinein, ohne sich von der Sonne oder von den fetten fünenschen Fliegen, geschweige denn von der Arbeitsglocke drüben auf dem Wirtschaftshof wecken zu lassen. Zum ersten Frühstück erschien auch der Professor nicht. Die Damen des Hauses tranken den Tee allein.

Später gingen Frau Berta und Jytte zusammen ins Dorf, um sich nach einer alten Frau umzusehen, die vor mehr als vierzig Jahren auf Storeholt gedient hatte. Das pflegte Frau Bertas erster Besuch zu sein, wenn sie sich in dem alten Heim aufhielt.

Als sie sich dem kleinen Hause näherte, in dem die Frau wohnte, sahen sie einen großen Mann von dort herauskommen. Es war Pastor Gaardbo. Jytte erkannte ihn sofort, Frau Berta dahingegen erst, als der Pfarrer an ihnen vorüberkam und grüßte.

„Die alte Bodil ist doch nicht krank?" fragte sie und blieb einen Augenblick stehen.

„Nein – es geht ihr gut. Sie wird sich gewiß über Ihren Besuch freuen."

Der Pfarrer lüftete abermals den Hut ein wenig, und die Damen gingen in das Haus.

In einem Lehnstuhl am Ofen saß die Alte, die schon ziemlich zu Jahren gewesen, als Frau Berta noch ein Kind war. Jetzt

zählte sie fast neunzig. Auf ihrem Schoß lag ein kleiner gehäkelter Muff, in dem sie ihre Hände wärmte.
Ihre klugen Augen wanderten eine Weile verständnislos und ein wenig eingeschüchtert zwischen Mutter und Tochter hin und her. Die Lippen bewegten sich zitternd.
„Sie kennen meine Tochter doch noch," rief ihr Frau Berta ins Ohr. „Sie hat Sie oft besucht. Das wissen Sie doch noch?"
„Ach so – das ist wohl Fräulein Berta?"
„Nein, Berta, das bin ich. Und das ist meine Tochter. Jytte heißt sie. Nun wissen Sie wohl Bescheid, nicht wahr?"
„Ja. . . . Aber den Herrn Konferenzrat, den hat der liebe Gott zu sich genommen. Er hat ein schönes Begräbnis bekommen."
„Freilich, liebe Bodil! Aber das ist jetzt sechzig Jahre her. Das war vor meiner Zeit. – Aber lassen Sie mich jetzt einmal hören, wie es Ihnen geht. Sie haben wohl Besuch vom Pfarrer gehabt?"
Die Alte nickte und sah nach einem Glas mit frischen Feldblumen hinüber, das auf dem Tische stand.
„Die hat er mir gebracht," sagte sie und erzählte dann so verständlich, wie es ihre lahme Zunge erlaubte, daß Pastor Gaardbo jeden Tag ein wenig bei ihr einsehe und immer Blumen mitbrächte, damit sie auch merken sollte, daß Sommer sei.
„Ja, er ist sicher ein guter Mann!" schrie Frau Berta. „Es sieht so aus!"
„Pastor Melby – der war auch ein guter Mann. Der ist nun tot. Er hat mich am Hochzeitstag meiner Eltern eingesegnet. Das war den siebenten April."
Jytte hatte einen erstaunten Blick auf das Blumenglas geworfen. Sie war sehr verwundert über das, was sie hier hörte. Eine solche Aufopferung einer armen alten Person gegenüber entsprach nicht den Vorstellungen, die sie sich von Geistlichen gemacht hatte, nach ihrer Kenntnis von den Exemplaren der Kaste, denen sie im Kopenhagener geselligen Leben begegnet war.

Sie mußte an ihren alten Freund, Professor Ole Knudsen, denken, der so erbittert auf die Geistlichkeit gewesen war. Er war vor mehreren Jahren gestorben, aber neulich hatte ihr geträumt, sie sei ihm in der Bredgade begegnet. Er kam auf seine vorsichtige Weise an der Häuserreihe entlang gegangen und mußte jeden Augenblick den feinen grauen Denkerkopf entblößen, weil fast jeder zweite Mensch ihn ehrerbietig grüßte. Sie hatte in letzter Zeit wieder so oft an ihn gedacht und häufig auch von ihm geträumt, und sie hatte sich selbst gefragt, ob nicht dieser liebenswürdige alte Herr im Grunde ihre einzige Liebe gewesen sei, der einzige, für den sie sich vielleicht hätte aufopfern können. – Oder war auch das eine Einbildung?

Jetzt hörte sie die Mutter Lebewohl sagen. Kurz darauf befanden sie sich auf dem Heimwege.

Bei der Rückkehr nach Storeholt trafen sie den Professor im Garten. Er stand unten an der Verandatreppe und fütterte eine Schar Spatzen. Jytte ging sofort auf ihr Zimmer, Frau Berta dahingegen sagte zu ihm: „Hast du Zeit, dann möchte ich gern mit dir reden. Aber wir wollen uns ein wenig von den vielen geöffneten Fenstern und Türen entfernen."

Sie gingen zusammen durch den Garten, bis sie eine Bank erreichten, die im Garten stand.

„Sage mir ganz offen, Asmus, was geht hier vor sich? Diese eilige Reise kannst du doch nicht zu deinem Vergnügen gemacht haben!"

„Nein, – das mögen die Götter wissen! Aber ich möchte am liebsten nicht darüber reden. Laß mich dir nur sagen, Tante, daß, wenn John den Versuch machen sollte, Geld von dir zu leihen, du absolut nein sagen mußt."

„Steht es so schlecht?"

„Ich glaube, wir tun am besten, wenn wir uns auf das Ärgste gefaßt machen. Was du und andere von der Familie hier im Gute stehen habt, ist ja glücklicherweise gesichert. Aber alle andern Hypotheken, gar nicht zu reden von den losen Schul-

den, das ist meiner Ansicht nach rettungslos verloren – verflackert!"
„Aber wie kann denn John hier so hoffnungsvoll umhergehen? Und nun will er sich obendrein als Politiker versuchen. Ich glaube, in der Beziehung erwartet er eine ganze Menge von Enslevs Herkommen."
„John ist leider nur dem Körper nach ein erwachsener Mann. Es ergeht ihm selbst genau so wie seiner Stimme. Er ist nie über das Übergangsalter hinausgekommen. Ich glaube, wir müssen darauf vorbereitet sein, Storeholt eines schönen Tages unter den Hammer kommen zu sehen. Das ist ein häßliches Wort. Aber wir können ja ebensogut, der Wahrheit in die Augen sehen."
„Aber sein Schwiegervater? Der Mann kann es doch nicht mit ansehen, daß seine eigene Tochter und sein Schwiegersohn von Haus und Hof gejagt werden!"
„Das wird er doch ganz sicher tun. Daß er auf die Vorstellungen meines Rechtsanwalts hin John diesmal über den Termin hinweggeholfen hat, ist offenbar nur geschehen, um Zeit zu gewinnen, damit er sich mit den übrigen Halsabschneidern einigen kann, mit denen John sich eingelassen hat. Er soll, wie man sagt, nicht das geringste Geheimnis aus seinen Plänen machen. Er hofft, sich hier sehr bald ein ‚Sommerpalais' einrichten zu können. Er soll sogar schon zu Leuten über die Veränderungen gesprochen haben, die er hier einzuführen gedenkt."
„Ach, das ist doch abscheulich! Ich will dir sagen, Asmus, hätte ich das Geringste von diesem allem gewußt –"
„Ja, es ist nicht ergötzlich, daran zu denken, daß dieser Tölpel hier umhergehen und sich als Gutsherr breitmachen und Storeholt seinen ‚Sitz' nennen soll."
„Ach, es ist empörend! Was soll denn nur einmal aus John werden? Ich will ihn nicht entschuldigen. Er hat seine großen, großen Fehler. Aber ich glaube doch, daß etwas mehr aus ihm

hätte werden können, wenn er eine andre Frau bekommen hätte."
„Dasselbe gilt wohl eigentlich auch von Wilhelmine, wenn sie einen andern Mann bekommen hätte," sagte Asmus. „Sie hätte einen großen Pferdehändler heiraten und jedes zweite Jahr ein Kind kriegen sollen, und vielleicht auch hin und wieder mal ein wenig mit der Reitpeitsche. Das hab ich John übrigens gesagt."
„Sage mir doch, Asmus – um von etwas anderm zu reden –, hast du kürzlich von Dihmer gehört?"
„Ich bekomme von Zeit zu Zeit eine Ansichtskarte von ihm mit ein paar Worten. Das ist das Ganze. Das letztemal war sie aus Indien. Jetzt ist er auf dem Wege nach Amerika. Er führt noch immer ein sonderbar friedloses Dasein. Ich kann nicht klug aus ihm werden. Die große Gesellschaftsreise – du weißt ja – brach er schnell ab, aber ich kenne den Grund nicht. Nun streift er auf eigene Faust umher, – scheinbar ohne dadurch befriedigt zu sein."
In diesem Augenblick ertönte der Gong, der sie zum Frühstück rief.

II

Die Gäste des Hauses und Frau Wilhelmine saßen bereits bei Tische und hatten mit dem warmen Gericht begonnen, als der Jägermeister erschien, mit Augen, die noch rot vom Schlaf waren. Er hatte sein ernsthaftestes Gesicht aufgesetzt. Namentlich dem Bruder gegenüber war er feierlich zugeknöpft. Asmus sollte fühlen, daß er ihm eine Kränkung zugefügt hatte, die er nicht so leicht vergessen würde. Höflich, aber streng formell.
Nachdem er ein Glas Portwein zu der kalten Küche getrunken hatte, wurde er jedoch lebhafter, und beim Kaffee fing er an, Unsinn zu schwatzen.
Asmus hatte an der einen Seite das alte Fräulein Söholm, an der andern saß Jytte, aus der fast kein Wort herauszubekommen war.

Jytte hatte einen Widerwillen gegen ihren Vetter, seit sie ihn einmal in einer Zeitung ‚den bekannten Frauenarzt‘ hatte nennen sehen. Sie konnte namentlich nicht den Anblick seiner Hände mit den schamlos kurzgeschnittenen Nägeln ertragen. Jetzt hatte sie außerdem ihn und die Mutter zusammen unten im Garten sitzen sehen und sogleich den Verdacht geschöpft, daß sie über sie und Dihmer sprachen.
Fräulein Söholm rührte während der ganzen Mahlzeit das Essen nicht an. Sie löste ein Pulver in einem Glas Wasser auf und sprach über den Tisch hinüber mit Frau Wilhelmine von den verschiedenen Badeorten, die sie besucht hatte, alles in der Hoffnung, sich dem Professor mit ihrer Krankheit interessant zu machen. Schließlich wandte sie sich an ihn selbst und fragte, was er von der neuen Petroleumkur halte.
„Ich habe nicht die Ehre, sie zu kennen,“ antwortete er.
Aber nun wurde der Jägermeister boshaft. Um den Bruder in Verlegenheit zu setzen, behauptete er, daß er in wissenschaftlichen Zeitschriften von der Kur gelesen habe, und daß einige der ersten Autoritäten Europas auf medizinischem Gebiet sich mit der größten Anerkennung darüber geäußert hätten.
Die Augen des Professors sandten ihm einen geschärften Pfeil über den Tisch zu.
„Was für eine Kur ist das?“ fragte Frau Berta, deren Interesse rege geworden war.
„Es war in diesem Frühling,“ erklärte Fräulein Söholm. „Ich war auf der Heimkehr von meiner Kur in Schwalbach begriffen und reiste in einem Abteil mit einem jungen Ehepaar. Ich glaube, es waren Norweger, aber trotzdem wirklich nette und angenehme Menschen, alle beide. Wir kamen dann auf mein Leiden zu sprechen, und Herr Akselsen fragte mich – denn sie hießen Akselsen, dessen erinnere ich mich jetzt –, er fragte mich, ob ich die Petroleumkur versucht hätte. Er sei selbst kürzlich ganz schrecklich krank und von den Ärzten aufgegeben gewesen. Aber da habe einer seiner Freunde ihm den Rat gegeben, sechs

Wochen lang täglich einen Viertelliter Petroleum zu trinken – zurzeit ein Likörglas voll –, und nun sei er vollkommen gesund und befände sich auf der Hochzeitsreise mit seiner Frau."

Frau Wilhelmine, die merkte, wie sich Verlegenheit um den Tisch herum ausbreitete, beeilte sich zu sagen: „Du kannst mir glauben, Tantchen, der Herr hat dir was aufbinden wollen."

„Mir was aufbinden? Ich hab doch Augen im Kopf! Und ich kann dir sagen, er war vollkommen gesund geworden, war ganz rotwangig und so munter und frisch, als wenn ihm nie etwas gefehlt hätte. Nee, das glaub ich nich, Wilhelmine! Aber einen Viertelliter täglich – das ist freilich eine Menge! Glauben Sie nicht auch, Herr Professor, daß man sich mit weniger begnügen kann?"

„Ich weiß es wirklich nicht; aber ich möchte Ihnen empfehlen, einen Tierarzt um Rat zu fragen."

Die alte Dame wurde blutrot im Gesicht vor Wut und wollte etwas entgegnen, Frau Wilhelmine aber verhinderte das, indem sie sich erhob und „Gesegnete Mahlzeit" sagte.

Unter allgemeiner Verstimmtheit ging die Gesellschaft in den Garten hinab. –

Am Nachmittag, als der Professor abgereist war, kam ein Reiter auf den Hof geritten. Es war ein jüngerer Herr mit einem kleinen gestutzten Schnurrbart, steifem Hut, strammem Figurrock und lehmfarbenen Beinkleidern. Er hielt vor der Freitreppe, die Hand in die Seite gestemmt, bis sich schließlich ein Stallknecht blicken ließ. Als er erfuhr, daß sich die Damen im Garten aufhielten, begab er sich da hinaus, ohne sich melden zu lassen.

Die vier Damen saßen unter den Kastanien bei einer Tasse Tee. Als Jytte den elegant gekleideten Herrn mit der Reitpeitsche in der Hand kommen sah, schweifte ihr Blick ganz unwillkürlich zu Frau Wilhelmine hinüber. Und obwohl das Gesicht der Schwägerin nicht die allergeringste Gemütsbewegung verriet, sagte sie sich: „Hier haben wir den Liebhaber!"

„Herr Waldtaxator Frandsen," stellte Frau Wilhelmine vor. Herr Frandsen verneigte sich korrekt, indem er die Hacken zusammenschlug. Er hatte ein ganz schönes, aber fades Gesicht und ein verlegen-zierliches Wesen.

Der Jägermeister, der sich nach seines Bruders Abreise zurückgezogen hatte, „um im Laboratorium zu arbeiten", lag in diesem Augenblick ausgestreckt auf dem Sofa in seinem Zimmer, mit einer Schlummerdecke zugedeckt, und schlief fest. Ein Fenster stand nach dem Garten hinaus auf, wo eine Schar Krähen Generalversammlung abhielt, ohne daß er sich dadurch in seinen Studien hätte stören lassen.

Der Klang der Stimme des fremden Herrn weckte ihn dahingegen augenblicklich. Er warf die Decke von sich, richtete sich auf und starrte mit weit aufgerissenen, schlafroten Augen in die Luft hinaus.

„Frandsen!" flüsterte er vor sich hin.

Als er nach einer Weile vor dem Pfeilerspiegel stand, um seine Kleidung zu ordnen, ermahnte er sich selbst zur Ruhe. Er band seinen Schlips, der aufgegangen war, zog mit einem Taschenkamm den Scheitel seiner dünnen Haare, die ebenfalls in Unordnung geraten waren, nach und gelobte sich selbst, vollkommen beherrscht zu sein. Selbst Wilhelmine sollte ihm nichts anmerken können.

Was ihn fast am meisten empörte, war, daß er selbst Frandsen an Graf Rabenfeldt empfohlen hatte, als dieser einmal im Winter davon geredet hatte, daß er seine Wälder taxieren lassen wolle. Jetzt erntete er den Lohn für seinen Freundschaftsdienst! Aber das war die alte Geschichte. Undankbarkeit war überhaupt der Lohn, den ihm die Welt bisher gespendet hatte.

Eine frisch angezündete Zigarre im Munde, kam er nach einer Weile, in seinem weißen Laboratoriumskittel die Verandatreppe herunter.

„Ei, ei – Frandsen! Du hier! . . . Und im Reitanzug! Hat dir Rabenfeldt wieder ein Pferd geliehen?"

Herr Frandsen wurde dunkelrot bis an den Hutrand und antwortete verwirrt: „Geliehen? Du weißt doch sehr wohl, daß ich mir ausdrücklich ein Reitpferd ausbedungen habe, solange ich mich auf Rabenseje aufhalte."

„Mußt du zu einer bestimmten Zeit mit dem Pferd zurück sein?"

Der Freund strich den Schnurrbart mit zwei Fingerspitzen, während er sich vor Wut in die Lippe biß. Plötzlich aber kam ihm ein lichter Gedanke.

„Ich glaube, das Kindermädchen kommt und holt mich ab," sagte er.

Sowohl Frau Wilhelmine als auch Fräulein Söholm lachten herzlich über seine schlagfertige Entgegnung. Fräulein Söholm gurrte förmlich vor Wonne.

Dem Jägermeister war das Blut zu Kopf gestiegen. Aber aus Angst, sich zu verraten und sich lächerlich zu machen, beschloß er, mit den andern zu lachen.

„Bravo, Frandsen!" sagte er anerkennend.

Herr Frandsen, der selbst erstaunt über seinen Witz war, dankte geschmeichelt mit einer tiefen Verbeugung für den Beifall.

„Wir sprachen gerade davon, daß wir das schöne Wetter zu einem Ausflug benutzen wollten, John," sagte Frau Berta. „Wilhelmine hat eine Fahrt nach Follebro vorgeschlagen, um die Ausgrabungen zu besichtigen, von denen in der Zeitung gestanden hat. Herr Frandsen weiß, wo es ist, und erbietet sich, unser Führer zu sein."

„Du denkst wohl nicht daran, daß der Landauer mit meinem Bruder in Odense ist," sagte der Jägermeister zu seiner Frau. „Und der Kremser ist leider beim Schmied."

„Ist der noch da? . . . Dann können wir ja den Jagdwagen nehmen."

„Da ist nur Platz für vier."

„Das ist auch genug, wenn du selbst fährst. Ich ziehe doch vor zu reiten."

„Das kannst du nicht."

„Warum denn nicht?"
„Du weißt doch, daß ‚Kora' lahmt."
„Mein Gott, dann nehme ich das rote Kutschpferd, das habe ich schon früher geritten. Mach doch nicht so viel Aufhebens!"
„Was meinst du, Tante Berta? Glaubst du wirklich, daß die Ausgrabungen das geringste Interesse haben?"
„Das weiß ich nicht. Aber der Vorschlag, eine Ausfahrt zu machen, sagt mir auf alle Fälle zu. Es ist so hübsch bei Follebro."
Der Jägermeister hatte die Augen zu Boden geschlagen. So stand er eine kleine Weile, dann wandte er sich um und kehrte in seine Stube zurück, um im Stall Bescheid zu sagen.
Bald darauf brachen die Damen auf, um sich fertigzumachen.
Als Frau Wilhelmine in ihr Schlafzimmer kam, stand ihr Mann dort. Sein Aussehen erschreckte sie. Die Hände auf dem Rücken, kam er auf sie zu und drängte sie mit seinem Blick bis an die Wand. Schließlich rief sie voller Angst: „Was willst du von mir? Hier drinnen hast du nichts zu schaffen!"
„Du willst mit Frandsen zusammen reiten?" sagte er. „Gut! ... Aber wenn du dich mehr als zehn Schritt vom Wagen entfernst, wirst du noch heute abend mit dieser hier vom Hof heruntergejagt!"
Er erhob eine zusammengerollte Hundepeitsche, die er auf dem Rücken verborgen gehalten hatte, in die Höhe.
„Bist du verrückt? Bist du von Sinnen? Willst du augenblicklich hinausgehen? Sonst klingele ich nach den Mädchen."
„Das würde zur Folge haben, daß du sofort zum Tor hinauskommst. Ich hoffe, du verstehst jetzt, daß es diesmal Ernst ist!"-
Er ging in sein Zimmer. Frau Wilhelmine stürzte auf die Tür zu, die sie verschloß. – „Du Lump!" schleuderte sie ihm nach und brach in ein lautes, dirnenhaftes Gelächter aus.
Der Jägermeister fuhr zusammen.
Eine plötzliche Angst befiel ihn und machte ihn unschlüssig.

Amüsierte sie sich wirklich über ihn? Fand sie ihn komisch?...
Plötzlich beantwortete er das Lachen mit einem Pfeifen. Mitten in seiner Erregung und wahnsinnigen Verliebtheit ging er im Schlafzimmer umher und pfiff, so laut er konnte, die Melodie zu: „Da haben wir sie ja, die alte Wachtparade!"
Eine Viertelstunde später befanden sich das Ehepaar und die Gäste auf dem Wege nach Follebro.

III

Jytte saß bei ihrem Vetter auf dem Kutscherbock. Frau Berta und Fräulein Söholm hatten den Rücksitz eingenommen, den Rücken ihnen zugewandt. Frau Wilhelmine und Herr Frandsen begleiteten den Wagen zu Pferd, jeder auf einer Seite.
Herr Frandsen ritt eine glasäugige Stute mit Schwanenhals und einem kleinen beweglichen Schwanzstummel. Er hatte sie mehrmals zurückgehalten in der Hoffnung, daß auch Frau Wilhelmine sich vom Wagen entfernen würde, so daß sie allein bleiben könnten. Aber er wurde immer enttäuscht. Frau Wilhelmine hütete sich wohl. Die Drohung ihres Mannes hatte doch ihre Wirkung ausgeübt.
Ihr Gehorsam rührte den Jägermeister, der sich leicht bewegen ließ. Sein ganzer Zorn wandte sich nun gegen den verräterischen Freund. Von der Chaussee waren sie auf einen schmalen Landweg abgebogen, und hier fuhr er in seiner Rachsucht den Wagen immer weiter nach der Seite, wo Herr Frandsen ritt, und drängte ihn auf diese Weise an den Wegrand. Um nicht in den Graben hinein zu geraten, mußte der Freund schließlich hinter dem Wagen herreiten. Hier ritt er niedergeschlagen ganz allein in dem aufwirbelnden Staub.
Dieser Triumph versetzte den Jägermeister in gute Laune. Er knallte mit der Peitsche und ließ die Pferde ausholen.
Nach kaum einstündiger Fahrt erreichte man die Stelle mit den ausgegrabenen Überresten eines alten Klosters. Sie lagen auf

der Höhe eines kahlen Hügelrückens außerhalb eines Waldes. Nur ein Fußpfad führte hinauf, so daß die Damen aus dem Wagen steigen mußten. Im übrigen war da fast nichts zu sehen. Ein Mauerüberrest von ungefähr zehn Ellen war aufgedeckt worden – sonst war da nichts.

Dafür war die Aussicht von da oben wunderbar. Das halbe fünensche Land lag ausgestreckt innerhalb des Gesichtskreises wie ein ungeheurer Garten, die Kreuz und Quer durchschnitten von eingefriedigten Wegen, zwischen denen die Felder wie grüne Rasenflächen und die Wälder wie Bosketts lagen. Frau Berta, die hauptsächlich um dieser Aussicht willen an der Fahrt teilgenommen hatte, zog sich ein wenig von den andern zurück, um allein mit ihren Erinnerungen zu sein. Hier hatte sie einstmals in den Tagen ihrer Jugend mit ihrem Freund gestanden und über die Gegend ihrer Kindheit hinübergeschaut nach dem Lande ihrer Träume, so voll frischen Glaubens an die Barmherzigkeit des Lebens. – „Ach, Hjalmar! Nun bin ich doch geworden, was du glaubtest, daß ich niemals werden könnte – eine alte Frau, die über sich selbst weint!"

Der Jägermeister, der auf dem Wagen sitzen geblieben war, machte allmählich seiner Ungeduld mit der Peitsche Luft. Nach einer Weile kamen sie alle wieder herab – die beiden Reitenden voran.

Es erforderte Zeit, bis die drei Damen wieder auf dem Wagen Platz genommen hatten, und diese Gelegenheit benutzten Frau Wilhelmine und Herr Frandsen, um ein wenig voraus zu reiten – anfänglich im Schritt, dann, als sich der Wagen in Bewegung setzte, im Trab. Der Jägermeister ließ die Zügel schießen, um sie einzuholen. Da aber beschleunigten auch sie ihr Tempo, und der Abstand wurde innegehalten.

Man hatte beschlossen, den Rückweg durch den Wald zu nehmen. Da die Bäume so dicht standen und der Weg beständig Biegungen machte, kam das reitende Paar jeden Augenblick außer Sicht. Der Jägermeister ließ die Zügel immer mehr schießen, und

die Pferde holten aus. Namentlich die Stute, die gewohnt war, zusammen mit dem Fuchs, den Frau Wilhelmine ritt, vor dem Wagen zu gehen, ging mächtig vorwärts mit hochgehobenem Kopf. In seiner Unruhe begann das Tier schließlich mit einem Notschrei nach seinem Gatten zu rufen. Der antwortete vorne, und die Rufe hallten wider im Walde.

Bei jeder neuen Biegung des Weges, wo Wilhelmine und ihr Kavalier wieder einen Augenblick sichtbar wurden, zeigte es sich, daß sich die Entfernung eher vergrößert hatte. Jytte fühlte sich sehr ungemütlich bei der Sachlage. Sie sah das verbissene Gesicht des Vetters immer bleicher werden, während die Fahrt immer wilder wurde.

Jetzt wurde auch Frau Berta aufmerksam. Sie wandte sich um und sagte: „Wie du doch fährst, John!"

Er nahm die Zügel sofort strammer, besorgt, sich eine Blöße gegeben zu haben. Als aber das Pferd unter dem rechten Zaum den Kopf wieder mit einem schallenden Wiehern in die Höhe hob, richtete er sich wütend von seinem Sitz auf und ließ die Peitsche mit aller Macht ein paarmal auf seinen Rücken niedersausen, so daß sich das Tier zitternd aufbäumte.

„Willst du wohl das Gekräh nachlassen!" schrie er.

„Aber John! Was hast du nur einmal!"

Es war wieder Frau Berta. Ihr wurde allmählich klar, was hier vor sich ging. Diesem Herrn Frandsen also galt die Anspielung des Neffen am vorhergehenden Tage!

Fräulein Söholm sagte nichts. Der Respekt vor der Wut eines zornigen Mannes saß ihr aus dem Heim ihres Bruders im Blut. So bange sie auch war, wagte sie doch nicht zu mucksen. Die spionierenden Augen standen der alten Dame starr im Kopf; sie saß zusammengekauert da und glich einer großen Kröte in Mantille aus Seidenmoirée und mit „Esprit".

Jetzt gewahrte man das Reiterpaar wieder vorn. Es hielt mitten auf dem Wege und wartete.

„Wo bleibt ihr nur einmal!“ rief Wilhelmine, als sich der Wagen näherte.
Der Klang ihrer Stimme und namentlich die Ungeduld, die sie dahineinlegte, machten dem Jägermeister sofort weich ums Herz. Er hatte eben noch dagesessen und hoch und heilig geschworen, daß er, wenn er nach Hause kam, die Hundepeitsche nehmen und sie grün und gelb prügeln wolle wie eine Gründonnerstagssuppe. Jetzt wurden ihm die Augen feucht vor Dankbarkeit, daß sie ihn nicht zwang, Ernst daraus zu machen.
„Was habt ihr denn so zu jagen?“ sagte er beinahe jammernd.
Bei der Einfahrt in die große Pappelallee, die nach Storeholt führte, verabschiedete sich Herr Frandsen, während er das Pferd Luftsprünge ausführen ließ, und tänzelte dann in einem englischen Galopp davon. Kurz darauf fuhr der Wagen an der Treppe vor, und die Mamsell und eins der Stubenmädchen kamen heraus, um die Herrschaften in Empfang zu nehmen.
Aus ihren angstvollen Mienen ersahen sie gleich alle, daß etwas sehr Ernsthaftes geschehen sein müsse.
„Was ist denn los?“ fragte der Jägermeister.
Die Mamsell erzählte, daß das kranke Küchenmädchen plötzlich sehr elend geworden wäre und wohl kaum am Leben bleiben würde. Der Doktor sei dagewesen und habe gesagt, es sei eine schlimme Lungenentzündung. Das Mädchen habe dann gebeten, den Pfarrer zu holen, damit er ihr das Abendmahl reiche; Pastor Gaardbo sei eben gekommen und sitze bei ihr.
Die Damen stiegen still vom Wagen. Jytte, die das unheimliche Gefühl von der wilden Jagd durch den Wald noch nicht verwunden hatte, wurde stark erschüttert durch die Mitteilung. Sie legte sich keine Rechenschaft von dem Grunde ab, aber bei dem Gedanken an den Tod empfand sie Pastor Gaardbos Nähe als eine Beruhigung.
Frau Wilhelmine, die beim Stall abgestiegen war, kam erst jetzt herzu und hörte, was geschehen war.

„Ist der Pfarrer bei Oline?“ fragte sie.

Die Mamsell wiederholte ihren Bericht.

„Was für eine Oline ist das?“ fragte Jytte. „Doch nicht das nette Mädchen, das auch letzten Sommer hier war? ... Ach ... wirklich!“

Frau Berta war gleich in ihr Zimmer hinaufgegangen. Nach der Entdeckung, die sie auf der Fahrt gemacht hatte, konnte sie es in diesem Augenblick nicht ertragen, mit Frau Wilhelmine zusammen zu sein. Sie war nicht sicher, daß sie sich bezwingen könne, ihr nicht gerade ins Gesicht zu sagen, wie schändlich ihr Benehmen sei.

Nachdem die andern Damen abgelegt hatten, gingen sie in den Gartensaal hinab. Jytte setzte sich an eins der Fenster. Unwillkürlich dämpften alle drei ihre Stimmen unter dem Eindruck der feierlichen Handlung, die am andern Ende des Hauses stattfand. Obwohl Jytte selbst nie zum Abendmahl gegangen war und kaum recht wußte, was bei einer solchen Gelegenheit vor sich ging, war sie von einer erhobenen Stimmung ergriffen bei dem Gedanken an diesen Pfarrer, der seinen Tag damit begonnen hatte, Blumen für das Stübchen der alten Bodil zu pflücken, und der nun da drinnen an dem Bett des kranken Mädchens stand und ihr Trost durch eine Beschwörung brachte. Und sie dachte, daß er sich wohl so für andere opferte, um den Kummer über den Tod der Braut zu vergessen.

Jetzt hörte sie seine Stimme. Er kehrte in Begleitung der Mamsell durch die lange Reihe der Zimmer zurück. Gleich darauf stand er in seinem Ornat in der Tür.

Frau Wilhelmine erhob sich und ging ihm mit einer ihrer gewöhnlichen gesellschaftlichen Redensarten entgegen. Eine Weile standen sie dort und sprachen über die Kranke, und des Pfarrers ruhige, jütisch gefärbte Sprache wirkte eigentümlich in diesen Räumen, wo man gewohnt war, die Knabenstimme des Jägermeisters zetern zu hören. Einen noch fremdartigeren Eindruck machte jedoch seine ernste Gestalt selbst in dem langen, schwarzen

Gewand und dem großen Tollenkragen. Jytte störte es nur, daß er in der Hand eine häßliche kleine Hebammentasche trug, die wahrscheinlich die sakramentalen Erfordernisse enthielt.
„Oline hat mich gebeten, morgen wieder zu kommen," hörte sie ihn sagen. „Das hängt natürlich davon ab, ob sie imstande ist, Besuch zu haben."
Frau Wilhelmine bat ihn, Platz zu nehmen, aber er entschuldigte sich und sagte Lebewohl.
„Was für ein alberner Mensch er doch ist!" sagte Frau Wilhelmine, als er gegangen war. Sie hatte gesehen, daß sein Blick während des Gesprächs ein paarmal nach dem Fenster hinübergeschweift war, an dem Jytte saß. – „Er soll sogar entschlossen sein, nie zu heiraten, weil seine Braut starb."
„Wer sagt das?" fragte Fräulein Söholm.
„Es heißt so, und das sieht ihm auch ganz ähnlich. Er ist ja völlig verschroben. Er will seiner Malene bis in den Tod treu sein. Wie die Leute doch lächerlich sind!"

IV

Am nächsten Vormittag, als Jytte ihren Vetter im Garten traf, bat sie ihn, ihr einmal im Laufe des Nachmittags einen Wagen zu überlassen. Sie wolle ihrer Freundin, der Doktorsfrau in Jerve, gern einen Gegenbesuch machen.
„Das tut mir leid, ich habe dem Kutscher gerade einen andern Auftrag gegeben. Hat es nicht Zeit bis morgen?"
„Ja, lieber John – morgen oder ein anderes Mal," sagte sie und war gleich geneigt, die Fahrt ganz aufzugeben.
Am folgenden Tage fuhr sie trotzdem hin.
Als der Wagen vor der Wohnung des Arztes hielt, sah sie, daß sie das Unglück hatte, gerade in eine große Wäsche hineinzugeraten. Rings um das ganze Haus herum hing Wäsche zum Trocknen. Auch im Garten waren Schnüre gezogen. Der frische Laugenqualm drang ganz bis auf den Weg hinaus.
Sie fand alle Türen im Hause offen, ging aus einem Zimmer

in das andere, ohne einem Menschen zu begegnen. Erst an der Gartentür angelangt, entdeckte sie die Freundin, die zwischen klatschenden Lakenreihen auf dem Rasenplatz stand. Neben ihr im Gras saß ein kleines Kind und streifte bedächtig eine Butterblume ab. Von einer andern Stelle des Gartens drang das Geräusch spielender Kinder herüber.
Frau Meta wandte ihr den Rücken zu, und als Jytte sah, daß sie wieder guter Hoffnung war, begann ihr Herz zu pochen.
„Guten Tag, Meta!" sagte sie; aber infolge des Klatschens der Wäsche mußte sie ihren Gruß mehrmals wiederholen, ehe die Freundin sie hörte.
Nun folgte ein großer Empfang. Die Kleine wurde auf den Arm genommen, um vorgestellt zu werden. Auch die andern Kinder sollten sofort zur Musterung antreten.
„Hedwig – Jörgen – und Olga!" rief die Mutter, und drei halbnackte und sonnengebräunte Rangen kamen auf allen vieren unter den aufgehängten Bettüchern und Bettdecken hervorgestürzt. Als sie die fremde Dame entdeckten, richteten sie sich erschrocken auf und gingen darauf artig hin und gaben die Hand.
„Das ist ja ein ganzes Regiment!" sagte Jytte.
„Ja, findest du nicht auch, daß ich Grund habe, stolz zu sein?"
„Freilich, – und das bist du ja auch."
„Aber wie seht ihr nur einmal aus, Kinder!" sagte Meta. „Sie liegen ja den ganzen Tag an der Erde und wälzen sich herum wie die Spatzen. . . . Komm, Jytte, jetzt gehen wir hinein! Ich muß nur den Mädchen Bescheid sagen."
„Es tut mir so leid, daß ich störe."
„Unsinn! Wir sind übrigens beinahe fertig. Aber wir haben auch heute morgen um fünf Uhr angefangen. Es wird herrlich sein, die Schenkel ein wenig zu ruhen!"
Während die Freundin hinausgegangen war, saß Jytte allein und sah sich forschend um. Die Tür zu des Doktors Stube nebenan stand offen. Die Ausstattung in beiden Zimmern war

in altmodischem Bauernstil gehalten. Hohe, dunkel gebeizte Paneele mit einer festen Bank längs der einen Seite, getündhte Wände, rot gestrichene Möbel. Keine Gardinen oder Portieren zum Schutz gegen das Licht, nur eine gelbe Kappe über den Fenstern. Unbequeme Stühle mit Strohsitzen.

„Wie gemütlich du es hier hast!" sagte sie, als Meta zurückkam, wußte aber nicht recht, ob sie es auch wirklich meinte. In der Stimmung der Stuben lag etwas, das sie zugleich anzog und abstieß, und sie brachte unwillkürlich dies Gefühl in Verbindung mit ihrem Eindruck von Pastor Gaardbo. – „Das ist also wohl der Geschmack deines Mannes?" fragte sie.

„Ja – und der meine. Du findest ihn gewiß reichlich spartanisch?"

„Nun ja – vielleicht."

„Siehst du, wir finden, man soll sich das Leben nicht noch beschwerlicher machen, als es ohnehin schon ist. Und man kann wirklich die meisten von den tausenderlei Dingen, mit denen die Leute ihre Stuben anzufüllen pflegen, so herrlich entbehren."

Jytte erwiderte nichts hierauf, und nun saßen sie eine Weile da und sprachen von ihren verschiedenen gemeinsamen Freundinnen, von deren Ehen und Scheidungen und andern Mißhelligkeiten. Meta hatte einen großen Nähkorb mit Stopfsachen vor sich hingestellt. Sie war nicht gewohnt, müßig zu sitzen, und kam daher in Verlegenheit mit ihren Händen. Aber Jytte ahnte, daß sich die Freundin außerdem mit dieser hausfraulichen Beschäftigung halb unbewußt gegen die Eindrücke aus der Welt, die sie verlassen hatte, verschanzte.

„Sehnst du dich nie nach Kopenhagen zurück?" fragte sie.

„Nein, nie! Ich finde, man lebt viel glücklicher auf dem Lande. Das hast du auch selbst einmal gesagt; ich entsinne mich dessen noch. Es klang so drollig. Aber dann erzähltest du von deiner Kindheit auf Samsö, und da verstand ich, daß du es wirklich meintest."

Jytte nickte.
„Du sollst sehen, wenn du dich einmal verheiratest, so wird der Betreffende auch gewiß ein großer Gutsbesitzer sein. Das habe ich immer geglaubt."
Jytte mußte lächeln.
„Sag mir doch, Meta, warum willst du mich eigentlich mit aller Gewalt unter die Haube bringen?"
„Weil es das einzige ist, was wirklich Glück bringt. Jetzt weiß ich es!"
„Ja, ich beneide dich um deine Kinder. Könnte man sie nur mit der Paketpost geschickt bekommen, ohne alle diese vielen voraufgehenden Formalitäten."
Jetzt war die Reihe zu lächeln an Meta. Sie sah verstohlen mit einem halb schalkhaften, halb verschämten Blick über ihre Stopfnadel zu Jytte hinüber und errötete.
„Davon meinst du ja nicht ein Wort," sagte sie.
Aber im selben Augenblick wechselte der Ausdruck ihres Gesichts. „Ach, du denkst natürlich an die Entbindungen. Ja, die sind gräßlich. Noch viel schlimmer, als man es sich vorgestellt hat," sagte sie, und Jyttes aufmerksame Augen sahen, wie das Blut aus den Wangen der Freundin entwich aus Angst vor dem, was ihr jetzt wieder bevorstand.
„Nein, daran dachte ich eigentlich nicht. Eine Niederkunft ist ja auch heutzutage nicht mehr dasselbe wie in alten Zeiten, wo man keine Betäubung kannte. Kornelia Borgen erzählte mir, als sie ihr letztes Kind bekam, ahnte sie nicht das geringste. Entsinnst du dich noch des großen Aufstandes unter den Anhängern der Innern Mission vor ein paar Jahren, weil mein Vetter, Professor Hagen, von der modernen Wissenschaft geschrieben hatte, daß sie den alttestamentlichen Flüchen, einem nach dem andern, höflich die Treppe hinableuchte?"
Ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, erwiderte Meta nach einer Pause: „Ich bin nur einmal betäubt worden. Und das eine Mal bereue ich jetzt fast."

„Was soll das heißen?"
„Mein Mann hat mir natürlich immer beigestanden, und er kann die Betäubungen bei Entbindungen nicht leiden. Er findet, die Kinder sollen auf natürliche Weise zur Welt kommen, sonst ist es nur wie die Operation einer Geschwulst. Man erfährt selbst nichts von dem, was mit einem geschieht in diesem größten Augenblick im Leben einer Frau."
„Was hast du denn getan?"
„Nichts. Ich habe die Zähne zusammengebissen, solange ich konnte. Aber damals, als ich Olga bekam, bedurfte ich der Hilfe. Das Kind lag ganz verkehrt."
„Und das bedauerst du jetzt?"
„Nein, das will ich nicht sagen, denn dadurch wurde vielleicht mein und des Kindes Leben gerettet. Ich habe Olga auch natürlich ebenso lieb wie die andern. Aber ich empfinde es trotzdem oft als Entbehrung, daß ich damals, als sie zur Welt kam, so weit weg war. Ich glaube, es bedeutet viel für eine Mutter, daß sie merkt, ihr Kind wird geboren, daß sie seinen allerersten kleinen Schrei gehört hat. Mein Mann pflegt zu sagen, sonst kommen die tiefsten Herzwurzeln nicht mit."
Es flammte Jytte vor den Augen bei diesen Worten. Sie begriff nicht, daß Meta trotz allem, was sie durchgemacht hatte und noch leiden sollte, dort so gefaßt sitzen und sich zufrieden fühlen konnte. War da denn nichts in ihr, was sich auflehnte und Haß entfachte gegen die wilden Mächte, die die Welt mit einer so spitzfindigen Grausamkeit lenkten? Dachte sie auch nicht daran, daß alle diese Kinder, die sie unter so gräßlichen Qualen zur Welt brachte, vielleicht einmal wünschen würden, nie geboren zu sein, ja sich vielleicht schließlich töten würden aus Überdruß am Leben und seinen sinnlosen Mißhandlungen?
„Dein Mann ist wohl sehr religiös, so wie sein Bruder?"
„Ja, das kommt darauf an, wie du das meinst. Christen sind wir auf alle Fälle nicht."
„Was seid ihr denn?"

„Ja, siehst du, mein Mann hat seine eigenen Anschauungen über alles. Wenn du mir versprichst, nicht darüber zu reden, kann ich dir gern erzählen, daß er an einem großen Werk schreibt. Er hat schon mehrere Jahre daran gearbeitet."
„Wovon handelt es denn?"
„Von allem möglichen im Grunde. – Hauptsächlich aber von Kindererziehung und dem Zusammenleben mit der Natur. Nicht Sport oder Mondscheinschwärmerei oder dergleichen ... ja, es hat keinen Zweck, daß ich anfange, es dir zu erklären. Du mußt lieber versuchen, ihn selbst dazu zu bewegen. Und er tut es liebend gern."
„Ich bin ein wenig erstaunt über das, was du mir da sagst. Neulich hast du mir erzählt, dein Mann und dein Schwager, der Pfarrer, wären einander so viel; da glaubte ich, daß sie auch auf religiösem Gebiet –"
„Mein Schwager gehört nicht zu denen, die sich an die Dogmen hängen. Er sieht allein auf die Gesinnung. – Aber das ist wahr, du kennst ihn ja! Er war gerade gestern hier und erzählte, daß er dich und deine Mutter getroffen habe."
Jytte antwortete nur ja.
„Weißt du, daß mein Schwager einen großen Kummer gehabt hat?"
„Ich habe davon gehört. Er hat seine Braut verloren, nicht wahr?"
„Ja, und auf die unheimlichste Weise ... kurz vor der Hochzeit. Sie bekam einen Krampf beim Baden und ertrank. Das ist jetzt zwei Jahre her."
„Wer war sie, das junge Mädchen?"
„Sie war aus Kolding. Übrigens war sie seine und meines Mannes Base. Ein vorzügliches kleines Menschenkind, frisch und lieb. Merkwürdigerweise spricht er nie von ihr. Aber ich kann es seinen Augen ansehen, daß er immer an sie denkt."
„Lebt dein Schwager jetzt ganz allein in seiner Pfarre?"
„Ja, der Ärmste! ... Er hat natürlich eine Haushälterin, eine

fürchterliche Person übrigens ... Aber wir hoffen ja von ganzem Herzen, daß er eine andre finden wird, die er liebhaben kann. So ein Junggeselle ist wirklich nicht zu beneiden."

Im selben Augenblick hörte man eine Männerstimme draußen auf der Diele, und als Jytte die Stimme des Pfarrers zu erkennen glaubte, wurde sie ein wenig unruhig.

„Das ist mein Mann," sagte Meta. „Ich will ihm nur sagen, daß du hier bist."

Jytte beschloß, aufzubrechen, sobald sie den Doktor begrüßt hatte. Sie legte keinen Wert darauf, dem unhöflichen Mann nochmals zu begegnen, und bereute überhaupt, daß sie hergekommen war.

Doktor Gaardbo empfing sie indessen mit überraschender Liebenswürdigkeit. Er entpuppte sich außerdem als ganz unterhaltend, sprach viel und ein wenig lärmend, war aber voller Humor. Als Meta sie zu überreden suchte, doch zu Abend zu bleiben, stimmte er ein und erbot sich, sie nach Hause zu fahren, falls ihr eigener Wagen nicht warten könne. Aber all ihre Freundlichkeit machte Jytte nur noch erpichter darauf, fortzukommen, weil sie fühlte, daß sie gar nicht hierher paßte.

Bald darauf geleitete die ganze Familie sie an den Wagen.

Doktor Gaardbos Interesse für die Freundin seiner Frau war wachgerufen durch eine Bemerkung, die sein Bruder gelegentlich seines Besuches neulich über sie hatte fallen lassen. Die Worte verrieten ein gewisses Erfülltsein von der schönen Ministertochter. Aus dem Grunde war er begierig geworden, sich selbst eine Ansicht über sie zu bilden, und als vorläufiges Ergebnis der Prüfung stellte er jetzt fest, daß die Dame wirklich ein gut Teil menschlicher war, als er es nach ihrer Eleganz und ihrem Gesichtsausdruck anfänglich angenommen hatte.

Als Jytte nach Hause kam, traf sie niemanden in den Zimmern; aber draußen unter der Marquise auf der Veranda stieß sie auf ihren Vetter, der dort mutterseelenallein saß, trübselig in sich versunken, eine Flasche Whisky und Sodawasser vor sich. Sie

wollte an ihm vorübergehen, aber er bat sie, sich einen Augenblick zu ihm zu setzen; er habe Wichtiges mit ihr zu besprechen.
„Was willst du mir sagen?" fragte sie ungeduldig.
Er sah sie kläglich an.
„Es ist etwas sehr Ernsthaftes ... etwas sehr Trauriges. Sage mir doch, hast du nicht bemerkt, daß es zwischen mir und Wilhelmine nicht so ist, wie es sein soll?"
„Freilich habe ich das bemerkt."
„Das dachte ich ja. Daher sollst auch du allein die ganze Wahrheit erfahren. Ich muß in vollem Vertrauen mit einem Menschen reden. – Wilhelmine und ich, wir müssen uns scheiden lassen. Es bleibt nichts anderes übrig."
„Das hast du nun so oft gesagt, und doch ist nie etwas daraus geworden."
„Ja, aber diesmal ist es Ernst. Der jetzige Zustand ist unerträglich. Wenn ich mit der Person weiter leben soll, so friere ich tot. Ich will lieber mit einem dreckigen Milchmädchen verheiratet sein als mit diesem Eiszapfen!"
„Es wäre wohl besser um euch bestellt, wenn ihr nicht den kleinen Kaj verloren hättet!" sagte Jytte, deren Gedanken immer wieder – gegen ihren Willen – zu der Freundin zurückglitten. „Oder wenn ihr mehr Kinder gehabt hättet."
„Ach Gott, über Kaj hab ich genug zu hören bekommen, damals als sie ihn erwartete! Hinterher war sie ja stolz auf den Jungen; aber Wilhelmine hat trotzdem nichts davon wissen wollen, mehr Kinder zu bekommen. Sie konnte ganz wütend werden, wenn ich nur eine Anspielung darauf machte."
„Kannst du ihr das im Grunde verdenken?"
„Das kann doch dein Ernst nicht sein, Jytte! Es ist ja die erste Pflicht der Frau, für die Vermehrung zu sorgen. Die Welt soll doch wohl nicht entvölkert werden?"
Jytte wollte nicht hierauf antworten. Mit abgewandtem Gesicht saß sie da und ließ sich mehr und mehr von ihrem düstern und bittern Einsamkeitsgefühl hinreißen.

„Aber wir Männer sind zu feinfühlend," fuhr der Vetter fort. „Daher stammt das ganze Unglück. Ich muß oft daran denken, was einer meiner Freunde einmal sagte – ein Frauenkenner. Er sagte geradeheraus zu mir, Wilhelmine hätte einen großen Pferdehändler von zwölf Lispfund heiraten und hin und wieder eine tüchtige Tracht Prügel mit der Reitpeitsche bekommen sollen. Und das gelte übrigens von den meisten Frauen – sagte er."

„Wer war der weise Mann?"

„Der Name tut nichts zur Sache, nicht wahr? Aber es liegt ein gut Teil Wahrheit darin. Wenigstens ist das meine Erfahrung."

Meine auch! – dachte Jytte. Warum es nicht ebensogut eingestehen? Zwölf Lispfund Fleisch im Arm und hinterher körperliche Mißhandlung in irgendeiner Form, die neun Monate lange Qual der Schwangerschaft, das Rädern der Entbindung – oder in Ermanglung dessen die Reitpeitsche. Das ist die eigentliche Forderung, die die Frau an den Mann stellt! Das nie gestillte Verlangen nach Entwürdigung war das innerste Bedürfnis ihrer Natur, und es wurde ihr Schicksal.

„Weißt du übrigens, Jytte, daß ich heute an Enslev geschrieben und ihn gebeten habe, mir die Ehre zu erweisen, Storeholt als sein Heim zu betrachten, solange er sich hier in der Gegend aufhält. Ich muß natürlich auch ein Mittagessen für ihn geben. Vielleicht im Anschluß daran ein großes Abendfest mit Illumination im Garten. Man kann ja nicht genug Wesens von dem Mann machen, und ich glaube, er wird Wert darauf legen. Das Mittagessen hab ich mir übrigens ganz bürgerlich gedacht. Das ist auch notwendig mit Rücksicht auf die Teilnehmer. Das werden ja die Vorstände der demokratischen Vereine sein, die Vorsitzenden der Gemeinderäte und solche Art Leute. Ich habe mir gedacht: Kalte Fleischbrühe, Steinbutt, Kalbsrücken, junge Hühner und – der Bauern halber – Karamelpudding. Was sagst du zu der Zusammenstellung? Oder meinst du, daß

ich lieber die Suppe streichen und den Fisch kalt in Mayonnaise geben soll?"

„Ich verstehe mich so wenig auf dergleichen, John," sagte Jytte und erhob sich. „Wenn du mir nicht noch mehr ernste Dinge anzuvertrauen hast, möchte ich jetzt am liebsten hineingehen."

V

Am folgenden Nachmittag saß Jytte allein draußen unter den Kastanien. Es war ein grauer stiller Tag mit erdrückender Wärme. Sie saß da und las in einer Zeitung, die ausgebreitet auf dem Tisch lag. Von Zeit zu Zeit nahm sie eine Kirsche aus einer Schale, führte sie langsam zum Munde, spuckte den Stein in die Hand und warf ihn über die Schulter weg, alles ohne die Augen vom Blatt zu erheben. In den Kastanienkronen über ihr summten die Bienen. Es klang da oben wie in einem ungeheuern Bienenkorb.

Der junge schwarze Pudel, der ihr jetzt überall folgte, rollte sich vor ihr im Kies und sprang an ihrem Kleid in die Höhe, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er wollte spielen. Schließlich lief er auf den Rasen, wo sie sich miteinander zu belustigen pflegten. Hier blieb er stehen, die kleinen funkensprühenden Augen aufmerksam auf sie gerichtet. Bei jeder Bewegung, die sie machte, zitterte sein zottiger Körper in Erwartung. Aber entweder war es nur eine neue Kirsche, die an den Mund geführt werden sollte, oder wieder ein Stein, der über die Schulter geworfen wurde.

Noch einen andern Zuschauer hatte sie, ohne es zu wissen. Oben in der Gartenstubentür stand Pastor Gaardbo. Er hatte das kranke Dienstmädchen besucht und war durch alle Zimmer gegangen, ohne jemanden zu treffen. Er hatte schon eine kleine Weile dagestanden – ein wenig unschlüssig.

Erst als er auf die Veranda hinaustrat, hörte Jytte ihn.

Sie erhob den Kopf, und als sie ihn erkannte, richtete sie sich

unwillkürlich gerade auf. Mit Staunen und ein wenig Unruhe sah sie ihn auf sich zukommen.
„Verzeihen Sie! . . . Ich störe Sie gewiß. Aber ich bin durch das ganze Haus gegangen, ohne einen Menschen zu treffen. Auch die Mamsell habe ich vergebens gesucht."
„Wünschen Sie mit dem Jägermeister zu sprechen?"
„Nein, heute möchte ich eigentlich mit seiner Frau sprechen. Aber vielleicht kann ich Ihnen Bescheid sagen, Fräulein Abildgaard. Dann brauche ich nicht zweimal deswegen zu gehen."
Jytte war in Verlegenheit, was sie antworten sollte. Der Pfarrer wartete offenbar auf eine Aufforderung, sich zu setzen. Er stand an der andern Seite des Tisches, die Hand auf der Rücklehne eines Stuhles.
„Ich ahne ja nicht, um was es sich handelt . . . Wollen Sie aber nicht Platz nehmen?"
„Danke. – Ich komme von Oline. Es scheint ja, Gottlob, als wenn sie darüber hinwegkommen wird. Sie ist aber noch immer recht unruhig und namentlich bange, allein zu sein. Die andern Mädchen haben ja alle ihre Arbeit; ich wollte die Frau Jägermeister deswegen auf unsere Gemeindepflege aufmerksam machen. Schwester Olga, unsere Krankenpflegerin, ist zurzeit gerade frei, es braucht nur nach ihr geschickt zu werden."
Jytte versprach, den Auftrag auszurichten. Die Unterhaltung stockte, und sie erwartete, daß der Pfarrer sich erheben würde. Aber dies geschah nicht, und als die Pause länger und das Schweigen drückender wurde, bot sie ihm aus der Kirschenschale an. Er nahm auch dankend ein paar Beeren, und nun sprachen sie über diese Frühkirschen, die aus Deutschland hier hinaufgesandt wurden. Pastor Gaardbo konnte von der kleinen Berggruppe Kaiserstuhl mitten im Rheintal erzählen, von woher die meisten dieser Kirschen kamen. Er war in seiner Kandidatenzeit gerade während der Kirschenernte mit seinem Bruder da gewesen.
Dann sprachen sie ein wenig vom Reisen, und als auch dies

Thema erschöpft war und der Pfarrer noch immer sitzen blieb, erwähnte Jytte ihren Besuch in Jerve am vorhergehenden Tage.

„Ihre Schwägerin ist meine alte Freundin. Es freute mich, ihr wieder zu begegnen und ihre Kinder zu sehen."

„Meta hat mir erzählt, daß Sie sogar in derselben Klasse waren. Freilich auf die Weise, daß Sie immer die Erste waren und Meta das Gegenteil. Sie sind ja auch Studentin geworden, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Ich glaube, mich ganz sicher Ihrer von einem Universitätsfest erinnern zu können. Sie saßen oben auf der Galerie mit einem Herrn, anscheinend einem Ausländer. Damals, als Sie hereinkamen, hörte ich die Leute rings um mich her sagen, das sei die Tochter des Justizministers."

Jytte erinnerte sich des Tages sehr wohl. Sie war mit Baron Cederstjerne da gewesen. Sie war ihm zufällig unterwegs begegnet und hatte ihn mitgenommen, damit er den Studentenchor einmal singen hören könne. Gerade diese Begleitung hatte wahrscheinlich das dumme Gerede von ihrer Verlobung veranlaßt.

Die Erinnerung war ihr überhaupt unangenehm, und um davon abzulenken, begann sie von den schwierigen Studienverhältnissen an der Universität zu reden und bedauerte die Studenten, die obendrein noch gezwungen waren, sich, während sie zum Examen arbeiteten, gleichzeitig durch Unterricht zu ernähren. Pastor Gaardbo erzählte scherzend, wie er selbst einmal Lehrer in den oberen Klassen einer Kopenhagener Mädchenschule gewesen war, und daß er noch jetzt zuweilen des Nachts vor Angst erwachen könne, weil ihm geträumt hatte, er stünde vor der Tür des Klassenzimmers und sollte da hinein, um zu unterrichten.

„Ich glaube, allein der Umstand, daß ich Pfarrer werden wollte, machte mich ein wenig komisch in den Augen der jungen

Damen. Sie kamen aus dieser Veranlassung beständig mit den törichtsten Fragen zu mir."
Jytte dachte bei sich, daß die Mädchen natürlich alle miteinander in ihn verliebt gewesen seien, und der naive Mann hatte das nicht begriffen.
„Was für eine Schule war das?"
„Magda Evensens Institut in Österbro. Ich muß oft denken, was wohl aus meinen alten Schülerinnen geworden ist. Es war wirklich so viel Gutes bei manch einer von ihnen. Nur schien es, als wenn weder Kummer noch Freude so recht Macht über sie gewinnen könne. Nicht einmal ihre Vergnügungen nehmen sie so recht ernst. – Aber das gilt ja übrigens von den meisten Menschen."
„In welchem Fach haben Sie unterrichtet?"
„Nur in Religion."
„Hm – ja, das ist auch wohl das allerschwierigste. Es ist ja jetzt die Rede davon, den Religionsunterricht ganz zu streichen, wenigstens in den oberen Klassen, um Platz für die vielen neuen Fächer zu schaffen."
„Ja, davon ist die Rede."
„Das Gespräch kam gestern bei Doktor Gaardbo darauf. Der Doktor wollte statt dessen – ich glaube, er nannte es ‚praktische Lebenslehre' – einführen. Dafür kann auch sehr wohl Verwendung sein."
Sie sagte das ganz ohne Hintergedanken, ja, ohne zu ahnen, daß etwas Verletzendes für den Pfarrer darin liegen könne. Aber an seinem Schweigen merkte sie, daß er verstimmt geworden war.
„Was kann ich nur gesagt haben?" dachte sie.
Im selben Augenblick hörten sie jemand kommen. Es war Frau Berta, die sich aus der Lindenallee näherte. Der Pfarrer erhob sich und grüßte.
„Guten Tag, Herr Pastor!" sagte sie und reichte ihm freundlich die Hand. „Sie haben auch der Hitze getrotzt."

Er erklärte den Grund seiner Anwesenheit, und nachdem er die Aufklärungen über die neuerrichtete Gemeindepflege wiederholt hatte, sagte er:

„Oline hat mir erzählt, daß die Frau Geheimrat wiederholt so gütig gewesen ist, bei ihr einzusehen. Dafür ist sie so von Herzen dankbar."

Jytte fühlte die Worte an sich gerichtet, als versteckten Vorwurf, und sie errötete. Sie hatte sich mehrmals vorgenommen, bei Oline einzugucken, hatte es aber immer vergessen.

Frau Berta bat ihn, wieder Platz zu nehmen, aber nun verabschiedete er sich. –

„Hast du etwas von Wilhelmine gesehen," fragte Frau Berta, als er gegangen war.

„Nicht seit dem Frühstück."

„Und auch nicht von John."

„Nein, er hält wohl noch seinen Mittagsschlaf," antwortete Jytte, die jetzt wieder in die Zeitung sah.

„Da ist etwas, worüber wir reden müssen; laß es uns jetzt tun, wo wir allein sind! Du sagtest am ersten Abend unseres Hierseins, du fühltest dich diesmal enttäuscht von Storeholt und möchtest eigentlich am liebsten gleich wieder abreisen. Ich will dir sagen, daß es mir ganz ebenso ergangen ist. Mir kommt alles so unheimlich verändert vor, und das quält mich. Ich kann es auch nicht ertragen, John und Wilhelmine anzusehen. Und dies Fräulein Søholm ist wohl auch nicht so einfältig, wie sie sich stellt. Wenn du so willst wie ich, reisen wir so schnell wie möglich ab."

Jytte hatte in ihrer Überraschung die Augen von der Zeitung erhoben. Jetzt senkte sie sie wieder.

„Wohin wollen wir denn reisen?"

„Wir können zum Beispiel nach Fanö gehen. Dann kannst du dort Seebäder nehmen. Das wird dir sicher gut tun."

„Aber geht das Johns wegen? Es wird ihm gewiß leid tun."

„Ach, John hat in dieser Zeit so viel vor. Ihm ist es wirklich ganz gleich, ob wir hier sind oder nicht."
„Müssen wir aber nicht auf alle Fälle warten, bis Enslev hier gewesen ist?"
„Das finde ich nicht einmal notwendig. Das meintest du selbst ja neulich auch nicht."
Jytte entsann sich dessen sehr wohl. Sie wunderte sich nur darüber, daß das nicht länger her war.
„Du kannst meinetwegen tun, was du willst, liebe Mutter."
„Ich habe dir doch von meiner alten Großtante Ernestine erzählt, die sich, als ich ein Kind war, hier auf dem Gute aufhielt."
„Meinst du die, die halb verrückt war und immer in Bibelsprüchen redete?"
„Halb verrückt? Das weiß ich nicht. Sie gehörte zur Herrnhutergemeinde. Sie ging immer schwarz gekleidet, in einer Art Ordenstracht, und wir Kinder hatten eine wahre Angst vor der alten Person. Ich habe sie in diesen Tagen überall vor mir gesehen, und über Nacht träumte mir merkwürdig lebhaft von ihr. Sie stand an meinem Bett und redete."
„Aber – Mutter!"
„Ich sage das nicht, um dir bange zu machen. Ich glaube nicht an Gespenster – so mußt du das nicht auffassen. Aber ich weiß, daß ich diese Erscheinung nicht los werde, solange ich hier bin. Deswegen will ich fort."
„Ja, laß uns abreisen! Meinetwegen kann es zu jeder Zeit geschehen."

VI

Die politische Sommerversammlung im Striger Walde – die Enslev-Versammlung, wie man sie jetzt nannte – wurde trotz des stummen Widerstandes Pastor Gaardbos als ein Huldigungsfest für den alten Führer vorbereitet. Es war für die Jugend etwas wie ein Märchen, daß sie diesen Mann sehen und hören sollte, dessen Taten schon der Sagenwelt angehörten, und um dessen

Charakter sich im Laufe der Zeiten so viele einander widersprechende Mythen gebildet hatten.

Die Spannung war um so größer, als in der letzten Zeit Gerüchte von einem zwischen ihm und dem jetzigen Ministerpräsidenten Tyrstrup entstandenen Streit durch die Zeitungen gegangen waren. Ein paar konservative Blätter hatten sogar behauptet, es sei Enslevs geheime Absicht, die Wahlen zu benutzen, um diesen Mann zu stürzen, den er seinerzeit selbst zu seinem Ablöser erwählt hatte. Enslev bekleidete noch immer das Ehrenamt eines Vorsitzenden der Partei, und es war charakteristisch für die öffentliche Meinung über ihn, daß trotzdem niemand die Gerüchte ganz unwahrscheinlich fand. Aber was war der Grund zu seiner Unzufriedenheit mit Tyrstrup? Hatte er sein Entsagen auf die Macht bereut? Oder spukte nur die Vergangenheit einen Augenblick, bevor sie endgültig zu Grabe getragen wurde? – So fragte man überall im Lande, wo die Reden, die Enslev bereits gehalten, und gewisse Artikel im „Fünften Juni" und in seinen Provinzblättern den Boden für die wildesten Vermutungen gedüngt hatten.

Der große Tag hub mit Regen an. Ein stiller, störrischer Rieselregen aus Süden, der entschlossen schien, das ganze Fest in Nässe zu ersäufen. Aber wie schon so oft zuvor, erwies sich der launenhafte Westwind als Enslevs Bundesgenosse. Am Vormittag sprengte er in seinem blauen Mantel, die Trompete vor dem Munde, als Herold der Sonne durch die Wolken hervor. Zur Mittagszeit flatterten die Fahnen über einem lichtflimmernden Lande.

Auf Storeholt war man in der letzten Zeit emsig beschäftigt gewesen mit den Vorbereitungen zum Empfang des Ehrengastes. Der Jägermeister hatte allerdings keine Antwort auf seine Einladung erhalten, aber er hatte sich in dieser Beziehung damit beruhigt, daß Enslev in dem Rufe stand, alle Einladungen unbeantwortet zu lassen und dessenungeachtet zu kommen, wenn es ihm paßte. Er hatte deswegen viele Mittagsgäste für den

nächsten Tag eingeladen, wie er auch Frau Berta und Jytte überredet, ja fast durch Drohungen bewogen hatte, ihre Reise aufzuschieben, weil er wußte, daß es Enslev eine große Freude sein würde, sie zu treffen. Jytte ihrerseits hatte übrigens nicht viele Einwendungen hiergegen erhoben.

Gegen vier Uhr fuhr der mit grünem Buchenlaub geschmückte Landauer an der Freitreppe vor.

„Was höre ich?" sagte Frau Wilhelmine – sie kam in großer Renntoilette in den Gartensaal und zog ein Paar Handschuhe an.. „Ist es wahr, daß du nicht mit willst?"

„Ja, ich bleibe zu Hause," sagte Jytte. „Ich habe eine Angst vor Volksgedränge."

Frau Wilhelmine hatte sich vor einen der großen Spiegel gestellt, um ihren Hut zurechtzusetzen.

„Dann weißt du vielleicht nicht, daß Pastor Gaardbo einer der Redner ist?"

„Freilich, ich weiß es sogar von ihm selber."

„Und doch willst du nicht mit?"

„Fährst du etwa mit, um ihn zu hören?"

Die Schwägerin wandte sich um. Sie hatte die Hände noch oben am Hutrande.

„Du mußt wirklich verzeihen ... Ich bin nicht verliebt in Pastor Gaardbo."

Jytte lachte.

„Offenbar mehr als ich!" sagte sie und ging in den Garten hinaus.

Erst als der Wagen abgefahren war, kam sie wieder herein. Sie hatte sich darauf gefreut, allein zu bleiben, als sie nun aber durch die großen leeren Räume ging, fühlte sie sich bedrückt durch die Stille.

Sie setzte sich an den Flügel im Wohnzimmer. Sie hatte ihn in den letzten Tagen nicht angerührt, weil es sie störte, zu denken, daß die Schwägerin möglicherweise irgendwo in einer der Stuben saß und ihr zuhörte. Sie war so weit, daß sie diese

Frau haßte. Sie war empört über den Zynismus des Tones, in dem Wilhelmine sie bei jeder Gelegenheit hören ließ, daß sie ein paarmal mit Pastor Gaardbo im Garten gelustwandelt war, wenn er kam, um sich nach der kranken Oline umzusehen. Auch John hatte angefangen, unangenehm zu werden, ja er hatte sie geradezu vor dem Pfarrer gewarnt, von dem er allerlei nicht ganz feine Geschichten zu wissen behauptete.
Sie begann mit einer Chopinschen Polonaise, brach aber ab, nachdem sie ein paar Takte gespielt hatte, und setzte sich mit einem Buche hin. Auch das gab sie schnell wieder auf und versank schließlich in ihre eigenen Gedanken.
Daß sie Wert darauf legte, mit Pastor Gaardbo zu sprechen – ja, das würde sie Wilhelmine gern einräumen. Obwohl sie ihn weder amüsant noch geistreich fand – eher das Gegenteil –, hatte sie dennoch Ausbeute von der Bekanntschaft mit ihm gehabt, weil er so verschieden von allen Männern war, die sie je getroffen. Selbst Torben Dihmer hatte sie nicht in gleicher Weise interessiert.
Aber ihr lieber Vetter und die liebenswerte Schwägerin konnten sich trotzdem ihre Besorgnis sparen. Sie war nicht verliebt in Pastor Gaardbo, konnte es nie werden, wollte es auch um keinen Preis sein. Schon allein der Gedanke, wieder in den Hexentanz einer hoffnungslosen Verliebtheit hineingewirbelt zu werden, erfüllte sie mit Überdruß, so daß sie ganz außer sich geraten konnte. Aber das hatte keine Not. Mit Pastor Gaardbo erging es ihr genau so wie mit Meta. Er gehörte mit seinem ganzen Wesen einer Welt an, die nie die ihre werden konnte. Je mehr sie mit ihm gesprochen hatte, um so stärker fühlte sie das. Sie verstand diese Art Menschen nicht. Seine unerschütterliche Zuversichtlichkeit ärgerte sie. Ging denn der Mann mit geschlossenen Augen durch die Welt? Und starrte er nie in seine eigene Seele hinein?
„Gott kennt den Menschen bis auf den Grund der Seele," hatte er einmal gesagt. Sie fand, man müsse sehr zufrieden mit sich

selbst sein, um Trost in diesem Gedanken zu finden. Der Grund der Seele – das war ja gerade der Schreckensabgrund, der es ihr schwarz vor den Augen machte!
Wäre er nur nicht Geistlicher gewesen! Wäre er Arzt gewesen wie sein Bruder, oder irgend etwas anderes! Sobald er anfing, Mission zu treiben, empfand sie das wie eine Qual. Denn es war ja unmöglich, daß er selbst allen Ernstes an alle diese biblischen Ammenmärchen glauben konnte. Und tat er es wirklich, so wurde er ihr nur noch rettungsloser fremd und fern.
Außerdem . . . da stand der Schatten eines jungen Mädchens zwischen ihnen. Sie erschien ihr in weißen Grabgewändern, sobald sie nur an ihn dachte, und das würde niemals anders werden. In diesem Punkte kannte sie sich selbst, – sie, die auf ihre eigene Mutter eifersüchtig gewesen war, so daß sie sie zuzeiten beinahe haßte. Falls das Unglaubliche denkbar war, daß sie Pastor Gaardbo liebgewinnen sollte, so würde ihre Seele keinen Frieden finden, ehe sie nicht diese Erinnerung aus seinem Herzen vertrieben hatte. Und falls sie ihn heiratete, würde sie doch immer die Empfindung haben, als schleiche ein Gespenst im Hause herum und belaure sie. Sie hatte in Gedanken längst die ganze Leidensgeschichte durchlebt . . .
Sie klingelte dem Stubenmädchen und bat, ihr eine Tasse Tee zu bringen. Im selben Augenblick hörte sie das Brüllen eines Automobils, das vor dem Eingang vorfuhr.
„Sagen Sie nur, daß niemand zu Hause ist," befahl sie dem Mädchen.
Dessenungeachtet tat sich nach einer Weile die Tür auf, und eine Dame trat ein. Es war Meta.
„Aber Liebste! Woher kommst denn du? Bist du nicht auf der Versammlung?"
„Ja, das war eigentlich meine Absicht, und ich war auch schon mit meinem Mann auf dem Wege dahin, aber dann zog ich es vor, ein wenig bei dir einzusehen. Ich dachte mir ja, daß ich dich heute allein finden würde. Und – offen gestanden, du – ich

mache mir nicht so viel daraus, deine Schwägerin und den Jägermeister zu treffen. Da ist etwas, worüber ich gern mit dir reden möchte. Mein Mann kommt dann und holt mich ab, wenn er den Rednern eine Weile zugehört hat. – Sage mir nur, ob ich dich auch störe?"

„Nicht im geringsten! Im Gegenteil! Ich saß hier gerade und sehnte mich nach Gesellschaft. Ich bin wirklich ganz allein... das heißt, eine Tante meiner Schwägerin ist hier im Hause, aber sie liegt zu Bett und hat Magenschmerzen, infolge einer großen Dosis Petroleum."

„Petroleum?"

„Ja, das ist eine lächerliche Geschichte. Die sollst du später hören. Aber jetzt erzähle du mir! Was ist denn das, was du mir anvertrauen willst?"

„Nun wirst du vielleicht erschrecken und finden, daß ich zudringlich bin ... aber, siehst du ... du weißt doch, daß Sonntag eine kleine Festlichkeit im Pfarrhause stattfinden soll. Hat mein Schwager nicht davon gesprochen?"

„Ich glaube wohl."

„Wir nennen es ‚das Johannisfest der Alten'. Alle Leute hier in der Gemeinde, die über fünfundsechzig sind, werden eingeladen. Sie bekommen Kaffee und Weizengebäck und werden auf verschiedene Weise unterhalten. Wir hatten um Weihnachten ein ähnliches Fest, und du hättest die Freude der Alten sehen sollen!... Hättest du nicht Lust, so etwas einmal mitzumachen und mir beim Kaffeeeinschenken behilflich zu sein? Ich glaube, es wird dich interessieren. Am meisten würden wir uns natürlich freuen, wenn du dich entschließen könntest, die Alten ein wenig zu unterhalten, indem du ihnen etwas vorspielst. Ein Klavier gibt es freilich im Pfarrhause nicht, aber mein Schwager hat ein gutes Harmonium."

Jytte sah auf ihren Fuß hinab, der auf und nieder wippte, als schlage sie Takt zu ihren Gedanken.

„Wie bist du nur auf den sonderbaren Einfall gekommen,

Meta? Ist es deine eigene Idee, oder hast du sie von anderen?"
„Wenn du so fragst, Jytte, will ich lieber geradeheraus sagen, wie es sich verhält. Mein Schwager hat mich gefragt, ob ich glaubte, daß du dich überreden ließest, mit dabei zu sein und die Alten mit deiner Musik zu erfreuen. Er selbst pflegt eine kleine Rede zu halten, mein Mann will einen Akt aus ‚Jeppe vom Berge' vorlesen – das kann er glänzend –, dann haben wir einen Damenchor. Das Ganze geht im Garten vor sich. Wir hoffen auf gutes Wetter."
„Das klingt ja alles sehr vergnüglich. Ich verstehe nur nicht, weshalb dein Schwager mich nicht selbst gefragt hat."
„Ich denke mir, er hat gefürchtet, einen Abschlag zu bekommen."
„Gefürchtet?"
Meta rückte näher, und ihre Stimme wurde vertraulich.
„Ja, ich finde, du sollst es wissen, Jytte, – ich glaube, es würde meinem Schwager eine unendliche Enttäuschung sein, wenn du wegbliebest."
Jytte, die fühlte, daß ihr das Blut in die Wangen stieg, legte die Hände über das Gesicht und fing an zu lachen.
„Du mußt nicht böse werden, Meta, aber ich finde –"
Sie mußte innehalten, da im selben Augenblick das Mädchen mit dem Tee kam. Er wurde vor ihnen auf einem kleinen Tisch mit frischem Backwerk und Zitrone angerichtet.
Jytte zürnte der Freundin wegen ihrer Offenheit, sie war aber auch ärgerlich auf Pastor Gaardbo, weil er Meta zur Vertrauten in einem Verhältnis gemacht hatte, das so leicht mißverstanden werden konnte – was offenbar auch gründlich der Fall war. Als das Mädchen gegangen war, sagte sie:
„Du und dein Schwager, ihr müßt wirklich nicht auf meine Unterstützung rechnen. Ich passe so ganz und gar nicht in die Gesellschaft. Schon allein, wenn ich mir vorstelle, daß ich vor einem Harmonium sitze . . . Offen gestanden, Meta, das ist das schrecklichste Instrument, das ich kenne."

„Aber was macht das? Wenn du die andern erfreuen kannst? ... Als du neulich nachts bei dem kranken Mädchen hier wachtest, hast du das doch wohl auch nicht zu deinem eigenen Vergnügen getan. Das war gerade das Hübsche dabei."
Jytte errötete von neuem.
„So, das weißt du also auch! Ich habe wohl das Pech gehabt, Aufsehen mit der Geschichte zu erregen. Das war eigentlich nicht die Absicht. Das Ganze kam höchst natürlich. Ich sah, daß die Krankenpflegerin überanstrengt war, und die Mädchen haben ohnedem hinreichend zu tun. Da opferte ich den Schlaf einer Nacht. Das ist alles. Ich kann mich aus dem Grunde wirklich nicht feierlich als barmherzige Schwester fühlen."
„Warum sagst du so etwas, Jytte?"
„Weil ich finde, daß ein ganz unsinniges Aufhebens von den Barmherzigkeitswerken der Leute gemacht wird. Mein alter, kluger Freund, Professor Ole Knudsen, pflegte zu sagen, es sei der menschlichen Natur zuwider, etwas gratis zu tun. Deswegen lasse man sich seine Wohltaten stets auf irgendeine Weise bezahlen. Selbst wenn man keinen himmlischen Vater über den Wolken habe, dem man sich angenehm machen müsse, in der Hoffnung auf eine entsprechende Vergütung, so lasse man sich trotzdem selten an dem Bewußtsein genügen, ganz einfach seine Pflicht getan zu haben, wenn man einem Wandergenossen über einen Graben hülfe. So viele Worte machte er davon!"
„Du mußt entschuldigen – aber das ist mir zu verwickelt!"
„Entsinnst du dich noch Anna Mohns? – Sie wurde Diakonissin. Es erregte ja eine unendliche Begeisterung, weil sie es vorzog, Kranke zu pflegen und mit den Becken zu gehen, obwohl ihr Vater so reich war, daß sie sich das Leben auf jede Weise angenehm machen konnte. An die habe ich gerade in den letzten Tagen oft denken müssen. Sie war mir immer so innerlich zuwider. Diese Art Leute werden gleich so unheimlich selbstgerecht. Sie glauben, daß sie sich für andere aufopfern, und dann schwelgen sie nur so in ihrer eigenen Vor-

trefflichkeit. So sind wir Menschen in unsern allerbesten Augenblicken! Narziß! Narziß!"

Meta war still geworden. Sie erkannte jetzt ihre Freundin aus alten Zeiten in Kopenhagen so gründlich wieder, wenn Jytte im Schaukelstuhl saß, die Hand unter dem Nacken, und alles auseinander zupfte, so daß man schließlich weder aus noch ein wußte. Selbst die Stellung war noch genau dieselbe.

„Wie wunderlich du doch bist!" sagte sie; aber es war nicht – wie in der Mädchenzeit – ein Ausdruck der Bewunderung.

„Ich weiß es sehr wohl. Glaube mir aber, bitte, daß ich nicht absichtlich so bin. Ich denke zuweilen, ob ich nicht aus Versehen in diese Welt geraten bin und in Wirklichkeit für einen ganz andern Himmelskörper an dem entgegengesetzten Ende des Weltenraumes bestimmt war. Ich komme mir zuzeiten vor wie eine Taubstumme und begreife nicht die Spur von dem Ganzen. Zu andern Zeiten aber habe ich freilich ein ebenso unangenehmes Gefühl, die einzige Wache in einer Welt von Nachtwandlern zu sein."

Sie wollte noch mehr sagen, gab es aber auf, weil sie sich doch nie ordentlich erklären konnte. Sie hörte jetzt auch selber, daß ihr Ton falsch war. Ach ja, sie war nun einmal dazu verdammt, als Karikatur von sich selbst umherzugehen, weil sie nicht die Fähigkeit besaß, ihr innerstes Wesen irgend jemand zu erkennen zu geben. Aber das war wohl übrigens das Los der allermeisten Menschen. Sie wußten es nur selbst nicht.

Das Mädchen kam abermals herein. Sie brachte Jytte eine Visitenkarte.

„Ist der Herr da draußen?"

„Ja, er fragte nach dem gnädigen Fräulein und nach Frau Geheimrat."

Jytte dachte bei sich, daß dieser Besuch, so frech er war, ihr im Grunde ganz gelegen kam als Ablenkung. Nach kurzem Besinnen hieß sie das Mädchen, den Tee hinaustragen und den Herrn hereinführen.

„Kommt hier Besuch? Dann will ich lieber gehen," sagte Meta.

„Nein, keinesfalls. Das erlaube ich nicht. Es ist Karsten From – du weißt wohl – der bekannte Porträtmaler. Er malt zur Zeit den Grafen auf Bäkkelund. Er ist ganz unterhaltend."

Im selben Augenblick, als Jytte Herrn From eintreten sah, bereute sie ihre Übereilung. Es wurde ihr klar, daß er wahrscheinlich dieselbe Berechnung gemacht wie Meta und erwartet hatte, sie hier allein zu treffen. Sie glaubte, es ihm ansehen zu können, daß er enttäuscht war, Besuch vorzufinden, und die instinktive Angst, die sie schon das allererste Mal, als sie mit ihm zusammen war, vor diesem Menschen empfunden hatte, befiel sie wieder wie ein kalter Eishauch.

Aber das Unglück war nun einmal geschehen. Damit Meta nicht Unrat ahnen sollte, mußte sie ihn sogar mit einer gewissen Zuvorkommenheit empfangen.

„Herr Kunstmaler From – Frau Doktor Gaardbo. Sie wollten meine Mutter begrüßen, Herr From? Sie ist eben weggefahren. Nehmen Sie bitte Platz."

„Grand merci!"

Der blonde Maler, dem es noch immer schwer wurde, seinen Ärger zu verhehlen, rollte einen Stuhl heran und setzte sich den Damen gegenüber.

„Wie befinden Sie sich denn auf Bäkkelund?" fragte Jytte im Konversationston.

„Nicht gut! Sehr schlecht sogar! ... Ich habe nicht geahnt, worauf ich mich einließ. Zwanzigmal am Tage bin ich im Begriff, Selbstmord zu begehen."

„Das verstehe ich nicht. Graf Rönnows sollen doch sehr liebenswürdige Leute sein."

„Liebenswürdig ... Der Himmel bewahre meinen Mund! Aber der Graf ist zweiundachtzig, und seine Schwestern, die beiden Komtessen, sind – mit Respekt zu melden – zur Zeit dieser Königsfamilie auch nicht mehr jung gewesen. Dabei gehören

sie alle drei der Innern Mission an . . . der allerinnersten Mission, kann man wohl sagen. Nun bitte ich Sie, Fräulein Abildgaard! Können Sie sich mich bei einer Morgenandacht vorstellen? Und es wird durchaus nicht gern gesehen, wenn man nicht zum Morgen- wie zum Abendgesang zusammen mit allen Dienstboten erscheint. Es wird auch ein sehr langes Tischgebet gesprochen, was der Graf immer selbst tut. Ich habe die allergrößte Ehrfurcht vor dem Vaterunser; aber – nicht wahr? – man kann doch nicht unterlassen zu denken, ob die Suppe nicht inzwischen kalt wird. In alten Zeiten verhüllte man sein Antlitz oder ging in sein Kämmerlein, wenn man mit dem höchsten Wesen telephonieren wollte. Jetzt gehört ein warmes Gebet mit zu der Speisefolge in den adeligsten Kreisen. – Ja, verzeihen Sie, wenn ich das Unglück haben sollte, Euer Gnaden Gefühle zu verletzen," wandte er sich plötzlich an Meta, die sprachlos vor Staunen dasaß.

„Die Unzufriedenheit ist also wohl gegenseitig," beeilte sich Jytte zu sagen, als sie das Entsetzen sah, mit dem die Freundin die Augen niederschlug, ohne zu antworten.

„Ja, leider Gottes! Und Sie werden begreifen, daß die Lage äußerst peinlich für mich ist. Neulich abends holte ich meine Gitarre und klimperte nach Tische ein wenig. Ich sang drei von meinen französischen Liedern, die Sie ja kennen. Darunter das von den Versuchungen des Zollassistenten, das sonst überall ein so kolossales Glück macht. Aber die Damen waren entrüstet, und der Graf verbat sich sehr bestimmt dergleichen Unterhaltung für die Zukunft. Können Sie das begreifen?"

„Ich könnte mir eine passendere Wahl des Repertoirs denken."

„Natürlich, – das sehe ich jetzt sehr gut ein. Nur sonderbar, daß der Graf wie die Komtessen sich erst hinterher Luft machten. Aber das nennt man wohl angeborenen Takt!"

Jytte merkte sehr wohl, daß Metas entsetzte Augen jetzt auf ihr ruhten. Sie wußte auch, daß Pastor Gaardbo alles, was hier vor sich ging, erfahren würde. Aber damit hatte sie ja gerade

gerechnet, ja, sie wagte es, aus diesem Grunde ihren Bemerkungen Karsten From gegenüber einen Anflug von Vertraulichkeit zu geben.

„Ich meine, Sie sprachen neulich von einer lachsroten Kammerherrnuniform und freuten sich darauf, sie zu malen. Aber vielleicht hat auch die Sie enttäuscht?"

„Nein, die ist mir wirklich ein Trost in der kleinen Stunde, die mir der Graf täglich zumißt. Aber was soll ich den ganzen übrigen Tag mit mir selbst anfangen? Die Tage sind ja obendrein zu dieser Jahreszeit so unverschämt lang. Deswegen wollte ich Sie und die Frau Geheimrat untertänigst bitten, mir die Barmherzigkeit zu erweisen, den Jägermeister Hagen und die Frau Jägermeister für einen unglücklichen Maler zu interessieren, der das Pech hat, im Besitz eines geselligen Temperaments zu sein. – Ich glaube, Sie werden mich mit gutem Gewissen als einen Menschen mit präsentabeler Gitarre und einer verhältnismäßig gut ausgebildeten Brüllstimme empfehlen können."

Seine Dreistigkeit imponierte Jytte. Sie dachte bei sich, sie würde viel dafür geben, wenn sie erfahren könnte, was für ein Mensch er im Grunde sei. Sie hatte ihn im Laufe der letzten Jahre verschiedentlich im geselligen Leben getroffen, und jedesmal hatte sie sich dieselbe Frage gestellt: Wer war er? Sie wußte, daß es viele gab, die ihn auf Grund seines Benehmens für ein wenig verrückt hielten, aber es war bald klar geworden, daß seine Narrheit erkünstelt war. Nur begriff sie nicht, was er damit bezweckte, vor den Leuten den Hanswurst zu spielen.

Aber jetzt wollte sie ihn los sein. Der Narr hatte seinen Nutzen getan, er konnte gehen. Sie wandte sich an Meta, fragte nach ihren Kindern, sprach überhaupt über Dinge, die ihn von der Unterhaltung ausschlossen. Endlich gelang es ihr auch, ihn zur Tür hinauszutreiben.

Als er gegangen war, schlug Jytte eine Wanderung durch den Garten vor. Aber auch hier draußen konnte die Unterhaltung

zwischen den Freundinnen nicht recht wieder in Gang kommen. Metas Haltung war ganz verändert.
Jytte begann: „Ich will dir sagen, wie die Dinge liegen – wenn es auch noch nicht offiziell ist – Mutter und ich reisen übermorgen ab. Du wirst also verstehen, daß es mir allein aus dem Grunde ganz unmöglich ist, an dem Fest teilzunehmen, von dem du sprachst."
Meta sah sie zweifelnd an.
„Ihr wollt abreisen?"
„Ja, das hat seinen Grund in Verhältnissen hier im Hause, über die ich nicht gut reden kann."
„Das muß ja ganz plötzlich beschlossen sein."
„Nein – im Gegenteil. Mutter wollte schon früher abreisen. Sie ist nur Enslevs wegen hier geblieben. Sie sind ja alte Bekannte, aus der Zeit, als Vater und er Sitz im selben Ministerium hatten."
„Wohin reist ihr denn?"
„Ich weiß es nicht bestimmt. Nach Fanö vielleicht. Oder auch nach Skagen. Dort ist es um diese Zeit gewiß ganz munter."
„Skagen –. Das ist ja das Stelldichein der Künstler. Dann wirst du vielleicht Herrn From dort treffen."
„Ja, – das ist wohl nicht undenkbar."
Meta fiel jetzt ein, daß sie notwendigerweise gehen müsse. Sie habe etwas mit der Haushälterin ihres Schwagers zu besprechen in Anlaß des Festes, sagte sie. Sie wollte ihren Mann dann im Pfarrhaus erwarten.
Jytte versuchte nicht, sie zurückzuhalten. Sie konnten doch nicht mehr zusammensprechen. Sie hatte wieder eine Freundin verloren, die sie zu enttäuschen gezwungen gewesen war. Auch Meta würde in Zukunft mit Bitterkeit und Scham an sie denken. Das war nun einmal ihr Schicksal. Jedes neue Erlebnis konnte nur ihr Einsamkeitsgefühl und ihren Trübsinn steigern.
Sie begleitete die Freundin durch die Allee hinaus und ging während der ganzen Zeit Arm in Arm mit ihr, obwohl Metas

Haltung keineswegs dazu aufforderte. Am Ende der Allee verabschiedete sie sich mit einem Kuß von ihr.
Während sie langsam zurückging, mußte sie an etwas denken, was Pastor Gaardbo von Meta und ihrem Mann gesagt hatte. In seinem unermüdlichen Missionseifer hatte er einmal in einem ihrer Zwiegespräche erklärt, er vermöge nicht zu begreifen, wie ein ernster Mensch ohne Gott leben könne. Und als sie ihn in dieser Veranlassung aufforderte, seinen eigenen Bruder danach zu fragen, hatte er wehmütig geantwortet, daß seines Bruders und Metas häusliches Glück vorläufig ihre Herzen ausfülle.
„Aber an dem Tage, wo die Sorge an ihre Tür pocht – und dieser Tag kommt ja für jeden Menschen –, werden auch sie die Hilfe dort suchen, wo sie allein zu finden ist. Die Hoffnung gebe ich niemals auf."
Sie hatte daran gedacht, ob Meta und ihr Mann wohl ahnten, mit welchen Hoffnungen er sich für sie trug? Sie konnte sich auch entsinnen, daß sie auf der Zunge gehabt hatte, ihn zu fragen, ob seine verstorbene Braut eine Christin gewesen sei, oder ob er auch für sie auf die Überredungsgaben des Kummers und der Leiden gehofft hatte. Denn in letzterem Falle war es vielleicht nicht so ganz sicher, daß das junge Mädchen infolge eines Unglücksfalles gestorben war. Früher oder später mußte sie ja von einer so verbrecherischen Selbstgerechtigkeit in den Tod getrieben werden.
Sie verstand ihn nicht. Wie konnte er, der so hilfreich und gut und so voller Liebe für die Menschen war, gleichzeitig so unmenschlich unversöhnlich sein? Wußte er denn nicht, daß jedes arme Menschenwurm, auf alle Fälle jede Frau, um ihrer selbst willen, und nicht ihrer Ansichten und ihres Glaubens wegen, geliebt werden wollte? ... Ach, diese unmaßgeblichen Meinungen über alles im Himmel und auf Erden! War das Leben nicht schon ohnehin schrecklich genug? Wozu brauchten sich die Menschen durch diesen ewigen Streit über Träume bis aufs Blut zu plagen!

Als sie die Treppe hinaufging, hörte sie, daß Fräulein Söholm aufgestanden war. Die falschen Flötenskalas der alten Dame tönten wie eine verzweifelte Klage durch die Stille. Jytte hielt mit einem „Au!" die Hände vor die Ohren.
Es lag etwas von der Unheimlichkeit einer Besessenheit in diesen eigensinnig herausgequälten Tönen, die sie während ihres ganzen Aufenthalts auf Storeholt verfolgt hatten. Die erbärmliche Todesfurcht einer armen Seele durchbebte sie. Es war, als sehe man die alte Person selbst, so wie sie bei den Mahlzeiten saß und mit ihren kurzsichtigen Augen mißtrauisch jedes Stück Brot untersuchte, aus Angst vor dem Bazillus, der über kurz oder lang ihrem elenden, freudlosen Dasein ein Ziel setzen würde.
Einige Krähen, die in einem Baumwipfel saßen und krächzten, schienen über die Gesundheitsmusik der alten Dame zu lachen. Das klang in Jyttes Ohren wie ein dämonisches Spottgelächter über die ganze Menschheit mit ihrem krampfhaften Festklammern an ein Leben, das so voll von Sorgen und Entbehrungen und Schmerzen war. In der Tür wandte sie sich um und sah zu den schwarzen, übermütigen Vögeln empor. Wie sie sie verstand! –

VII

Ein paar Stunden zuvor war Enslev von dem gesamten Vorstand des Demokratischen Wahlvereins am Bahnhof feierlich empfangen worden. Auch Pastor Gaardbo war, um nicht Anstoß zu erregen, gezwungen gewesen zu erscheinen. Hofbesitzer Peter Hansen, der Vorsitzende des Vorstandes, stellte die Deputation vor, und Enslev begrüßte jeden einzelnen, als seien sie alte Bekannte. Auch seinem Neffen gegenüber ließ er sich nicht merken, daß er ihn hier zum erstenmal sah.
In zwei Wagen fuhren sie alle nach Peter Hansens Hof, wo ein gedeckter Kaffeetisch ihrer harrte. Als Enslev erfuhr, daß das Pfarrhaus ganz in der Nähe lag, äußerte er den Wunsch, es zu sehen, und nun wußte er es so einzurichten, daß er mit

dem Neffen in dessen Stube allein blieb, während sich die andern Herren im Garten aufhielten.

„So also sehen Sie aus!" sagte er mit seinem verschlossenen Lächeln, nachdem er Platz genommen hatte. „Sie sind Ihrer Mutter wie aus den Augen geschnitten! Mein Bruder war sehr stolz auf seine beiden Söhne, und dazu hat er ja auch wirklich Grund. Ich habe mir erzählen lassen, daß Sie sich schon viele Freunde hier in der Gegend erworben haben. Und nun denkt man sogar daran, Sie zum Reichstagsabgeordneten zu machen, nicht wahr?"

Der junge Pfarrer wurde verwirrt. Auf einen so liebenswürdigen Ton war er nicht vorbereitet.

„Die Frage liegt ja einstweilen noch nicht vor," erwiderte er ausweichend. „Niemand denkt daran, Müller Jensen zu verdrängen, falls er sich wieder aufstellen lassen sollte."

„Setzen Sie sich und lassen Sie uns ein wenig vernünftig miteinander reden! Aber hier zieht es! ——— Tun Sie mir den Gefallen und schließen Sie die Verandatür," sagte Enslev, um sich gegen Störungen zu sichern. „Sehen Sie, zuerst möchte ich Ihnen einen praktischen Rat geben. Sie müssen sich nicht in die Politik hineinlocken lassen, ehe Sie mit sich selbst einig darüber geworden sind, daß Sie Ernst aus der Sache machen wollen. Glauben Sie nur nicht, daß es ohne alle Gefahr ist, einen Versuch zu machen! Die Rednertribüne fängt! – Nein, unterbrechen Sie mich nicht! Wir haben bereits hinreichend viele von diesen wohlmeinenden Dilettanten, die irgendein Zufall zu Staatsmännern gemacht hat. Sie werden in der Regel zu jammervollen Figuren, die nur zur Last sind. Politik fordert ihre Vorbereitung, ihre Lehrjahre, so gut wie jede andere vernünftige Wirksamkeit. Sie fordert außerdem, daß man seine ganze Person als Einsatz und Garantie stellt. Im Gegensatz zu den Herren Gelegenheitspolitikern, die keine Gefahr laufen, weil sie sich stets auf der Privatbühne Genugtuung verschaffen können, falls sie mit einer Gastrolle auf dem großen

Schauplatz Unglück gehabt haben, – setzt der professionelle Politiker sein augenblickliches Ansehen wie auch seinen Nachruhm beim Volke zum Pfand. – Aber lassen Sie mich einmal hören! Was wollten Sie sagen?"

Pastor Gaardbo erwiderte, er hege persönlich nicht den Wunsch, eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Wenn er der Aufforderung, sich zur Wahl aufstellen zu lassen, Folge gebe, so geschehe das nur notgedrungen.

„Ich tue es in dem Falle nur aus Rücksicht auf meine Gesinnungsgenossen im Kreise, die sich unsicher fühlen bei dem Gedanken, daß ein Mann mit Balduin Hansens Anschauungen ihre Interessen im Reichstag wahrnehmen soll."

Der Ausdruck in Enslevs bleifarbenem Gesicht veränderte sich ganz plötzlich, sein Ton ebenfalls.

„Ihre Gesinnungsgenossen? . . . Wie ist das zu verstehen?"

„Meine religiösen Gesinnungsgenossen. Den alten Müller Jensen dahingegen wird – wie ich bereits sagte – niemand zu verdrängen gewillt sein."

Enslev schwieg einen Augenblick. Der berühmte Stock – eine Gabe des Volkes – stand vor ihm, und seine beiden blauschilbrigen Greisenhände krümmten sich um den goldenen Griff wie ein Paar Adlerklauen.

„Müller Jensen wird sich nicht wieder aufstellen lassen. Aber im Parteivorstand ist noch keine Stellung zu der Frage bezüglich seines Nachfolgers genommen, also allein aus diesem Grunde ist dieser Wählerprotest ein übereilter Schritt, den Sie um Ihrer selbst willen hätten verhindern sollen. Als Ihr naher Verwandter und – ich kann wohl sagen – als Ihr Freund will ich Sie davor warnen, einen Leichtsinn zu begehen, der die ernstesten Folgen für Sie haben kann. Eine Meuterei am Tage vor der Schlacht wird nach den Kriegsregeln als Hochverrat angesehen, und was sich hier im Kreise vorbereitet, ist ja in Wirklichkeit nichts Geringeres als eine offene Auflehnung gegen die Parteileitung. Es ist uns – und speziell mir – eine

peinliche Überraschung gewesen, Sie in Gemeinschaft mit den Demonstranten anzutreffen, da Sie doch von seiten der Partei große Vergünstigungen genossen haben."

Pastor Gaardbo erhob den Kopf.

„Ich?" sagte er mit ein wenig unsicherem Staunen.

„Ja. Darüber können Sie doch nicht in Unwissenheit sein. Wenn Sie in so jungem Alter dieses verhältnismäßig bedeutende Amt bekleiden, so ist das eine Anerkennung, die Ihnen für Ihren vorurteilslosen politischen Standpunkt erwiesen wurde. Oder vielmehr – um es rein heraus zu sagen – es geschah, weil der Kultusminister wußte, daß er meinem Wunsch entgegenkam, wenn er Ihnen die Pfarre gab."

Der Pfarrer wurde dunkelrot; er erhob sich heftig. Die Hand um die Stuhllehne gekrampft, sagte er: „Ich habe nicht darum gebeten."

„Das weiß ich! Aber Sie haben doch wohl selbst kaum glauben können, daß Sie ohne besonderes ministerielles Wohlwollen so vielen älteren Bewerbern vorgezogen wurden. – Aber lassen wir das jetzt! Da ich nun einmal hierher gekommen bin – und es wird vielleicht das erste- und das letztemal sein, daß wir miteinander sprechen –, so will ich Ihnen gleich alles sagen. Ich nannte mich vorhin Ihren Freund. Das war nicht nur eine Redensart. Seit Sie zum erstenmal als junger Student auf einer politischen Versammlung auftraten, habe ich Sie aus der Ferne mit Interesse verfolgt, ja – ich kann wohl sagen – mit der Erwartung einer bedeutenden Zukunft als Politiker für Sie. Daß Sie dann Pfarrer wurden, war mir, ich kann es nicht leugnen, eine Enttäuschung. Die Politik ist ein kriegerisches Gewerbe, das – wie ich schon vorhin sagte – sich schwer mit einem bürgerlichen Beruf vereinen läßt, am allerwenigsten mit dem eines Pfarrers. Ich gestehe, ich habe seit Bischof Monrads Zeiten einen fast abergläubischen Abscheu vor Politikern im Ornat gehabt. Aber ich habe mir auch gedacht, daß der Tag kommen könnte, an dem Sie die geistliche Wirksamkeit

aufgeben würden, um sich ganz der sozialen Fürsorge zu widmen, für die Sie ja ein besonderes Interesse haben. Und der natürliche Wirkungskreis für eine solche Arbeit ist doch der Reichstag – die Politik überhaupt. Auf dem Gebiet haben Sie ja überdies ein – sozusagen angeborenes – Anrecht, schnell in die erste Linie zu gelangen. Und nun werden Sie vielleicht den Grund verstehen, weswegen ich Sie ungern einen unüberlegten Schritt tun sehe!"

Pastor Gaardbo war sich nicht klar über die Absicht mit all dieser hinterlistigen Freundlichkeit. War das ein Versuch, ihn auf schwankenden Grund hinauszulocken? Oder glaubte der Oheim wirklich, ihn zum Abfall bringen zu können durch ein Anerbieten, ihn zum Erben seiner politischen Hinterlassenschaft zu machen? Er hatte Mitleid mit dem alten Mann, der so offenbar ohne jegliches Verständnis für seine Ohnmacht war, und da er es nicht übers Herz bringen konnte, ihm geradeheraus zu sagen, wie schlecht er unterrichtet war, gestaltete sich seine Antwort nur zu einer Wiederholung dessen, was er bereits gesagt hatte.

Aber was er verschwieg, das lasen Enslevs aufmerksame Augen in seinen Mienen, und plötzlich blitzte es unter den buschigen Brauen auf. Mit einem Blick, hastig wie das Blinken einer Axt, fällte er das Todesurteil über den Neffen.

„Wollen Sie dann gefälligst den Wagen vorfahren lassen," sagte er. „Es ist Zeit, daß wir fortkommen."

VIII

Der Festplatz war eine große Lichtung im Walde. Hier, wo fast täglich Krähenscharen ihren Spektakel machten, standen jetzt vier- bis fünftausend Menschen Kopf an Kopf vor einer graubekleideten flaggengeschmückten Tribüne mit einem ausgebauten Rednerpult. Auch die Tribüne war gedrängt voll von Menschen. Auf der einen Seite des Mittelganges saßen die Zeitungsberichterstatter, über ihre Papiere gebeugt, auf der

andern Seite hatten die Vertreter der politischen Vereine der Umgegend ihren Platz zugleich mit den andern besonders Eingeladenen, darunter der Jägermeister in seiner Eigenschaft als Besitzer des Waldes, und Frau Wilhelmine. Auch für Frau Berta hatte man hier Platz geschafft.

Gleich unterhalb des Rednerpultes waren ein paar Reihen fester Bänke für alte Leute bestimmt, aber in der Hauptsache von jungen Kopenhagenern eingenommen, die aus den an der Küste gelegenen Sommerfrischen hierher geradelt waren. Überall aus dem ganzen Lande Fünen war die Bevölkerung wie zu einer Volksbelustigung herbeigeströmt. Ein mächtiger Wagenpark bildete den Rahmen um den Platz und erstreckte sich bis tief in den Wald hinein. Da waren Kleinstädter und Bauern und weißgekleidete Damen mit langen Tüllschals. Da waren Handlungsgehilfen und Soldaten, und da waren scheu blickende Landstreicher, die sich Enslevs dankbar erinnerten als des Ministers, der seine Hand über den Schnaps des armen Mannes gehalten, die Gefängnisverhältnisse verbessert und die Landarbeitshäuser zu geselligen Aufenthaltsorten mit allerlei Unterhaltung gemacht hatte.

Die Versammlung begann damit, daß Balduin Hansen vortrat und als Vorsitzender des Jugendvereins alle willkommen hieß. Er war ein kleiner Mann in mittleren Jahren mit der Suada des geborenen Volksredners. Während er sprach, stand er vornübergebeugt mit gespreizten Ellbogen und stemmte die Hände gegen den Rand des Rednerpultes, und in dieser Stellung stieß er den Zuhörern die Worte wie mit Hörnern in den Kopf hinein. Aber plötzlich riß er den Hut ab, brachte schreiend ein Hoch auf die Verfassung aus, dirigierte die Hurrarufe mit der andern Hand, verbeugte sich wie zum Dank und teilte darauf geschäftsmäßig mit, daß das Mitglied des Amtsrates, Hofbesitzer Jörgen Mosegaard, das Amt eines Wortführers übernehme wolle.

Ein dickbäuchiger und bartloser Mann erschien auf der Redner-

tribüne, einen Kneifer in der Hand. Jörgen Mosegaard war einer der politischen Veteranen der Gegend und trat sein Ehrenamt mit vieljähriger Übung an. Er sah vertraut um sich und lüftete den Hut erst, als er zu sprechen begann.

Es herrschte ziemlich viel Unruhe. Fast niemand konnte hören, was er sagte. Es wurde „Still!" gerufen, aber ehe Ruhe eintrat, war er bereits mit seiner Rede fertig. Man sah ihn seinen Hut in der Luft schwenken, und ein paar Menschen riefen Hurra. Das war ein Hoch auf das Vaterland.

Nun trat Pastor Gaardbo vor als einleitender Redner der Versammlung. Das erregte Enttäuschung bei allen den vielen Fremden, die ausschließlich um Enslevs willen gekommen waren. Sie kannten den Namen des Mannes nicht aus den Zeitungen und machten sich daher nichts daraus, ihn zu hören. In ihrer Ungeduld versuchten sie, ihn durch Zurufe und Unterbrechungen zu entfernen, woran Balduins Hansens politische Freunde sich allmählich beteiligten.

„Danke, Herr Pastor! Jetzt ists genug! ... Fassen Sie sich ein bißchen kürzer! Kommen Sie am Freitag wieder!"

Der Wortführer mußte sich zeigen und die Versammlung zur Ruhe ermahnen, was er tat, indem er auf väterliche Weise den Kneifer in die Höhe hob.

Oben auf der Tribüne saß Enslev, einen breitrandigen Künstlerhut auf seinem weißen Kopf. Er hatte sich nach dem Redner umgewandt, und es schien den Leuten, daß auch er dieses Pfarrers überdrüssig war, der fortfuhr zu schwatzen. Der eine Arm lag auf dem Geländer, und die Finger bewegten sich ungeduldig. Zuweilen schien er vor Langeweile tief zu seufzen, oder er sah mit einem gleichsam hoffnungslosen Blick über die Versammlung hinaus, was die Spektakelmacher sofort zu neuen Zurufen anfeuerte.

Es war alles Komödienspiel. Niemand war so scharfhörig wie er, niemand folgte der ruhigen Rede des Pfarrers mit tieferer Unruhe. Dieser Neffe hatte den alten, kinderlosen Mann von

dem erstenmal an beschäftigt, als er seinen Namen gedruckt sah. In den letzten zehn Jahren hatten seine Gedanken ihn umkreist. Mit seines verwitterten Herzens letztem Rest an weichen Gefühlen hatte er aus der Ferne sein Treiben verfolgt. Auf Umwegen hat er sich beständig nach ihm erkundigt. Selbst nachdem der Neffe Pfarrer geworden war, hatte er die Hoffnung auf eine Verständigung nicht aufgegeben, und als er nun erfuhr, daß Tyrstrup unter der Hand Balduin Hansens Wahl zu seinen Gunsten entgegenarbeitete, hatte er sich überwunden, selbst zu kommen und eine Annäherung zu versuchen.

Am äußersten Rande der Versammlung stand ein Mann, den die Leute seiner Kleidung und seines ganzen sonderbaren Aussehens wegen ein wenig ängstlich ansahen. Es war eine schwerfällige Gestalt mit einem wettergebräunten Gesicht und einer Brille. Eine Mütze saß ihm tief hinab über dem wildwachsenden Haar, das ebenso wie sein Rock von Sonne und Wind fast entfärbt war. Die Kleider hingen ihm um seinen Körper wie ein Sack. An den Füßen hatte er ein Paar elende Knöchelschuhe, die auf den Landstraßen der ganzen Welt plattgetreten zu sein schienen. Aber ein gewöhnlicher Landstreicher konnte er doch nicht sein. Er sah mehr aus wie ein Verrückter oder ein entsprungener Zuchthauskandidat in gestohlenen Kleidern, der sich leichtsinniger Weise aus seinen Verstecken in Kornfeldern und Wäldern hatte hervorlocken lassen.

Pastor Gaardbo, der jetzt unter ironischen Hurrarufen endete, hatte zugunsten einer „Barmherzigkeits-Politik" gesprochen. Seine armen Freunde brachten ihm ein schüchternes Hoch aus. Man hörte einzelne zerstreute Hurras und sah eine Menge alter Hüte in der Luft schwenken.

Aber nun wurde es still. Aller Augen waren auf Enslev gerichtet, der durch einen an den Wortführer gerichteten Wink zu erkennen gegeben hatte, daß er zu reden wünsche.

Er erhob sich jedoch nicht sogleich, sondern blieb noch ein wenig sitzen, um den Empfang vorzubereiten und der Erwartung Zeit

zu lassen, sich auszubreiten und zu wachsen, und wirklich gelang es ihm, im Laufe dieser Augenblicke die große ungleichartige Versammlung zu einem Organismus zusammenzuschmelzen, der unter einer gemeinsamen nervösen Erregung zitterte. Jedesmal, wenn er sich bewegte, ging ein Ruck durch die Menge wie durch ein Tier, das sich zum Sprunge anschickt.

Jetzt sah man, daß er die Hand ausstreckte, um seinen Stock zu ergreifen. Das Zeichen war gegeben. Lange, bevor er bis an das Rednerpult gelangt war, begannen die Hurrarufe. Und auf einmal schwoll der Ruf an und steigerte sich zum Jubel, als er dort vor aller Augen stand – lächelnd, entblößten Hauptes, mit vorgestreckten Armen für den Empfang dankend, als wünsche er, jedem einzelnen von den Tausenden die Hand drücken zu können. Die jungen Damen wehten mit ihren Tüllschals, und die Landstreicher brüllten ihm ihre Anerkennung durch rostige Kehlen zu. Und es war keine Rede davon, daß er versuchte, den Sturm zu stillen. Seit einem Menschenalter hatte er das Volk daran gewöhnt, der Freiheit in seiner Person zu huldigen, und er empfand namentlich in diesem Augenblick kein Bedürfnis, es aus der Gewohnheit zu bringen.

Viele von Pastor Gaardbos Anhängern nahmen an den Hochrufen teil. Es war ja Enslev. Der Pfarrer selber war, gleich nachdem er seine Rede beendet hatte, von der Tribüne heruntergestiegen. Jetzt stand er unterhalb des Rednerpultes neben den Bänken, lüftete den Hut ein wenig, um nicht zu demonstrieren, war aber stumm.

Endlich hatte man sich ausgejubelt, und Enslev konnte zu Worte kommen. Er begann mit der Mitteilung, daß der alte Müller Jensen sich gezwungen gesehen habe, sein Folkethingsmandat zur Verfügung zu stellen. Die freisinnigen Wähler des Kreises stünden also der ernsten Aufgabe gegenüber, sich in bezug auf einen neuen Vertreter zu einigen. Nachdem er darauf eine Übersicht über die Geschichte des Verfassungskampfes gegeben hatte, sagte er: „Allem Anschein nach ist es uns ja gelungen,

die Feinde der Freiheit auf allen Gebieten niederzuschlagen. In der Staatsleitung, in der Verwaltung, in der Schule und in der Kirche. Man muß jetzt in den dunkelsten Ecken mit einer Laterne nach ihnen suchen wie nach Ratten. Auf der andern Seite aber läßt sich nicht verhehlen, daß der Sieg uns allerlei Freunde auf den Hals geschafft hat, denen gegenüber auf der Hut zu sein aller Grund vorliegt. Es pflegt ja mit einer Bewegung so zu gehen, wenn sie ihre Sturm- und Drangperiode überstanden hat. Dann wird sie von Anhängern überwältigt und läuft Gefahr, in Umarmungen erstickt und in Freudentränen ersäuft zu werden. Ehemalige Gegner erscheinen, die Hand aufs Herz, und versichern, daß sie in ihrem Innern stets der heiligen Sache angehört haben und nur durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen bisher verhindert waren ihr Leben für sie zu opfern.

„Ich habe diesen Sommer in ein paar Reden vor der verborgenen und vermummten Reaktion gewarnt, die zwischen uns herumschleicht und jetzt unsere größte Gefahr ist. Sie täuscht die Gutgläubigen in allerlei wohl ersonnener Verkleidung – auch im Predigertalar. Ja, am allermeisten darin! Es scheint ein historisches Gesetz zu sein, das an den Tag zu ziehen, zur Erwägung für das dänische Wählervolk, jetzt, wo es an der Zeit ist – nämlich, daß in dem zweifelhaften Haufen, der sich in elfter Stunde einer siegreichen Bewegung anschließt, sich eine auffallend große Anzahl von Dienern der Kirche befinden; und so ist es auch in unserm Fall gewesen. Unsere brave Geistlichkeit, die ringsumher in den Pfarrhäusern mit theologisch aufgeschwollenen Gehirnen unter dem Käppchen dasaß, ist jetzt im Begriff, unsere weitestgehenden und kampfeifrigsten sozialen Reformatoren zu werden. Beachten Sie den verspäteten Mut, mit dem sogar Pröpste und Bischöfe jetzt für die Gesellschaftslehre der Gleichheit und Brüderlichkeit in die Schranke treten! Derselbe Klerus, der diese als ärgerniserregend und unchristlich bekämpfte, solange eine Möglichkeit vorhanden war, sie

im Keime zu ersticken, ist jetzt der wahre Freund des kleinen Mannes geworden, und eine Reihe von den jungen Pfarrern unserer Zeit hat ja wirklich mit lobenswerter Aufopferung persönlich teilgenommen an der Arbeit, die soziale Not zu lindern. Ich sage von dem allem: besser spät als nie, wenn es sich um das Wohl des Nächsten handelt. Aber unsere lieben Parteigenossen im Ornat dürfen es uns doch nicht verübeln, daß wir bei unsern historischen und persönlichen Erfahrungen ihnen mit ein klein wenig Mißtrauen begegnen und sie mit den klassischen Worten fragen: ‚Welch Geschäft führt euch her, Ehrwürdige Herren? Kommt ihr nun – ein wenig spät –, eurer sozialen Dienstpflicht zu genügen, oder habt ihr verborgene Ziele mit diesem ein wenig überraschenden Anerbieten zwecks gemeinsamer Arbeit?'"

Man spürte von neuem Unruhe in der Versammlung. Die Leute aus der Umgegend hatten allmählich begriffen, wessen Kopf fallen sollte, und viele Augen suchten Pastor Gaardbo. Unter den Freunden des Pfarrers regte sich eine hörbare Unzufriedenheit. Dahingegen fand der alte Meister Zustimmung bei der Mehrzahl von Balduin Hansens Wählern, die die Worte als Agitation für dessen Wahl auffaßten.

Enslev hielt sich noch aufrecht auf der Rednertribüne. Er stand dort wie ein Herrscher. Er hatte seiner Jugend trotziges Hintenüberwerfen des Kopfes beim Reden bewahrt, und seine Handbewegungen waren voll Leben. Seiner Stimme aber merkte man das Alter an. Draußen in den äußersten Kreisen der großen Menschenmasse konnte man ihn zeitweise schlecht hören.

„Ich gestehe, daß ich für meine Person mit etwas gemischten Gefühlen Zeuge der jetzigen Massenentfaltung von Geistlichkeit in unserm öffentlichen Leben bin, die von anderer Seite in unserer Partei mit mehr oder weniger offener Befriedigung begrüßt worden ist."

„Tyrstrup!" rief ein langer Student, der mitten aus dem Gewimmel aufragte.

Die dreiste Unterbrechung erregte Zorn und Zischen ringsumher. Enslev aber griff sie auf und sagte: „Lassen Sie mich den Anlaß benutzen, der hier gegeben ist, um einer Zeitungsente, die auch vor meinen Ohren in diesen Tagen geschnattert hat, den Hals umzudrehen. Man hat sich in verschiedenen Zeitungen unserer Gegner mit dem Verhältnis zwischen dem jetzigen Ministerpräsidenten und mir beschäftigt. Ich wünsche daher, hier zu erklären, daß, so wie die Partei – und das Volk – selbstverständlich keinen andern Wunsch hegen kann, als diesem Ministerium zu einer guten Wahl zu verhelfen, so hege ich persönlich nur die Hoffnung, mein Teil dazu beizutragen, solange der Kurs der alte ist."

Die Mitteilung wurde mit einem starken und anhaltenden Beifall von den vielen begrüßt, bei denen die Gerüchte von der Uneinigkeit in der Parteileitung Sorge erregt hatte. Die verborgene Drohung, die in den letzten Worten lag, wurde nur von wenigen verstanden. Aber dieser Ausbruch allgemeiner Zufriedenheit wirkte als unfreiwillige Demonstration zugunsten von Tyrstrup, was Enslev auch sehr wohl empfand. Er stand einen Augenblick stumm da, und als er fortfuhr, war sein Ton verändert.

„Lassen Sie mich meine Meinung ohne Vorbehalt sagen! Ich fürchte die Geistlichkeit, auch wenn sie Gaben bringt. Mitarbeiter im Ornat gehen nur zu oft ihre eigenen Botenwege und dienen einer andern Sache als der, die sie im Munde führen. Sie sprechen vielleicht schön von der Freiheit des Volkes, fügen aber für sich selbst hinzu: ‚Unter Vormundschaft der Kirche'. Sie verkünden vielleicht eine Politik der Barmherzigkeit und eifern für soziale Reformen, gleichzeitig aber ist ihr ganzes Trachten eine Wiedererrichtung eines mittelalterlichen Kirchenstaates mit dem Pfarrer als unverletzbare Autorität. Bisher geht man freilich noch ganz still umher mit seinen Hoffnungen. Aber wer ein scharfes Ohr hat, wird leicht den Seufzer vernehmen, der zur Zeit durch die dänische Geistlichkeit geht –,

ein brünstiger Sehnsuchtsseufzer nach der verlorenen bürgerlichen Macht und Autorität. Da ist es denn an der Zeit, zu sagen, so daß es im ganzen Lande gehört wird, daß von aller Tyrannei die der Geistlichkeit stets die unleidlichste, die entwürdigendste, die grausamste war. Ja – so unglaublich es klingt! – selbst das religiöse Gefühl ist einmal über das andere hierzulande heimatlos gewesen, weil eine unversöhnliche Klerisei es von der Kirche ausschloß. Ich erinnere Sie an den jugendlichen Grundtvig, der auf einem Trockenboden predigen mußte! Denkt an eure eigenen fünenschen Laienapostel, den unerschrockenen Kristian Svane, und wie die andern hießen, die von herrschsüchtigen Geistlichen ins Gefängnis geworfen wurden, nur weil sie ohne ihre Erlaubnis Leute zum Bibellesen versammelten! ... Mein Wort an das dänische Wählervolk soll daher heute sein: Hütet euch vor dem Wolf im Schafpelz! Er ist das grimmigste Tier in der Geschichte! Das gierigste, das unbarmherzigste. Und laßt uns nun dreidoppelt Hurra rufen für eine gute Wahl! Ich meine damit eine Wahl, die die vermummten Feinde des Lichts in ihre dunklen Winkel zurückjagt, eine Wahl, die alle Hoffnungen auf Wiedererweckung eines neuen Adels oder einer neuen Kirchenmacht hier im Lande unzweideutig niederschlägt und das Reich, die Macht und die Ehre wieder in die Hände des arbeitenden Volkes legt!"

Er hatte den letzten Teil seiner Rede mit großer agitatorischer Kraft gesprochen, und die Schlußworte riefen erneuten Jubel wach, nicht zum mindesten bei denen, die nichts verstanden hatten. Er mußte mehrmals an das Rednerpult vortreten, um die Huldigung entgegenzunehmen.

Trotzdem war da eine ganze Anzahl, namentlich unter Pastor Gaardbos Anhängern, die die Hüte auf dem Kopf behielten. Durchgehend hatte die Rede Erstaunen und außerdem ein wenig Bedenken erregt. Die bäurische Jugend, die mit so gespannten Erwartungen hierher gekommen war, fühlte sich tief enttäuscht.

Das waren Leute, die entweder ganz in praktischen Interessen aufgingen oder auch gerade stark kirchlich interessiert waren. Die letzteren waren empört.
Jetzt sollte Balduin Hansen reden. Vorher aber mußte eine Pause gemacht werden, weil der größte Teil von denen, die ausschließlich gekommen waren, um Enslev zu hören, jetzt aufbrach und Störung hervorrief. Man stürmte die Schuppen, in denen die Fahrräder aufgestellt waren, und Scharen von fröhlichen Sommerfrischlern zogen mit Hallo durch den Wald.
Als der Wortführer wieder vortrat, waren fast nur noch Leute aus dem Wahlkreis selbst zurückgeblieben, und Balduin Hansens Erscheinen auf der Rednertribüne ward daher jetzt das Signal zu einem lebhaften Wahlkampf. Die Hurrarufe seiner Freunde riefen die Gegner zu den Waffen, und nun zeigte es sich, daß Pastor Gaardbos Anhängerschaft weit stärker war, als es zu Anfang den Anschein gehabt hatte. Enslevs Rede hatte ihnen die Zunge gelöst. Es wurde gerufen und gezischt. Es währte ein paar Minuten, bis Balduin Hansen sich verständlich machen konnte.
Seine Rede war eine regelrechte Wahlrede. Er nahm sein ganzes Programm durch, das ein Entwurf zu einer neuen Gesellschaftsordnung war, aufgebaut auf Bodenzinsbesteuerung, seine Lebens- und Herzenssache, von deren Durchführung der begeisterte kleine Mann eine neue Weltengeburt mit Frieden und Freude für die ganze Menschheit erhoffte.
Als er endete, sollte die Versammlung der Bestimmung nach vorbei sein, und man wartete nur darauf, daß Jörgen Mosegaard vortreten und das letzte Lebehoch ausbringen würde. Da wurde man darauf aufmerksam, daß sich oben auf der Tribüne, wo sich alle der Treppe zugewandt hatten, die von der Rückseite dort hinaufführte, irgend etwas zutrug. Die Herren von der Presse hatten sich in ihrem Verschlage erhoben und machten einen langen Hals. Es mußte etwas Unerwartetes vorgefallen sein.

Jetzt sah man auch einen Fremden auf der obersten Stufe der Treppe stehen. Es war der sonderbare, bebrillte Mann, der sich bisher in dem äußersten Kreis der Zuhörerschaft aufgehalten und dort auf Grund seines Aussehens ein wenig Beängstigung hervorgerufen hatte. Jörgen Mosegaard und ein paar andere von den leitenden Männern der Versammlung standen da und sprachen mit ihm. Hinterher hatten sie eine längere Verhandlung mit Enslev.

Das Ergebnis war, daß der Wortführer vortrat und meldete, daß er nach Beratung mit den im Augenblick anwesenden Mitgliedern des Vorstandes das Wort einem Manne erteilen wolle, der gebeten hatte, ein Zeugnis vor der Versammlung ablegen zu dürfen.

„Es ist der ehemalige Pfarrer in der Volkskirche, Pastor Mads Vestrup."

Da waren nicht viele, die den Namen kannten, und von diesen hatten die meisten nur eine undeutliche Erinnerung, in den Zeitungen von einem „Wanderprediger" gelesen zu haben, der verabschiedet worden war und nun im Lande umherging und auf offenem Felde und in Krugställen Erbauungsversammlungen abhielt.

Es erregte daher Erstaunen, als Pastor Gaardbo von seinem Platz unterhalb der Rednertribüne mit Heftigkeit ausrief: „Der Mann darf hier nicht reden."

Die Leute sahen einander an, und als Pastor Gaardbo begriff, daß es notwendig war, eine nähere Erklärung zu geben, teilte er mit, daß Pastor Vestrup seit seiner Verabschiedung, die wegen seines unsittlichen Lebenswandels erfolgt sei, umherreiste und die Leute mit rohen und lästerlichen Reden gegen die Kirche aufreizte. Er wolle es der Versammlung anheimstellen, daß sie sich weigere, ihn zu hören.

Unwillkürlich sahen alle zu Enslev empor, von dem man eine Äußerung erwartete. Sie kam auch gleich darauf, indem er dem Neffen ironisch zurief: „Freiheit für Loke so gut wie für Thor!"

„Ich sollte meinen, diese Freiheit ist auf dieser Versammlung bereits hinreichend ausgenützt," entgegnete der junge Pfarrer, und diese mutigen Worte riefen Schrecken hervor, an mehreren Stellen aber auch murmelnde Zustimmung. „Ich lege Protest dagegen ein, daß Pastor Vestrup hier das Wort erhält."
Er hatte mit Kraft und Autorität gesprochen. Man sah, daß Enslev empört war, und eine allgemeine Ratlosigkeit bemächtigte sich der Versammlung.
Indessen war Mads Vestrup in den Mittelgang der Tribüne gelangt. Alle konnten ihn jetzt sehen, und der Eindruck seiner verkommenen Erscheinung entschied für ihn. Nicht zum mindesten die eigenen armen Freunde Pastor Gaardbos wurden von dem Anblick beeinflußt, und es erhob sich kein Widerspruch, als Jörgen Mosegaard – und diesmal mit würdig erhobenem Kneifer – verkündete: „Ich erteile Pastor Vestrup das Wort!"
Ehe der frühere Pastor zu Favsing zu reden begann, stand er eine Weile da und spähte gleichsam oder witterte über die Versammlung hin. Seine rechte Hand griff mehrmals nervös nach der Brille, und in dem Gesicht mit den plumpen Zügen wechselte der Ausdruck unaufhörlich in einer Weise, die an das Spiel des Schattens über einem Pflugacker unter einem unruhigen Aprilhimmel erinnerte.
„Es war eigentlich ziemlich stark, von mir zu sagen, daß ich die Leute gegen die Kirche Gottes aufreize," sagte er mit seiner groben jütischen Stimme, die eine starke Erkältung noch rauher machte. „Ich weiß nicht anders, als daß ich gerade umhergehe und nach Gottes Gemeinde hier im Lande suche; aber die ist nicht leicht zu finden. Sie sitzt so verzagt da und verkriecht sich wie ein altes Mütterchen, das sich nicht zu zeigen wagt, weil die Straßenjungen hinter ihr dreinschreien. Das scheint vielen von euch, die ihr hier versammelt seid, vielleicht eine sonderbare Rede zu sein. Ihr wißt am Ende gar nicht, daß der Satan auch hier auf Erden seine Kirche hat. Über die sind ja die meisten Menschen in einem so schändlichen Irrtum begriffen.

Es ist übrigens genau dieselbe, von der wir vorhin hörten, die machtlüsterne Kirche, der alle Mittel gleich gut sind, wenn sie in dieser armen Welt nur Ansehen und Macht verleihen. Seht, darüber möchte ich euch nun gern eine Geschichte erzählen. Es war damals – ihr wißt ja –, als unser Herrgott noch in Gestalt eines Pilgrims hier auf Erden einherwanderte, um sein Volk zu besuchen. Und nun müßt ihr euch den gewaltigen Gott des Himmels und der Erde ja nicht wie einen gemütlichen Weihnachtsmann vorstellen, der alle Taschen voll Süßigkeiten hat, so wie wir ihn auf Glanzbildern und in den meisten Andachtsbüchern abgebildet sehen. Nein, nein! In seinen Fußtapfen erhoben sich die Angst und die Verzweiflung, und die frommen Herzen bebten. So ist die Wiederkunft des Herrn, und so wird sie bleiben, bis die Posaune des Gerichts uns am Jüngsten Tage ertönt. Amen!"

Er mußte sich einen Augenblick umwenden und sein rotes Taschentuch herausziehen, um die erkältete Nase zu putzen. Die Leute waren unruhig geworden und sahen unschlüssig zu dem Wortführer und zu Enslev auf. Und viele entdeckten nun, daß Pastor Gaardbo gegangen war. Was konnte hieraus entstehen?

Aber Mads Vestrup ließ ihnen keine Zeit zu Erwägungen. Dem ehedem so unbeholfenen Kanzelredner, der seine Gemeinde jeden Sonntag in Schlaf predigte, war auf der Apostelwanderung das Zungenband gelöst worden. Die entfesselte Leidenschaft hatte ihn verwandelt. Die Einsamkeit auf den Landstraßen, Not, Entbehrung und Reue hatten seinen Sinn gehärtet und dem sorgenvollen Manne eine Unerschrockenheit in der Rede verliehen, die den Leuten die Ohren aufschloß.

„Unten in der Hölle aber saß der Teufel und war so recht gründlich mutlos," fuhr er fort. „Es waren schlechte Zeiten für den Vater der Lüge, und er begriff, daß etwas Besonderes geschehen müsse. Als er dann einige hundert Jahre darüber nachgesonnen hatte, nahm auch er eines Tages menschliche

Gestalt an und begab sich auf die Marktplätze, um zu predigen. Denn trotz all seiner Klugheit kann der Teufel ja nie selber auf etwas verfallen. Er wird immer nur ein ‚Beefsteak auf andre Weise', wie man zu sagen pflegt. Und die andre Weise ... ja, das war sein alter Kniff, das war die Verleugnung! So begann er denn damit, seine eigene Existenz zu verleugnen. Der Teufel sei nur eine Sagenfigur, und über die Hölle könne man lachen, die sei nichts weiter als eine schlaue Mönchserfindung. Und was Gott anbetraf ... ach, der war so ein liebenswerter alter Kerl, der nur verlangte, daß man ihn nicht ganz im Stich ließ. Er freute sich von Herzen, wenn wir Menschen unsere Freudenlieder nach der seit der Erschaffung der Welt bekannten Melodie sangen:

Gott soll gelobet und gepriesen sein,
Meinem Nachbar starb sein Schwein!"

Wieder mußte er sein Taschentuch herausholen, aber es war jetzt ganz still ringsherum geworden. Eine unsichere und sorgenvolle Verlegenheit hatte sich aller bemächtigt.

Nur Enslev saß lächelnd da, die Arme über der Brust gekreuzt, und schien auf seine Weise interessiert zu sein. Als Jörgen Mosegaard einmal Miene machte, einzuschreiten, hatte er das verhindert. Allen sichtlich, schützte er mit einer Handbewegung abermals die Freiheit der Rednertribüne.

„Niemanden, der die Menschen kennt, kann es wundern, daß Satan Glück mit seiner List hatte. Es entstand ein Andrang zu dieser Verkündigung! Ein Gemeindeleben, wie man nie zuvor etwas Ähnliches gesehen, erblühte! Und nun hatte der alte Lügner und Zauberer gewonnenes Spiel. Als der Pilgrim wiederkehrte, kannte ihn niemand mehr. Er stand an der Tür und fragte: ‚Wo ist dein zerknirschtes Herz? Wo sind die Tränen, die du über dich selbst geweint hast? Wo ist deine Angst, wo sind die Seufzer deiner schlaflosen Nächte?' Die Leute aber verstanden ihn nicht und sagten: ‚Was steht er da und schwatzt? Mach, daß du wegkommst, alter Mann! So

etwas kennen wir hier nicht. Wir sind fröhliche, unbefangene Menschen, und jetzt wollen wir in ein Bethaus und Lichtbilder sehen und Schokolade trinken.'

„Seht, das war nur eine Geschichte. Ich möchte nun gern ein kleines Erlebnis erzählen, das ich heute auf dem Wege hierher hatte. Da standen ein paar Menschen vor einem ärmlichen Haus, und ich erfuhr, daß da drinnen ein Mann läge und mit dem Tode ränge – ‚Hühner-Lars' nannten sie ihn. Dann werdet ihr ihn wohl kennen! Ich ging hinein, und da lag ein alter Mann in einem feinen weißen Hemd auf schimmernd weißem Laken, überhaupt so gut gepflegt und aufgeputzt wie die alte Komödienfigur Jeppe, die in das Bett des Barons gelegt wurde und sich im Himmelreich glaubte. Der arme Mann hatte die Stimme verloren, seine Brust arbeitete schwer, aber die Seele war ganz gegenwärtig, und ich konnte es ihm ansehen, daß er sich ganz beruhigt vorbereitet fühlte zu dem großen Gericht. Noch in der Bewußtlosigkeit des Todes glänzte der alte Sünder vor Selbstgerechtigkeit. – Sehet, dieser niederschmetternde Anblick steht mir noch immer vor der Seele, weil er mich an etwas erinnert hat, was mir kürzlich selbst begegnet ist. Ihr hörtet ja, wer ich bin. Ihr erfuhrt, was mir geschehen ist und weswegen ich von meiner Pfarre fort mußte. Das war das Urteil der Welt. Aber Gott kennt die Menschen. Er schuf uns als Sünder, erfüllt von häßlichen Gedanken und bösen Lüsten, solange wir atmen, und ich weiß nun, daß ich Gott niemals mehr zuwider war, als da ich versuchte, ihm mit meinen Tugenden unter die Augen zu gehen. Deswegen hat er mich noch tiefer in den Schmutz hinabgeschlagen. Dann, eines Tages, verfiel ich in eine schwere Krankheit. Ich lag in Fieberphantasien, und das Merkwürdige dabei war, daß mir mein ganzes Unglück aus der Erinnerung entglitten war. Ich war noch der unbescholtene Pfarrer von Favsing und Lime und wußte, daß ich sterben sollte. Und dann eines Abends ging die Tür auf, und ein Fremder kam herein. Ich erkannte sofort Gott den

Herrn. ‚Mads Vestrup! Jetzt sollst du von hinnen!' sagte er. ‚Aber wohin sollst du gebracht werden?' – Ich war ja zwar ein wenig ängstlich, hatte aber ein ganz gutes Gewissen, und ich rechnete meinem Richter vor, daß mein Leben rein, meine Gedanken fromm und mein Sinn gehorsam gewesen sei. Da aber sah mich der Herr betrübt an und sagte: ‚Mads Vestrup! Wo ist dein bebendes Herz? Wo sind die Tränen, die du über dich selbst geweint hast? Wo ist deine Angst, wo deiner Nächte Kummer?' Und mit einer neuen Stimme, die mir durch das Mark drang wie ein tötender Blitz, sprach er die furchtbaren Worte, die unwiderruflichen Worte des Gerichts: ‚Gehe von hinnen! Du gehörst der Hölle an!'" –

Er mußte ein wenig innehalten. Die Gemütsbewegung hatte ihn überwältigt. Die Tränen strömten ihm an den Wangen herab. Und plötzlich setzte er seine Mütze auf den Kopf, wandte sich um und ging davon.

Einige versuchten zu lachen; ein einzelner begann rasend zu klatschen, andere zischten und waren wütend. Es waren das alles nur verschiedenartige Ausdrücke für dieselbe unsichere Aufgescheuchtheit. Was für ein Mensch war das nur einmal! War es ein Verrückter oder ein Prophet? Oder war es nur ein Komödiant? Selbst Enslevs Lächeln war einen Augenblick ein wenig unsicher geworden.

Oben auf der Tribüne stellte Balduin Hansen den Berichterstattern der Tagespresse anheim, den unglücklichen Auftritt nicht zu erwähnen, und seine Worte fanden Zustimmung von allen Seiten.

Dann trat Jörgen Mosegaard vor, um die Versammlung zu beschließen. Er hatte den Hut schon gelüftet, um ein letztes Hoch auszubringen, als man Enslev sich erheben und um das Wort bitten sah.

Im selben Augenblick war der Eindruck des umherstreifenden Pfarrers und seiner Rede aus allen Gemütern wie weggeblasen. Alle erwarteten, daß Enslev jetzt Balduin Hansen feierlich als

den Kandidaten des Kreises bezeichnen würde, und man war sich klar darüber, daß sich das ohne Widerspruch vollziehen werde.
Es herrschte Totenstille.
Und dann kam etwas ganz Unerwartetes, was die Leute mit langen Gesichtern anhörten. Enslev, der von seinem Platz aus sprach, erinnerte daran, daß es eine alte Festsitte sei, ein Hurra auf den Wirt auszubringen, ehe man sich von Tische erhob. Der Jägermeister Hagen habe abermals bei dieser Gelegenheit mit dem Freisinn, der jetzt seit mehreren Generationen die Besitzer von Storeholt auszeichnete, seinen Wald und den schönen Festplatz zur Verfügung gestellt, und hierfür schulde man ihm Dank.
„Die großen Grundbesitzer pflegen ja sonst unsere geschworenen Feinde zu sein. Mit besonderer Freude müssen wir da einen Gutsherrn begrüßen, der wie Jägermeister Hagen ein vorurteilsfreies Verständnis und volkstümliches Gemeinschaftsgefühl besitzt. Ein Hoch auf diesen guten und getreuen Demokraten!"
Nach der Versammlung sah man Enslev in dem Wagen des Jägermeisters von dannen fahren. Die Leute zerstreuten sich auf dem Platz, wo sie lange in diskutierenden Gruppen standen und die Köpfe zusammensteckten, wie Schafe bei einem heraufziehenden Gewitter.

IX

Am folgenden Vormittag saßen Frau Berta und Jytte allein unter den Kastanien im Garten. Sie hatten sich wegen der Unruhe im Hause schon so früh hierher zurückgezogen. Es war ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Leuten, die mit Enslev sprechen wollten. Auch Balduin Hansen war dagewesen. Er war mit marmorbleichem Gesicht und einem verstörten Ausdruck aus dem Empfangszimmer herausgekommen. In diesem Augenblick waren der Vorsitzende des Wahlvereins und einige andere Vorstandsmitglieder da drinnen versammelt, um eine Entscheidung über Müller Jensens Nachfolger zu treffen.

Frau Berta hatte ein Strickzeug mitgenommen, um ihr Gemüt zu beruhigen. Es hatte am vorhergehenden Abend etwas Grimmiges in Enslevs Blick gelegen. Was hatte er vor? Sie kannte den Ausdruck aus alten Zeiten, wenn er Widerwärtigkeiten gehabt hatte. „Enslev ist blutdürstig," pflegte ihr Mann zu sagen. Seine Rede am vorhergehenden Tage fand sie auch sonderbar unüberlegt. Sie begriff nicht, was für einen Zweck er mit dieser groben Herausforderung haben konnte.

„Glaubst du, daß John Reichstagsabgeordneter wird?" fragte Jytte, die auch eine Handarbeit mitgenommen hatte.

„Nein, das kann ich nicht glauben. Das will ich nicht glauben."

„Dann glaube ich es doch für uns beide. Wilhelmine hat ja heute auch eine Miene aufgesetzt, als wenn John bereits Minister wäre. Du sollst sehen, liebste Mutter, du bleibst nicht die letzte Geheimrätin in der Familie."

„Ach Unsinn! Das kann Enslev doch nicht tun. Nein, ich habe eine Ahnung, daß eher Pastor Gaardbo den Sieg davontragen wird."

„Pastor Gaardbo? Wie kommst du nur darauf? Es ist ja noch nicht einmal abgemacht, daß er sich aufstellen lassen will!"

„Das wird er schon tun. Nach dem, was sich gestern zugetragen hat, muß er es beinahe tun, finde ich. Aber das geschieht nicht mit Enslevs gutem Willen."

„Wie kann er dann da gewählt werden?"

„Ich denke mir, er wird sich selbst helfen. Er zeigte sich ja auf der Versammlung als ein furchtloser Mann."

„Aber er hatte doch gar keinen Erfolg."

„Wer hat das gesagt?"

„John sagte, die Leute hätten ihn schließlich nicht mehr anhören wollen. Es wurde ja fast ein Skandal."

„Unsinn! Freilich waren da einige Spektakelmacher, aber das läßt sich bei dergleichen Versammlungen nicht vermeiden. Pastor

Gaardbo sprach sowohl schön als auch kräftig, fand ich. Und das war gewiß die allgemeine Ansicht."
Jytte, die aufgesehen hatte, beugte sich wieder über ihre Stickerei und errötete leicht. So sehr ihr Pastor Gaardbo zuzeiten zuwider war – und sie konnte ihn in einzelnen Augenblicken beinahe hassen –, war sie der Mutter doch dankbar für die Worte. Sie ärgerte sich jetzt nur darüber, daß sie sofort den boshaften Verleumdungen des Vetters über ihn geglaubt, was sie auch ein paar Stunden ihres nächtlichen Schlafes gekostet hatte. Es war ihr so töricht nahegegangen, daß er eine Niederlage erlitten hatte.
Um nun nicht mehr zu hören, rollte sie ihre Arbeit zusammen und ging ins Haus.
Auf dem Wege dorthin begegnete sie Enslev. Er stand auf der Verandatreppe und sah so wütend aus, daß sie ihn am liebsten gemieden hätte, so gute Freunde sie sonst auch waren. Aber als er sie gewahrte, erhellte sich sein Gesicht ein wenig. Er zog die dunklen, buschigen Brauen in die Höhe und streckte die Hand aus.
„Du ewig flüchtende Diana! ... Dich hab ich fast noch gar nicht gesehen. Willst du dafür sorgen, daß du beim Frühstück einen Platz neben mir bekommst! Dann sollst du mir beichten!"
„Eine so große Ehre wird mir wohl kaum zuteil werden."
„Es ist ein Befehl – verstehst du! Ich will hören, was für Schelmenstreiche du begangen hast, seit wir uns zuletzt sahen. – Wo ist deine Mutter?"
„Sie sitzt dort."
„Gut. Also auf Wiedersehen!"
Er kam mit einiger Mühe die Treppe hinab. Jytte wagte nicht, ihm Hilfe anzubieten. Nichts ärgerte den alten Mann mehr, als wenn die Leute sich merken ließen, daß sie an sein Alter oder an seinen schwachen Fuß dachten.
„Also da sitzt die Frau Justitia und strickt! Das ist eine Beschäftigung, um die ich die Frauen oft beneidet habe. Ich habe

einmal eine alte Dame gekannt, die behauptete, daß es kein Glückseligkeitsgefühl gebe, was man sich nicht erstricken könne. Der Strickstrumpf war ihr Universalmittel. Zu dem nahm sie ihre Zuflucht bei allen Sorgen und Kümmernissen, so wie andere zu Andachtsbüchern oder beruhigenden Pulvern. Können Sie mich die Kunst nicht lehren?"

„Ich glaubte, Ihr Landsitz, Ihr Garten, Ihre Hühner und Enten täten denselben Nutzen! Als ich das letztemal mit Ihnen sprach, erzählten Sie mir, daß Sie jetzt ganz und gar Landmann geworden seien, Sie hätten Ihren eigentlichen Lebenszweck gefunden, Sie interessierten sich nur für Viehrassen, Hühnerfutter, Obstzucht und dergleichen, und ich würde Sie nie wieder auf einer Rednertribüne erblicken."

Enslev stand da, den Stock vor sich, und betrachtete sie mit einem lauernden Blick unter den gesenkten Brauen.

„Finden Sie, daß die Zeit danach angetan ist, sich aufs Altenteil zurückzuziehen? ... Ich glaubte das freilich selbst. Ich bildete mir ein, die Zukunft sei so ziemlich gesichert. Ich meinte ja auch, ich hätte verdient, meine letzten Jahre für mich selbst zu haben. Aber es ging so, wie das alte Sprichwort sagt: Wenn die Katze nicht zu Hause ist usw.... Wenn Sie mir Fredsholm für einen annehmbaren Preis abkaufen wollen, können wir den Handel sofort abschließen."

„Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein, Enslev?"

„Freilich. Das Ganze war ein Mißverständnis. Wir Kinder vom Lande bewahren allesamt in unserm innersten Herzen einen Schäfertraum, unsere Tage in einem friedlichen Kohlgarten, mit Holzschuhen an den Füßen und einer Gießkanne in der Hand, zu beschließen. Und dann ergeht es uns in der Regel wie den Auswanderern, die nach einem langen, in Heimweh verbrachten Leben in ihr Vaterland zurückkehren und sich dort rettungslos fremd fühlen!"

Er sprach weiter über die Schläfrigkeit des Landlebens, über den Basilisk der Langenweile, der sich in den langen Winter-

abenden einem gegenüber setzte und gähnte wie ein Flußpferd. Als Frau Berta einwandte, daß man sich die Zeit doch immer mit Lektüre vertreiben könne, widersprach er und antwortete, für einen Menschen, der gewohnt gewesen, seine Lebenskraft in Handlung umzusetzen, seien Bücher die denkbar schlechteste Gesellschaft.

„Geben Sie einem Kriegsinvaliden die Geschichte der Schlachtfelder zu lesen! Er wird bald das Buch wegwerfen aus Ärger darüber, in einem Krankenstuhl sitzen zu müssen und von den Heldentaten anderer zu lesen. Da zieht er es doch vor, sich mit einer Schachtel Zinnsoldaten zu unterhalten."

Sein bitterer Ton veranlaßte Frau Berta, zu fragen, ob das Ergebnis der Verhandlungen mit den Vertrauensmännern des Wahlvereins nicht nach Wunsch ausgefallen sei.

„Es liegt noch gar kein Ergebnis vor. Wir wollen die Verhandlungen in zwei Stunden wieder aufnehmen, aber ich zweifle fast daran, daß es mir gelingen wird, eine Einigung zuwege zu bringen. Hier wie überall im Lande heulen die Eulen. Balduin Hansen hat sich übrigens mit lobenswerter Resignation erboten, sich zugunsten eines neutralen Dritten, über den sich beide Teile einigen können, zurückzuziehen. Aber die Herren von der Pfarrerpartei wollen offenbar ihren Krieg durchführen. Ich habe den bestimmtesten Eindruck, daß auf eine Sprengung hingearbeitet wird."

„Die Pfarrerpartei?" sagte Frau Berta. „Wollen Sie mir nicht sagen, Enslev, warum Sie Ihren Neffen uns gegenüber niemals erwähnt haben? Ich glaube Sie so zu verstehen, daß Sie auch jetzt Pastor Gaardbo nicht als Verwandten anerkennen wollen."

„Habe ich etwa nicht allen Grund dazu? . . . Aber darüber wollen wir nicht reden. Ich kam, um Ihnen einen kleinen Spaziergang durch den Garten vorzuschlagen. Ich habe zehn Minuten zur Verfügung. Lassen Sie sich überreden?"

„Ja, sehr leicht," sagte sie und rollte schnell ihr Strickzeug zusammen.

In Enslevs Haltung Frau Berta gegenüber waren Überreste der Galanterie, die aus der frühesten Zeit ihrer Bekanntschaft stammten, als sie und ihr Mann noch drüben in der Amtsrichterwohnung auf Samsö saßen. Enslev war zu einer Volksversammlung da hinüber gekommen, und in Wirklichkeit war es mehr die Schönheit der jungen Frau als die politische Tüchtigkeit des Mannes, die ihn veranlaßte, sich für die Wahl des Amtsrichters in den Reichstag und die Übersiedelung der Familie nach Kopenhagen zu interessieren. Zum Glück für ihre Freundschaft hatte Frau Berta das jedoch niemals begriffen. Mit der frischen Unmittelbarkeit ihres Wesens hatte sie seine Courmacherei hingenommen, ohne ihn ernstlich in Verdacht zu haben, zumal er schon damals kein Jüngling mehr war. Daher war sie jetzt auch eine der wenigen Damen, für die er eine wirkliche Achtung empfand. Wenn er sie Frau Justitia nannte, geschah das nicht nur, wie die Leute glaubten, weil ihr Mann einer seiner Justizminister gewesen war. Es war die Huldigung eines Menschen, der bei aller seiner tyrannischen Willenskraft viel Weibisches in seiner Natur hatte, der eine geheime Schwäche für alles empfand, was er nicht hatte bezwingen können, wohingegen er seine Werkzeuge gering schätzte.

Sie sprachen ein wenig von dem Waldfest, auch von Mads Vestrups Auftreten, das einen recht starken Eindruck auf Frau Berta gemacht hatte.

„Ja, den Mann kann man vielleicht gebrauchen," sagte Enslev und begann wieder von der Wahl zu reden.

„Die Verhältnisse hier im Kreise sind typisch. Vor nur drei, vier Jahren würde Balduin Hansens Kandidatur etwas Selbstverständliches gewesen sein. So, wie die Sachen jetzt liegen, sehe ich sie völlig hoffnungslos an. Und wissen Sie, wer ihm entgegenarbeitet? Tyrstrup. Ich weiß das ganz bestimmt. Er wünscht, daß der Pfarrer gewählt wird. Balduin Hansen soll einmal einen Zusammenstoß mit seinen geistlichen Vorgesetzten gehabt haben, und diese alte Angelegenheit hat die Pfarrerparte

ausgegraben, um sie bei der Wahlagitation gegen ihn zu benutzen. Darum will Tyrstrup ihn nicht haben. Das ist bezeichnend für den Mann! Das ist der neue Kurs, nach dem man sich richten muß! ... Aber ich bin mir lange klar darüber gewesen. Ich sehe auch, wo das alles hinaus will! Die Freiheitsfreude ist bei einem Volk wie dem dänischen ein Sonntagsgefühl, das sich zur Not bis zum Montag halten kann. Schon am Dienstag fangen die meisten an, sich nach der Zucht und dem Zwang und der Demütigung zurückzusehnen. Ich muß oft daran denken, was ich von lebenslänglichen Gefangenen gehört habe, die als alte Leute aus dem Gefängnis entlassen werden. Sie tragen den ganzen Überrest ihres Lebens eine heimliche Sehnsucht nach der Zelle und den Handeisen mit sich herum."

„Wollen Sie mir aufrichtig sagen, Enslev, ist es Ihre Absicht, zu versuchen, meinen Neffen an Balduin Hansens Stelle wählen zu lassen?"

„Ihn oder einen andern völlig zuverlässigen Mann, dessen Wahl sich durchsetzen läßt. Aus Balduin Hansen habe ich mir selbst, offen gestanden, nicht sonderlich viel gemacht. Er ist so voll von weitläufigen Ideen und hat so viele Sonderinteressen. Und ich lege keinen Wert auf Politiker mit Sonderinteressen."

„Aber ich begreife nicht, daß Sie daran denken, daß mein Neffe gewählt werden könnte. Ich glaube nicht, daß die allergeringste Stimmung für ihn vorhanden ist."

„Die Stimmung kann während der Wahlkampagne kommen. Das ist eine Erfahrung, die Sie selber seinerzeit gemacht haben müssen. Ich habe in Redakteur Danielsen bei ‚Fyns Venstre' einen sehr brauchbaren Mann. Außerdem hat Balduin Hansen der guten Sache halber aus alter Freundschaft für mich versprochen, für die Wahl des Jägermeisters zu arbeiten. Die aufgewärmte Redensart von der ‚Hydra des Anarchismus', die wahrscheinlich Tyrstrups großer Wahltrumpf sein wird, kann ja auch nicht sonderlich wirkungsvoll werden als ab-

schreckendes Bild, wenn sie auf einen Gutsbesitzer und Jägermeister angewendet werden soll."

„Ja, ja," sagte Frau Berta. „Sie haben wohl schon Ihre Pläne in bezug auf die Sache, und darüber schweigen Sie. Aber wissen Sie, daß die ökonomischen Verhältnisse meines Neffen alles andere als gut sind?"

„Er hat ja einen reichen Schwiegervater."

„Ach – der! Die Hilfe, die von der Seite kommt, fürchte ich fast mehr als alles andere. – – Enslev!" sagte sie, als er nichts erwiderte, „ich entsinne mich, daß Sie sich einmal den Vormund der Toren nannten. Seien Sie das auch in diesem Fall! Mein leichtsinniger Neffe hat schon ohnedem eine hinreichend hohe Meinung von sich. Das Reichstagsleben, fürchte ich, wird ihn noch tiefer ins Unglück hineinführen."

Enslev machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopf und wollte sich nicht auf die Sache einlassen. Die Privatangelegenheiten der Leute interessierten ihn nicht. Er hatte seine Entscheidung einzig und allein von der Betrachtung aus getroffen, daß der Jägermeister in der gegebenen Sachlage derjenige war, der die vielen neutralen Stimmen des Kreises am besten einen konnte, und der außerdem durch seinen bloßen Namen und seine soziale Stellung Aufmerksamkeit im ganzen Lande erregen würde.

Sie hatten jetzt einen Rundgang um den großen Rasenplatz hinten im Garten beendet. Enslev fühlte sich müde, und sie nahmen Platz auf einer Bank.

„Sie sprachen vorhin über meine Absichten. Damit beschäftigt sich ja zurzeit alle Welt. Als könnte ich andere Ziele haben als die, zu denen ich mich immer bekannt habe! Merkwürdigerweise fragt man nicht danach, was Tyrstrup damit beabsichtigt, wenn er sich hinter dem Rücken der Partei mit dem unzuverlässigsten aller Bundesgenossen alliiert. Wie geht das zu? Ich will es Ihnen sagen. Er geht die geheimen Botengänge des Volkes. Er bereitet den Schritt vor, den zu tun sich verschiedene noch sträuben – den Gänsemarsch nach Kanossa. Er versteht

es gewiß selbst nicht. Er fabelt davon, ein tausendjähriges Reich der Jovialität zu gründen, in dem die Menschen, der eine am Halse des andern hängend, umhergehen. Aber es ist keine Beruhigung für mich, daß er selbst an seine schlechten und verräterischen Helfer glaubt. Mit seiner erstaunlichen Sorglosigkeit redet er davon, daß ich am hellen Tage Gespenster sehe. Und das ists auch gerade, was ich tue! Die Henker, die wir vor einem Menschenalter knebelten, die leben jetzt in Söhnen und Enkeln wieder auf und lauern auf Rache. Weil Tyrstrup es nicht sieht – soll ich mich da blind machen? Soll ich gleichgültig zusehen, wie die mühsam errungenen Ergebnisse des Kampfes zweier Generationen wieder so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt werden?"

„Die Ergebnisse?" sagte Frau Berta nach einer Pause. „Sind sie es nicht gerade, die abschreckend wirken?"

„Was meinen Sie damit?"

„Ach – ich finde oft selbst, daß das Ganze hoffnungslos aussieht. Es ist ja alles so ganz anders geworden, als wir einmal glaubten."

Enslev hatte sich mit einem scharfen Blick nach ihr umgewandt. Er hielt seine beiden Adlerklauen um den Griff des Stockes gepreßt. So saß er lange, ohne etwas zu sagen, während sich eine tiefe Finsternis über sein Gesicht legte.

„Wir Menschen haben ein kurzes Gedächtnis. Die Vergangenheit liegt für uns immer in einer falschen Beleuchtung. Daher verkennen wir den Augenblick. – Es kann vielleicht für den einzelnen ein Glück sein, daß es uns so leicht wird, entschwundene Leiden zu vergessen und Entbehrungen zu verleugnen, wenn sie erst gestillt sind. Für die Gesellschaft, für die Menschheit ist das ein großes Unglück. Ein Politiker hat daher in erster Linie die Aufgabe, das stets wache Gedächtnis seines Volkes zu sein, und in diesem Punkt versündigt sich Tyrstrup am allermeisten. Die Jugend unserer Zeit hat die Freiheit als Wiegengabe erhalten. Aus dem Grunde erscheint sie ihnen als etwas

Selbstverständliches und Unverlierbares. Sie begreifen nicht einmal, daß da etwas zu bewachen sein kann. Und in einem solchen Augenblick schmuggelt Tyrstrup einen talarbekleideten Verräter nach dem andern in repräsentative Stellungen hinein. Er liefert unserm ärgsten Feind Waffen aus!... Sollte ich mir in meinem politischen Leben irgendwelche Vorwürfe machen, so wäre es in erster Linie darüber, daß ich nicht viel früher die Notwendigkeit eines entscheidenden Vorgehens gegen die Kirche eingesehen habe. Ich tröstete mich damit, daß es uns gelingen würde, die unersättlichen Schmarotzer, die an der Kraft des Volkes gezehrt und seit Jahrtausenden sein Leben verdunkelt haben, gründlich auszuhungern. Wir fühlen uns ja alle miteinander beruhigt, wenn wir sahen, wie der lange Bandwurm allmählich selbst einige abgestorbene Glieder von sich gab. Wir bildeten uns ein, daß das Ungeheuer jetzt in seinen letzten Kampfzuckungen liege, und dann bedeutete das nur, daß eine neue Brut in der Finsternis gezeugt war. Wir bekommen keinen Frieden, ehe wir nicht den Kopf der Schlange zertreten. Will Tyrstrup mich auch diesmal nicht verstehen, so müssen wir miteinander kämpfen!"

Frau Berta legte flehend die Hand auf seinen Arm.

„Enslev! Sie haben in Ihrem Leben so viele strahlende Siege errungen, deren man sich mit Dankbarkeit erinnern wird, solange Dänemark steht. Warum wollen Sie einen neuen, endlosen Streit beginnen und sich der Gefahr aussetzen, Ihre erste Niederlage zu erleben? Bedenken Sie, daß Sie nicht mehr jung sind!"

Er hatte sich ihr wieder zugewandt.

„Sie trösten gut!" sagte er mit einem verbitterten Blick.

Und plötzlich erhob er sich und ging ohne Gruß von dannen.

X

Die Tischgäste waren zu halb sieben Uhr gebeten. Einer der ersten, die kamen, war Danielsen, der Redakteur von Enslevs

fünenschem Blatt und selbst Füne, ein jüngerer, wohlbeleibter und rothaariger Mann, dessen glattes Gesicht von Lächeln und Wohlsein strahlte. Enslev hatte einmal von ihm gesagt, er sähe aus, als wäre er durch das Butterloch in einer Schüssel angebrannter Buchweizengrütze zur Welt gekommen.
Nach einer Weile wurde die Tür für Pastor Gaardbo geöffnet. Der Redakteur begrüßte den Pfarrer mit einer Katzenfreundlichkeit, die dieser nicht erwiderte. Und doch ahnte Pastor Gaardbo nicht, daß Danielsen soeben von einer Privataudienz mit Enslev kam und hier den Befehl erhalten hatte, die Wahl des Jägermeisters mit allen Mitteln durchzuführen.
Im Laufe der nächsten Viertelstunde füllten sich die beiden Wohnzimmer. Aus Rücksicht auf die eingeladenen Bauern, und um überhaupt dem Fest einen volkstümlichen Charakter zu verleihen, hatte die Einladung „im Überrock" gelautet. Frau Wilhelmine war in hohem Kleide und Fräulein Söholm in dunkler Seide mit Halbhandschuhen.
Frau Berta und Jytte erschienen erst, nachdem alle Gäste gekommen waren. Als Jytte Pastor Gaardbo erblickte, wollte sie ihren Augen kaum trauen. Sie wußte sehr wohl, daß er eingeladen war – er gehörte ja dem Vorstand an –, aber sie war ganz sicher gewesen, daß er nicht kommen würde. Er besuchte ja keine Gesellschaften. Die Rücksicht auf Enslev mußte ihn wohl bestimmt haben. Enslev war ja sein Oheim. Daran hatte sie nicht gedacht.
Er stand merkwürdig allein, gleichsam verlassen, an einem der Fenster, und es wurde ihr schnell klar, daß die meisten von den Gästen ihn absichtlich mieden. Jetzt sah sie Wilhelmine hochbusig an ihm vorüberstreichen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. So lächerlich es war, zu sehen, wie die Gans sich kröpfte, konnte sie es doch nicht lassen, sich zu ärgern. Was war nur geschehen? ... Sie hatte Lust, hinzugehen und mit ihm zu reden, nur um zu demonstrieren.

Aber im selben Augenblick kam Enslev herein, und gleich darauf ging man zu Tische.
Jyttes Tischherr war ein alter Tierarzt, der ihr den Gefallen tat, sich in seinen Teller zu vertiefen und sie in Ruhe zu lassen. Ihr gegenüber saß der marmorbleiche Balduin Hansen, gleichsam ein Grabmonument seiner selbst. Ursprünglich hatte auch Pastor Gaardbo hier sitzen sollen, als aber Frau Wilhelmine das entdeckte, hatte sie seine Tischkarte ganz an das untere Ende des Tisches gelegt, so weit von Jytte entfernt wie nur möglich.
Die Stimmung war zu Anfang sehr gedrückt. Enslev war schlechter Laune und machte kein Hehl daraus. Er hatte sich auch alle Tischreden verbeten. Es war schon durchgesickert, daß die Verhandlungen der Wahlkommission mit ihm ergebnislos verlaufen waren, und man verstand, daß das eine vollzogene Parteispaltung bedeutete.
Auch Jytte begriff allmählich, was die Luft verdunkelte und Pastor Gaardbo in diesem Kreise isolierte, der hauptsächlich aus Enslevs nahestehenden Freunden bestand. Nach dem dritten Gang hatte ihr Tischherr seine Sprache wiedergefunden. Er hatte sich zu ihr hinübergebeugt und flüsternd seine Verwunderung darüber geäußert, Pastor Gaardbo hier zu sehen, „nach dem, was jetzt geschehen".
„Denn es ist ja geradezu Empörung!" hatte er gesagt. „Dieser Dachdecker Sören aus den Aalhäusern ist der Anstifter davon; aber der Pfarrer hätte es meiner Ansicht nach sehr wohl verhindern können, wenn er gewollt hätte. Aber er wollte es nur nicht . . ."
Jyttes Herz schlug unruhig. Nun konnte sie den Gedanken nicht länger zurückweisen, daß er sich um ihretwillen überwunden hatte, zu kommen und hier mit so vielen von seinen Feinden an einem Tische zu sitzen. Hatte er von Meta erfahren, daß sie abreisen wollte, und war er gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen? Es wäre wohl am besten für sie beide gewesen, wenn sie

einander nicht mehr getroffen hätten; aber es bewegte sie, daß er trotz allem, was ihm Meta wahrscheinlich von ihr erzählt hatte, gekommen war.

Es war aber gut, daß sie jetzt hier fortkam. Obwohl sie nicht ein einziges Mal zu ihm hinübergesehen hatte, wurde sie doch von seiner Anwesenheit auf eine Weise beeinflußt, die ihr nicht lieb war. Sie dachte daran, was ihre Mutter am Vormittag in Anlaß seiner Rede auf dem Waldfest von ihm gesagt hatte, daß er ein mutiger Mann war, der seine eigenen Wege ging; und so viel verstand sie jetzt, daß diese ruhmgekrönten Freiheitsveteranen mit Enslev an der Spitze ihn deswegen scheel ansahen. Die vielen sauren Blicke, die sich nach dem Tischende wandten, wo er saß, empörten sie, erregten wider ihren Willen einen Geist des Aufruhrs in ihr und schufen gleichsam ein heimliches Bündnis zwischen ihnen.

Die Stimmung um den Tisch hatten der Wein und das gute Essen nach und nach aufgetaut. Auch Enslev war zugänglicher geworden. Frau Wilhelmine, die neben ihm saß, glückte es offenbar, ihn in ihre dreisten Liebenswürdigkeiten einzuspinnen. Der Jägermeister dahingegen war noch immer gleichsam blaugefroren im Gesicht vor Unruhe und Spannung. Er wußte noch nicht mit Sicherheit, für wen sich Enslev entschieden, und diese Ungewißheit hatte sich auf seinen Magen geschlagen, so daß er den ganzen Tag hatte Tropfen nehmen müssen. Er hatte ein Gefühl, als befände er sich auf einem schwankenden Schiffsdeck, und setzte diesen Augenblick seine ganze Hoffnung auf die Verführungskünste seiner Frau.

Nach Tische wurde der Kaffee im Gartensaal gereicht. Enslev nahm Platz auf einem der Sofas, mit Frau Wilhelmine neben sich, und hielt Cour ab. Die Türen nach draußen standen offen, und man sah hinaus auf einen sturmverkündenden Abendhimmel, der die Wipfel der Bäume fieberrot färbte.

Jytte war gleich zu Pastor Gaardbo hinübergegangen. Sie hatte gesehen, daß Enslev seinen Gruß nicht erwiderte, als sie

einander beim Aufbruch von Tische begegneten, und das empörte sie. Vor aller Augen reichte sie ihm die Hand, und dann gingen sie zusammen in den Garten hinab. Hier draußen wanderten sie um den vorderen Rasenplatz herum, während einige Herren, die sich mit ihren Kaffeetassen und Zigarren auf die Veranda hinausbegeben hatten, die Köpfe zusammensteckten und über sie flüsterten.

Jytte hatte einen Pelzkragen um die Schultern gehängt. Der Pfarrer hielt die Hände mit seinem Strohhut auf dem Rücken. Er hatte sich darauf vorbereitet, die Gesellschaft zu verlassen, sobald er ihr Lebewohl gesagt hatte. Jytte, die sich darüber wunderte, wie wenig er selbst von dem Unwillen angefochten war, der ihm widerfahren, fragte ihn nach dem Grunde, und da gestand er denn, daß er nicht der Gesellschaft wegen hierhergekommen sei, sondern einzig und allein, weil er gehört hatte, daß sie am nächsten Tage abreisen wolle.

„Ich mußte Ihnen doch Lebewohl sagen, Fräulein Abildgaard. Ich habe so viele Freude davon gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen! ... Sie verzeihen wohl, daß ich das so geradeheraus sage."

Sein Ton war sanft und ruhig, und Jytte sah nicht, wie bleich er um den Mund war, und daß er von Zeit zu Zeit die Augen schließen mußte, um sich zu sammeln.

Zweimal gingen sie um den Rasenplatz herum. Dann bogen sie in die Lindenallee ab, die tiefer in den Garten hineinführte. Das kam ganz von selber, weil sie sich beide aus dem Bereich der kontrollierenden Augen da oben auf der Veranda fortwünschten. Jytte hatte sich freilich einen Augenblick besonnen. Aber sie empfand selbst die Notwendigkeit, daß sie sich einander gegenüber aussprachen, ehe sie sich trennten. Mochte dann kommen, was da wollte!

Pastor Gaardbo begann nun von dem zu sprechen, was ihm Meta von ihrem Besuch hier am vorhergehenden Tage berichtet hatte.

„Ich konnte es meiner lieben Schwägerin anmerken, daß sie ein wenig entsetzt war über mehrere Ihrer Äußerungen; aber ich sagte ihr, sie dürfe einen Stimmungsausbruch nicht ernst nehmen. Ich kenne Sie ja, Sie brauchen Ihre Worte gern als eine Art Vogelscheuche, um sich die Leute damit vom Leibe zu halten, und viele Leute gewinnen dadurch einen verkehrten Eindruck von Ihnen. Habe ich nicht ein klein wenig recht?"

„Vielleicht," sagte Jytte, die jetzt bereute, was sie zu Meta gesagt, vor allem die Komödie, die sie zusammen mit Karsten From ihr vorgespielt hatte.

„Wollen Sie mir erlauben, ganz offen zu Ihnen zu reden? Das Fräulein Abildgaard, das die Welt kennt, ist nicht das wirkliche, nicht das wahre. Das ist mir das erste Mal klar geworden, als ich Ihre Augen gesehen habe. Das war an dem Morgen, als ich Ihnen und Ihrer Frau Mutter vor dem Hause der alten Bodil begegnete. Erinnern Sie sich dessen noch?"

Jytte nickte.

„Es lag an jenem Morgen in Ihrem Blick etwas, das mich an einen Falken im Käfig denken machte. Ja, jetzt meinen Sie vielleicht, daß ich versuche, Ihnen zu schmeicheln; aber so ist es nicht gemeint. Ich glaube, Sie fühlen es selbst, daß Sie in eine gesellige Welt eingesperrt sind, in die Sie gar nicht hineingehören, ja, die Ihrer wahren, Ihrer ursprünglichen Natur bitter zuwider ist. Beleidige ich Sie, wenn ich das sage?"

Jytte hatte ein Gefühl, als rühre er an ihr Herz. Es war ihr, als treffe sie zum erstenmal einen Menschen, der sie verstand. Und doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, geradezu einzuräumen, was er gesagt hatte. Sie begnügte sich damit, zu erwidern: „Ich verstehe, was Sie meinen."

Sie waren bis an das Ende der Allee gelangt, wo vor einer halbrunden Bank ein Tisch mit einem Mühlstein als Platte stand. Jytte fühlte sich auf einmal so matt und setzte sich auf die Bank. Der Pfarrer nahm an dem andern Ende der Bank Platz, so daß sie den Tisch zwischen sich hatten.

Den Ellbogen auf den Tisch gestützt und die Hand unter der Wange, saß Jytte da. Mit der andern Hand zupfte sie an einer Blattpflanze, die in der Mitte des geriefelten Steins in einer Majolikakumme stand. Der Pfarrer saß in vornübergebeugter Stellung, die Arme auf den Knien ruhend, während er seinen Hut zwischen den nervös unruhigen Händen drehte und wendete.

„Fräulein Abildgaard!" sagte er. „Ich wollte Sie nach etwas fragen. Ich weiß nur nicht, wie ich es so sagen kann, daß Ihnen die Antwort nicht zu schwer gemacht wird. – Sie wollen also jetzt abreisen, und ich werde nicht mehr die Freude haben, Sie hier zu sehen und mit Ihnen zu sprechen – Sie zu ‚schelten', wie Sie zu sagen pflegen. Ich werde nun wohl auch in der nächsten Zeit als Spielball in dieser Wahlbewegung umhergeworfen werden, in die ich halb gegen meinen Willen hineingeraten bin. Aber ich bitte Sie, in voller Aufrichtigkeit eine Frage zu beantworten: Wenn ich das nächste Mal nach Kopenhagen komme – sei es als Reichstagsabgeordneter oder als Privatperson –, wollen Sie mir da gestatten, unsere Bekanntschaft zu erneuern? Darf ich Ihnen und Ihrer Frau Mutter einen Besuch machen?"

Auf diese Frage war Jytte nicht vorbereitet. Ihre Gedanken gerieten in Verwirrung, und sie wußte nicht sogleich, was sie antworten sollte.

Da erhob sich der Pfarrer. Still beugte er sich über den Tisch, indem er sich mit beiden Händen darauf stützte.

„Ich habe Sie so unbeschreiblich liebgewonnen," sagte er. „Ich habe mich davor gefürchtet, Ihnen das zu sagen ... ich wollte Sie so ungern verletzen. Aber nun ist es gesagt. Und ich bitte Sie nur, mir zu verzeihen, falls ich hätte schweigen sollen."

Jytte hatte den Kopf ein wenig erhoben. Sie hatte auch eine Sekunde mit einem furchtsam spähenden Blick zu ihm aufgesehen. Jetzt sah sie wieder nieder und sagte: „Pastor Gaardbo! Haben Sie vergessen, daß ich keine Christin bin?"

„Nein, das habe ich nicht vergessen, liebes Fräulein Abildgaard! Dazu haben Sie es zu oft und zu nachdrücklich festgestellt. Aber das macht mich nicht verzagt. Wie sollten Sie das wohl im Grunde geworden sein? Es hat ja niemand zu Ihnen von Gott gesprochen. Nicht einmal, als Sie noch ein Kind waren. Aber ich weiß, daß Sie, wie alle aufrichtigen Menschen, eine Sehnsucht in Ihrem Innersten tragen. Ihre Augen und Ihre Rede haben von einem Entbehren gezeugt, das Sie selbst noch nicht verstehen und deswegen am liebsten verleugnen. Wenn ich das nicht so unsagbar sicher wüßte, hätte ich nie so zu Ihnen gesprochen, wie ich es getan habe."

Jytte senkte den Kopf wie unter einem Schlag. Sie war einige Minuten lang in das Reich des Glücks eingelassen worden. Jetzt wurde es ihr dunkel vor den Augen, und sie sah wie in einer Vision die Leiche seiner verstorbenen Braut in den Wellen versinken.

„Ich verstehe Sie jetzt!" sagte sie, nachdem sie ihn eine Weile auf Antwort hatte warten lassen. „Es ist ein veredeltes Zukunftsbild von mir, daß Sie schätzen gelernt haben, Herr Pastor Gaardbo! Aber dann kennen Sie mich doch nicht richtig. Ihren guten Glauben an mich würde ich zu kläglich enttäuschen. Ich bin freilich Ihrem Gott niemals vorgestellt worden, aber ich mache mir auch nichts daraus, es zu werden. Sie haben so viel zu mir von seiner Liebe gesprochen. Aber an die glaube ich nicht. Mein Eindruck von ihm ist ein ganz entgegengesetzter."

„Fräulein Abildgaard! Jetzt versündigen Sie sich!"

„Das tue ich gewiß," erwiderte sie und erhob sich. „Aber dann ist die Schuld wirklich auf Ihrer Seite, Herr Pastor. Sie sagen, daß Sie mich lieb haben, daß Sie die beste Hoffnung für meine künftige Besserung haben. Das ist so komisch, daß ich nur darüber lachen kann; aber eigentlich sollte ich mich wohl beleidigt fühlen . . ."

„Liebes Fräulein Abildgaard! Ich will ja in jeder Beziehung nur Ihr Bestes!"

„Das glaube ich gern, aber ich ziehe es vor, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen und mein bißchen Verstand zu gebrauchen. Der verleiht gerade nicht die lichteste und heiterste Auffassung von der Welt – das ist wahr! Dafür wird man aber zuweilen vor einer Enttäuschung bewahrt. Und glauben Sie mir, es hat auch seine Befriedigung, sich gegen dergleichen Unglücksfälle versichert zu wissen. Deren gibt es ohnehin genug! Aber darüber haben wir nun schon so oft gesprochen, und es liegt kein Grund vor, diese Unterredung fortzusetzen. Ich will Ihnen deswegen Lebewohl sagen, Herr Pastor Gaardbo! – Nein, ich bitte Sie, mich nicht zu begleiten. Ich möchte am liebsten allein gehen. – Leben Sie wohl!" –

Sie sagte die letzten Worte, indem sie ihn mit einem zögernden Blick ansah, ohne ihm die Hand zu geben. Der Pfarrer betrachtete sie mit großen, unruhig flehenden Augen. Er konnte sich nicht entschließen, zu glauben, daß es Ernst war, und verzweifelte bei dem Gedanken, daß sie sich auf diese Weise trennen sollten.

„Fräulein Abildgaard!" bat er und ging ihr nach.

Da wandte sie sich um und rief voll Heftigkeit aus: „Ich hatte Sie gebeten, mich nicht zu begleiten!" –

Oben im Gartensaal waren währenddessen die elektrischen Kronen und Lampen angezündet worden. Durch die offene Verandatür fiel das künstliche weiße Licht auf den vorderen Rasenplatz und brach grell in die Sommernachtsdämmerung des Gartens ein.

Auf der Verandatreppe stand Frau Berta und spähte nach Jytte aus. Es war ihr gesagt worden, sie sei mit Pastor Gaardbo hinausgegangen. Karsten From war gekommen, und das hatte sie ein wenig beunruhigt. Der unverfrorene Künstler hatte sich am vorhergehenden Tage bei dem Waldfest dem Jägermeister und Frau Wilhelmine vorgestellt, und beide waren sehr eingenommen von seiner Liebenswürdigkeit. Ganz von selbst hatte er sich erboten, heute abend mit seiner Gitarre

hierher zu kommen, um Ensleo und die andern Gäste zu unterhalten.
Als Jytte ihre Mutter erblickte, mäßigte sie ihren Gang, und als sie sich unten an der Treppe begegneten, erklärte sie, daß sie einen Spaziergang gemacht habe.
„Aber du siehst so müde aus! ... Und wie kalt deine Hände sind!"
„Ja, mich friert ein wenig. Ich bin auch müde. Ich glaube, ich gehe gleich zu Bett."
„Das solltest du wirklich tun. Ich gehe auch bald hinauf. Es ist hier gerade nicht sonderlich gemütlich."
Um nicht durch die Zimmer gehen zu müssen, begab sich Jytte nach dem Eingang im Giebel, von wo aus sie in ihre Stube hinaufgelangen konnte, ohne gesehen zu werden.
Frau Berta blieb stehen und folgte ihr mit den Augen. Es hatte sie ein wenig gewundert, sie allein zu treffen. Es war ihr nicht möglich, klug daraus zu werden, ob sich da wirklich etwas zwischen Jytte und Pastor Gaardbo angesponnen hatte. Sowohl John als auch Wilhelmine hatten ihr davon gesprochen und sie ironisch beglückwünscht. Und doch wagte sie nicht, sich der Hoffnung hinzugeben. Sie war schon zu oft enttäuscht worden.

XI

Ensleo verließ Storeholt am nächsten Morgen, um nach Jütland zu reisen, wo er wieder auf einer Versammlung reden sollte, und während der folgenden Wochen war er ununterbrochen auf der Reise, zog von einem Wahlkreis nach dem andern, um Truppen zu werben für den Kampf gegen die Geistlichkeit, den er trotz der Warnungen vieler seiner Freunde dem Volke jetzt aufzwingen und auf Leben und Tod auskämpfen wollte.
Im Hauptquartier in Kopenhagen hatte man anfänglich den Feldzug des kranken Mannes nicht sonderlich ernst genommen. Nach seiner Rede im Striger Walde sahen ihn viele als halb

unzurechnungsfähig an und wünschte um seines historischen Namens willen, daß er bald sterben möge. Aber allmählich, als der Wahltag näher heranrückte, wuchs die Nervosität in der Tyrstrupschen Presse. Ringsumher in den Kreisen verursachte Enslev Unsicherheit und Verwirrung, und die politischen Wetterfahnen fingen an zu schwingen.

Auch die Kandidatur des Jägermeisters, die anfangs Heiterkeit erregt hatte, begann man jetzt im Jerver Kreise ernsthaft in Erwägung zu ziehen. „Fyns Venstre" war die meistgelesene Zeitung der Umgegend, und Redakteur Danielsen hatte täglich irgendein „Eingesandt" als Marktschreier für die Verdienste des Jägermeisters auftreten lassen. Wirkensdrang, Tatkraft, Gerechtigkeitsgefühl, Derbheit, Seelenadel, Opferwilligkeit, Herzenswärme, Treue, Begeisterung und Freimütigkeit waren einige von den Tugenden, die ihm das Blatt in diesen Wochen beigemessen hatte. Auch seine landwirtschaftlichen Versuchsarbeiten waren mit Anerkennung erwähnt worden, namentlich sein Kampf für die Ausrottung des Kartoffelschimmelpilzes, dem er, wie berichtet wurde, in uneigennütziger Weise sein Vermögen geopfert hatte.

Auf den Wahlversammlungen gewann er allmählich durch seine Reden die Stimmung für sich. Seine geschlechtslose Stimme rief allerdings zuweilen Gelächter hervor, aber an Worten fehlte es ihm nicht. Und gerade die menschlichen Eigenschaften, die sein Unglück im Privatleben veranlaßt hatten, kamen ihm als Wahlkandidat zugute. Seine Charakterlosigkeit, sein verantwortungsloses Nachplappern, seine Mildtätigkeit in bezug auf Versprechungen und leichtsinnige Versicherungen gewannen ihm viele Freunde, während Pastor Gaardbo, der nicht mehr versprach, als er halten zu können glaubte, und keine einmal gemachte Äußerung widerrief, selbst wenn er wußte, daß sie ihm schaden konnte, oft den Interpellanten gegenüber zu kurz kam.

Am Morgen des Wahltages fuhr der Jägermeister bei prächtigem Sommerwetter zusammen mit Frau Wilhelmine von

Storeholt fort. Er war stark nervös nach der wochenlangen Spannung und erschlafft nach einer schlaflosen Nacht. Er hatte an diesem Morgen zum erstenmal seit vielen Jahren zu Gott gebetet und sich im übrigen durch ein solides englisches Frühstück, aus Hafergrütze, Schinken und Eiern bestehend, gestärkt. Der Anblick der mächtigen Plakate mit seinem Namen, die im Laufe der Nacht überall an den Mauern und Telephonpfählen angeschlagen waren, erhöhte seine Zuversicht.

„Stimmt für Hagen!"

Auf dem ganzen langen Wege bis zum Wahlort begegneten seine Augen den riesenhaften Aufrufen, und sein Gemüt ward bewegt durch diese Zeugnisse von dem Vertrauen des Volkes. Freilich waren da auch viele Anschläge mit Pastor Gaardbos Namen, aber er bemerkte mit Befriedigung, daß sie kleiner waren als die seinen und außerdem eine häßliche welkgrüne Farbe hatten.

Auf dem Marktplatz in Jerve war die Wahltribüne zwischen vier Flaggenmasten errichtet, und hier versammelte sich gegen zehn Uhr eine ruhige und ziemlich gleichgültige Menge, die aus ihren Pfeifen paffte und von Schweinepreisen sprach, während der königliche Brief verlesen wurde. Ein persönliches Interesse an dem Ausfall der Wahl hatten nur die wenigsten. Ob der Jägermeister oder der Pfarrer gewählt wurde –, es war doch stets das Volk, das regierte.

Allgemein nahm man an, daß der Jägermeister siegen würde; aber es war hier wie fast überall im Lande unmöglich, die Wirkung von Enslevs Auftreten zu berechnen. Man hatte sich innerhalb der Partei diesmal auf Grund von Fragen geteilt, die bisher eine Wahl nicht in dem Maße beeinflußt hatten. Das Ergebnis der Abstimmung war bis zuletzt unsicher, und in den vielen Wirtschaften, die den Marktplatz umgrenzten, wurden beim Glase Bier Wetten eingegangen, ganz wie auf der Traberbahn. Nachdem die Auszählung der Stimmzettel begonnen hatte, stieg der Kurs auf den Pfarrer plötzlich um hundert

Prozent infolge von Nachrichten, die aus den Wahllokalen durchgesickert waren. Einmal hieß es sogar mit großer Bestimmtheit, daß seine Wahl gesichert sei.
Das war jedoch nicht der Fall. Die Stimmenzahl des Pfarrers wurde im Gegenteil eine ernste Enttäuschung für seine Freunde. Enslevs Wahltaktik war richtig berechnet gewesen. Am Abend wurde die Wahl des Jägermeisters zum Folkethingsabgeordneten des Kreises mit einer Mehrheit von einigen hundert Stimmen verkündet. Auf einem Hintergrund von pfaufarbenen Sonnenuntergangsstrahlen trat er auf der Tribüne vor und nahm die Huldigung seiner Wähler entgegen, indem er mit einem Kunstgriff, den er seinem politischen Führer und Lehrmeister abgeguckt hatte, mit ausgestreckten Armen dankte, als wünsche er, jedem einzelnen die Hand drücken zu können.
Hinterher zog ein Triumphzug, mit Musik an der Spitze, nach dem Gasthof, wo eine Siegesmahlzeit eingenommen werden sollte.
Als der Zug an der Wohnung des Kreisarztes vorüberkam, stand Doktor Gaardbo am offenen Fenster und demonstrierte mit einem mächtigen Hohngelächter. Wenn es aus diesem Grunde nicht zu Unruhen kam, so hatte das nur darin seinen Grund, daß ihn niemand ernsthaft nahm und die meisten ihn für ein wenig verrückt hielten.
Der Doktor und Meta saßen dann da und warteten auf den Pfarrer, der im Laufe des Tages nur ein paar kurze Besuche im Doktorhause gemacht hatte. Als er nicht kam, wurde nach dem Mäßigkeitshotel telephoniert, wo er und seine kirchlichen Freunde während der Wahlhandlung ihren Sammelplatz gehabt hatten. Zu ihrem größten Erstaunen hörten sie nun, daß er nach Hause gefahren war.
„Was kann das bedeuten?" fragte der Doktor. „Er muß ja elend geworden sein. Ich will gleich zu ihm hinausfahren. Er hat sich sicher überanstrengt. Wenn es mir gelingt, ihn zu überreden, bringe ich ihn mit zurück. Ach, hätten wir ihn

doch verheiratet, Meta! Er wird immer überirdischer und exaltierter!"
„Daß es mit Jytte nichts geworden ist, sollst du dir nicht leid sein lassen," sagte Meta. „Sie hätte Johannes nur unglücklich machen können."
„Glücklich oder unglücklich – das ist nicht die Hauptsache! Wenn wir nur unsere Schuldigkeit tun, so kommen wir immer auf irgendeine Weise in ein vernünftiges Verhältnis zum Dasein. – Na, dann fahre ich jetzt!"
Während er in seinem holzschuhförmigen Wagen die Landstraße entlang rollte, gedachte er eines Sommertages vor langer Zeit in Kopenhagen, als sein Bruder zusammen mit ein paar andern theologischen Studenten nach England reiste, um bei einer großen christlichen Weltversammlung die dänischen Akademiker zu vertreten. Er konnte ihn noch deutlich vor sich sehen, wie er an der Reling stand und seine Mütze schwenkte, während der große, häßliche Kohlendampfer durch das Fahrwasser dahinglitt und verschwand.
Er hatte oft daran gedacht, daß er bei der Gelegenheit den richtigen Johannes im Grunde zum letztenmal gesehen hatte. Als er zurückkam, war er ein anderer. Er, der zuweilen durch seine Ausgelassenheit ein wenig kindisch hatte wirken können, war stumm und ernsthaft geworden. Er, der so unbefestigt im Glauben gewesen, daß er mehrmals daran dachte, das theologische Studium aufzugeben, um sich den Sprachstudien zu widmen, war jetzt felsenfest in seinem Entschluß, Geistlicher zu werden. Kurze Zeit darauf war es auch gewesen, daß er bei einer politischen Versammlung, wo er als Redner auftrat, zur allgemeinen Überraschung mit dem Glaubensbekenntnis schloß.
Auf ihr brüderliches Verhältnis war seine Verwandlung lange Zeit ohne Einfluß geblieben. Erst nach dem Tode der armen Rosalie und namentlich, nachdem er und Meta nach Jerve gekommen waren, hatte er zuweilen merken können, daß er nahe daran war, das Vertrauen seines Bruders zu verlieren. So

wie zum Beispiel heute wieder! Was sollte das heißen, daß er nach einem solchen Ereignis nach Hause fuhr, ohne sich ordentlich ausgesprochen zu haben? ... Fast wünschte er, daß Johannes wirklich krank geworden sei.

Er traf den Bruder allein. Der Pfarrer ging auf und nieder in seinem halbleeren Arbeitszimmer, in dem nur die kleine niedrige Lampe auf dem Pult unter dem Christusbilde brannte. Er hielt mit geistesabwesender Miene in seiner Wanderung inne, als der Doktor hereinkam.

„Bist du es?" sagte er.

Der Doktor merkte sogleich an dem Ton, daß er nicht willkommen war.

„Warum haben wir nichts von dir gesehen, Johannes? Du konntest doch wissen, daß wir dich erwarteten. Meta hatte auch Anstalten gemacht, um dich ein wenig gut zu bewirten nach den Anstrengungen des Tages."

„Ich hatte das Bedürfnis, nach Hause zu kommen. Willst du deiner Frau meine Entschuldigung überbringen. Es tut mir leid, daß sie Mühe gehabt hat."

Der Doktor setzte sich, während der Pfarrer seine Wanderung wieder aufnahm.

„Du bist natürlich enttäuscht von dem heutigen Ergebnis."

„Allerdings."

„Ich meine, du sollst es dir nicht zu sehr zu Herzen nehmen, Johannes! Du hast es nun nicht nötig, dich an dem politischen Hexensabbat zu beteiligen, aber ganz umsonst hast du dich doch nicht aufgeopfert. Balduin hast du auf alle Fälle vertrieben, und er ist unbedingt der Bösartigste mit seinem verschrobenen Idealismus. In den Augen vieler ist dieser Quatschkopf ja ein ganzer Prophet. Der Jägermeister gehört zu den verhältnismäßig unschuldigen Verbrechern. Er trägt seine verderbte Natur außen auf dem Rock wie eine Dekoration. Man darf wohl sogar hoffen, daß dieser Ritter alles Jammervollen als nützliches Schreckbild auf die Öffentlichkeit wirken wird. In-

sofern sehe ich deswegen kein so großes Unglück darin, daß es gegangen ist, wie es ging."
„Nein, das tust du wohl nicht," sagte der Pfarrer und blieb stehen. „Du vergißt aber, daß sich die Sache für mich in jeder Beziehung anders stellt. Ich nehme mir meine Niederlage nicht um meiner selbst willen zu Herzen."
Der Doktor schwieg einen Augenblick. Ihm war in des Bruders Blick eine offene Feindseligkeit entgegengetreten, wie er sie in letzterer Zeit, namentlich nach Jytte Abildgaards Abreise, mehrmals hatte aufblitzen sehen.
„Wie stellt sich denn die Sache für dich?" fragte er.
„Das kann ich dir nicht erklären, ohne auf Dinge einzugehen, von denen zu reden du mir verboten hast. Aber so viel will ich dir doch sagen: wer jetzt nicht das Seine dazu tun will, dem Ärgernis Einhalt zu gebieten durch Gebet zu Ihm, der allein helfen kann, der hat selbst Anteil daran. Er hat Mitverantwortung für die Zerstörung, wieviel guten Willen er sonst auch bezeugen mag zur Teilnahme an der Arbeit für die sittliche Aufrichtung des Volkes. Du sprichst von der verderbten Natur des Menschen. Du schreibst ja sogar an einem Buch, das davon handelt. – Aber du verstehst sie selbst nicht, Paul, ehe du nicht gelernt hast, daß nur ein Weg zur Erlösung der Menschheit führt – der Weg des Kreuzes."
„Du weißt, der ist für mich ein Krebsweg."
„Ach – Prahlerei! Frechheit ist das und nichts weiter! Du und deinesgleichen, ihr verderbt das Volk. Das ist die Wahrheit! Ihr habt kein Gewissen, und die Ehrlichsten unter euch geben zu, daß ihr Gott haßt."
Der Doktor erhob sich.
„Höre einmal, Johannes, dies hier muß aufhören. Ich bin nicht gekommen, um mit dir zu streiten, aber ich entschuldige dich. Du bist abgespannt von den Mißgeschicken des Tages, und ich muß wohl lieber gehen. Morgen komme ich wieder. Dann hoffe ich, daß mit dir zu sprechen ist. – Gute Nacht, Johannes!"

Er reichte ihm die Hand. Der Pfarrer aber behielt die seine hinten auf dem Rücken.
„Einem Gottesleugner gebe ich nicht die Hand!"
Der Doktor zuckte zusammen. Er wurde kreideweiß und starrte den Bruder mit halboffenem Munde an.
„Das Wort wiederholst du nicht noch einmal, Johannes!"
„Einem Gottesleugner gebe ich nicht die Hand!" sagte der Pfarrer abermals und diesmal mit der ganzen Kraft seiner Stimme.
Die Antwort des Doktors war eine schallende Ohrfeige. Der Pfarrer taumelte zurück, und ehe er wieder zu sich kam, war der Bruder gegangen. Einen Augenblick später fuhr er aus dem Hof hinaus.

Viertes Buch

Zöllner und Sünder

I

Der Jütland-Expreßzug jagte Kopenhagen zu mit einer halben Stunde Verspätung infolge von Nebel über den Belten. Der graue Oktobertag war in eine farblose Dämmerung hinübergeglitten, und nun war es dunkler Abend mit einem sternenlosen Himmel. Während der Zug den rötlichen Nebelfleck am Horizont, der Kopenhagen war, entgegendonnerte, fegte der Lichtschimmer aus den Abteilen über nasse Pflugäcker und tropfende Hecken hin, traf gleich einem Scheinwerfer die weißen Gebäude eines Bauernhofes, der einen Augenblick taghell in der Dunkelheit leuchtete, warf sich im nächsten Nu über ein Bahnwärterhaus und offenbarte ein Fuhrwerk, das vor dem herabgelassenen Schlagbaum hielt, flog weiter über andere aufgeweichte Felder und wassergefüllte Gräben, über treibende Hecken und ein erleuchtetes Bahngebäude, an dem der Zug mit einem langen Pfiff vorübersauste.

„Das war Glostrup!" tönte es durch die überfüllten Abteile, wo man jetzt begann, die Schläfrigkeit abzuschütteln und das Handgepäck zusammenzusuchen.

Ein starkknochiger Mann in einem Wagen dritter Klasse hatte schon lange mit dem Regenschirm in der Hand dagesessen, seine Reisetasche auf dem Schoß, eine altmodische Familienreisetasche mit gestickten Figuren an den Seiten, wie man sie jetzt nur noch selten sieht. Es war ein Mann, der auch aus anderen Gründen die Neugier seiner Mitreisenden gereizt hatte. Er war ländlich gekleidet und hatte ein großes, wettergebräuntes Gesicht, in dessen schwarzem Bartgrund die Lippen wie ein paar Wundränder glühten. Seine Weste war bis an den Hals hinauf geschlossen, und dieser war – statt eines Kragens – mit einem rotbunten Tuch umwickelt. Auf dem Kopf trug er eine breitköpfige Mütze mit einem Lederschirm. Wenn die Kleidung

nicht so nach kleinen Leuten ausgesehen hätte, würde man ihn für einen Schullehrer vom Lande gehalten haben. Ein Bauer war er auch kaum trotz seiner dunklen Haut. Etwa ein Roßkamm? Ach ja! Aber da war dieser Regenschirm! Außerdem trug der Mann eine Brille. Und seine völlige Unzugänglichkeit ließ es auch nicht annehmbar erscheinen, daß er auf den Marktplätzen heimisch war. War er vielleicht doch ein Schullehrer? Oder ein Laienprediger? Ein Kolporteur? . . .

Jetzt glitt der Zug zwischen den Bahnsteigen in den Hauptbahnhof hinein, und alle hatten Eile, hinauszukommen. Nur der dicke Mann blieb sitzen, bis die andern das Abteil verlassen hatten. Er hatte nichts, was ihn zur Eile antrieb. Da stand niemand und erwartete ihn. Er war ein Fremder.

Erst als der Wagen fast leer war, stand er auf.

Aufmerksam folgte er dem Strom die Treppe hinauf. Drinnen in dem Lichtmeer der Vorhalle blieb er einen Augenblick stehen, voller Staunen über den prachtvollen Raum, bis er von einem Gepäckträger, der sich – mit Koffern beladen – seinen Weg bahnte, einen Puff in den Rücken erhielt.

Schließlich stand er allein draußen, während die letzten Droschken davonrollten. Ein alter Dienstmann, der sich ihm, die Hand an der Mütze, näherte, wurde abgewiesen, und er steuerte nun in der Spur der Droschken der „Passage" zu.

An der Ecke blieb er wieder stehen und sah sich um, er wollte sich orientieren. Es waren zwölf Jahre her, seit er in der Hauptstadt gewesen, und der Bahnhof lag damals an einer andern Stelle. Der ohrenbetäubende Verkehr von Menschen und Wagen machte ihn mutlos. War dies wirklich Kopenhagen? Er hatte ja freilich gehört, daß sich die Stadt in den letzten Jahren sehr verändert habe und eine Weltstadt geworden sei. Aber dies geschäftige Gewimmel auf den Bürgersteigen, diese lange Reihe von Straßenbahnen, die wie ganze Eisenbahnzüge dahinsausten mit schwefelblauen Funken unter den Rädern, dieser Schwarm von Kraftwagen, die surrend zwischenein-

ander hin und her fuhren wie rotäugige Riesenkäfer, dieser Lärm von Hupen, das Geklingel von Glocken, wie auf einem Marktplatz – war das wirklich Kopenhagen? Alle Häuser waren illuminiert. Über dem Dach eines Gebäudes auf der andern Seite der Straße stand mit flammenden Buchstaben: „Whisky ist das beste Getränk.“ Und siehe da! Noch höher hinauf wurde von einer unsichtbaren Hand mit Feuerschrift an den Himmel geschrieben: „Söholms Kaffee ist der billigste.“

„Dies ist ja die Hölle!“ murmelte er.

Im selben Augenblick wurde er von einem jungen Menschen angeredet, der sich ihm von hinten genähert hatte, eine schäbige Erscheinung mit einem knorpelweißen Auge unter einer gespaltenen Braue. Der Bursche lüftete mit zwei Fingern den Hut nachlässig über seinem pomadisierten Kopf.

„Sucht der Herr nicht ein gutes Logis?“

„Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!“ antwortete er und ging weiter, der Stadt zu.

Aber der andere folgte ihm und war gleich wieder an seiner Seite.

„Entschuldigen Sie! Ich kann Ihnen ein sehr feines Logis empfehlen ... bei einer Dame ... sehr sauber. Gleich hier in der Nähe.“

„Wenn Sie nicht machen, daß Sie wegkommen, schlag ich Ihnen die Knochen im Leibe entzwei!“ rief er ganz außer sich und erhob den Regenschirm zum Schlage.

Die Leute blieben stehen. Schon wollte sich ein Auflauf bilden, als der Bursche auf einmal wie in die Erde verschwunden war.

„Ja, dies ist wirklich die Hölle!“ wiederholte er für sich, indem er, am ganzen Leibe zitternd, seinen Weg fortsetzte. Und hier sollte er in den langen, langen Monaten der winterlichen Dunkelheit leben, von seinen Lieben getrennt! ... Ja, ja, so war es Gottes Wille.

Er erreichte den Rathausplatz und ging nach dem Bartou-Stift hinab, dessen rote Mauern er aus der Entfernung mit einem

leisen Gefühl trauter und heimlicher Freude wiedererkannte. Er bog in das entlegene Stadtviertel aus alten Häusern ein, das ungestört hinter diesem ehrwürdigen Stift liegt, ein Stück aufbewahrter Vergangenheit. In diesen stillen, menschenleeren Gassen, wo nur ein paar armselige Laternen leuchteten, und wo alte Handwerksleute stumm in den Haustüren standen und ihre Pfeifen nach Feierabend rauchten, beruhigte sich sein Gemüt wieder. Hier begegnete er einem Überrest des provinziellen Kopenhagens, mit dem er vertraut war.

Er fand auch bald das Hotel, das er suchte. Es hieß „Herberge zur Heimat" und nannte sich ein christliches Gastheim. Auf der Diele, von der eine Tür mit einem Guckloch in das Kontor führte, erschien ein jüngerer Herr in schwarzem Rock, der ihn mit einem evangelischen Gruß willkommen hieß.

„Kann ich ein Zimmer bei Ihnen bekommen?"

Der Evangelist klingelte. Das Faktotum des Hotels – ein alter Hauskobold mit langem Bart und einer Brille – tauchte auf und bat ihn kurz, mitzukommen. Oben im dritten Stockwerk wurde er in ein Zimmer gewiesen, in dem es – ebenso wie auf der ganzen Treppe – wie in einem Käsekeller roch.

„Was kostet das Zimmer?" fragte er.

Die Antwort kam erst nach langem Zögern und gewissenhaftem Befingern des großen Bartes.

„Zwei Kronen," sagte der Alte endlich, als überlasse er ihm das Zimmer mit großem Bedenken und nur aus Christenliebe zu dem Preis.

„Haben Sie kein billigeres?"

„Ein billigeres?"

Der Alte sah ihn über die Brillengläser scheel an und schien sich abermals mit seinem Innersten zu beraten.

„Wir haben ein paar Bodenzimmer zu einer Krone," sagte er. „Aber die Heizungsröhren gehen nicht da hinauf. Und da ist auch kein Ofen."

„Das ist einerlei. Zeigen Sie mir die."

Er wurde nach einer Kammer mit getünchten Wänden und einem schrägen Dachfenster hinauf geführt. An der einen Seite stand eine riesige hölzerne Bettstelle. Mitten im Zimmer standen ein Tisch und zwei hölzerne Stühle und an der andern Wand ein verrostetes eisernes Gestell mit Wascheinrichtung.
„Ich nehme dies hier!" sagte er sofort, obwohl es so kalt da oben war, daß er seinen Atem sehen konnte. „Und dann haben Sie wohl die Güte, dafür zu sorgen, daß mir etwas Abendbrot hier heraufgebracht wird. Vier Stück unbelegtes Butterbrot und eine halbe Flasche Dünnbier. Sagen Sie aber, bitte, in in der Küche, daß es dicke Schnitten sein sollen."
Der Greis beäugte seine Kleidung.
„Sie können sonst auch unten in der Gaststube essen."
„Nein, ich wünsche, daß mir das Essen hier heraufgebracht wird. Und ohne Extrabezahlung. Das steht in Ihren Ankündigungen."
„Ja, ja! Nehmen Sie es nur nicht übel, mein Lieber. Das ist ja natürlich Ihre Sache! – Wie ist Ihr Name?"
„Pastor Vestrup, Hvirring Strandhäuser."
Der Alte starrte ihn an.
„Sind Sie Pastor? . . . Aber wollen Herr Pastor nicht doch lieber das Zimmer unten nehmen? Ich denke, daß Sie es für anderthalb Kronen bekommen können. Ich will hinuntergehen und den Verwalter fragen."
„Nein, ich bleibe hier! Und der Preis ist also eine Krone ohne Extrabezahlungen irgendwelcher Art."
„Ganz wie der Herr Pastor wünschen," sagte der Alte, der lauter Demut geworden war.
„Und dann waren es vier Stücke Unbelegtes und eine halbe Flasche Dünnbier."
„Ich will dem Mädchen sofort Bescheid sagen."
„Vergessen Sie auch nicht – dicke Schnitten!"
Sobald Mads Vestrup allein geblieben war, wanderten seine Gedanken heimwärts zu Frau und Kindern, die er vor nicht

mehr als acht, neun Stunden noch um sich gehabt. Sie hatten ihn alle an den Bahnhof begleitet, und vom Zuge aus hatte er den letzten Schimmer der Lieben gesehen, die sich bereits auf dem Heimwege befanden. Wann würde er sie wiedersehen?
„Denk jetzt nur nicht an uns!“ hatte Frau Stine beim Abschied zu ihm gesagt. „Die vierzig Kronen reichen weit. Und nun hab ich ja auch meine Strickmaschine!“
Drei unsagbar glückliche Wochen hatte er daheim bei der Familie in dem kleinen Fischerhaus an der See verbracht, wo die Seinen das letzte halbe Jahr zur Miete gewohnt hatten, während er selbst auf der Wanderung gewesen war. Große Teile von Jütland und Fünen hatte er im Laufe des Sommers bei Wind und Wetter zu Fuß durchwandert. Als aber die Herbstkälte kam und die Versammlungen im Freien verhinderte, hatte er sich gezwungen gesehen, mit dem Predigen innezuhalten, weil seine ehemaligen Amtsbrüder ihm die Versammlungshäuser verschlossen hatten. Da war er denn heimgekehrt mit der Absicht, sich im Winter durch Strohmattenflechten und Besenbinden zu ernähren und im übrigen Stine behilflich zu sein, die für ein Geschäft in Vejle Strickarbeit übernommen hatte.
Aber jetzt vor acht Tagen hatte er einen sonderbaren Brief von der Redaktion des „Fünften Juni“ erhalten, die ihn aufforderte, nach Kopenhagen zu kommen und ihm die Unterstützung des Blattes in seinem Kampf gegen die Kirche der Lüge verhieß. Nach Beratschlagung mit Stine hatte er das Anerbieten angenommen, in dem sie beide einen Wink von oben, ja einen Befehl erblickten. Es war ihm nicht vergönnt, zur Ruhe zu kommen, er sollte abermals seine Lenden schürzen, um nach dem Thronsitz des Antichrist selbst zu ziehen, von wo aus sich das Verderben über das Land gebreitet hatte. Daß die Aufforderung von einem Blatt wie der „Fünfte Juni“ kam, dessen Geist sie sehr wohl kannten, beunruhigte sie nicht. Gott ging seine eigenen, verborgenen Wege, und Christus selber hatte die Gastfreundschaft von Zöllnern und Sündern angenommen.

In den letzten Tagen hatte Stine genug zu tun gehabt, um ihn zur Reise auszurüsten, so daß er sich in der Hauptstadt sehen lassen konnte, ohne sich schämen zu müssen. Sie hatte ihm eigenhändig eine neue Frieshose genäht, und in Vejle hatte sie bei einem Trödler einen kaum getragenen Rock zu sehr billigem Preis erstanden. Und nun heute morgen hatte sie ihm die Haare geschnitten und seinen Leib gewaschen, so wie seine selige Mutter es getan, als er zum erstenmal in die Welt hinaus sollte. Ja, wie unermüdlich war die liebe kleine Person nicht in ihrer Fürsorge für ihn gewesen! Wie war sie, die arme Schwache, nicht heldenmütig tapfer gewesen während ihres ganzen Unglücks! Nie kam die leiseste Klage über ihre Lippen. Nie dachte sie auch mehr an diese Tropfen und Bandagen, womit sie sich im Favsinger Pfarrhause so zwecklos gequält hatte, so wie er damals mit seinem Gewissen herumgebütet und sich mit der Heiligen Schrift angefüllt hatte, als sei sie eine wundertätige Medizin, ein geistiges Abführungsmittel, das die Sündhaftigkeit aus einem armen Menschen heraustreiben könne!

Es wurde an die Tür gepocht. Ein Mädchen kam herein, das Abendbrot auf einen Teebrett tragend.

Sie brachte außerdem den Bescheid, daß ein Mitarbeiter vom „Fünften Juni" im Hotel angeklingelt und nach ihm gefragt habe. Jetzt lasse der Verwalter fragen, ob der Herr Pastor mit dem Herrn sprechen wolle, wenn er kam.

Mads Vestrup wandte sich ab und sagte ja.

Er hatte gerade sein Butterbrot verzehrt, als abermals geklopft wurde; und ehe er noch „herein" gerufen hatte, stand schon ein Mensch in der Tür.

Es war ein kleiner, ältlicher Mann mit in die Höhe geschlagenem Rockkragen, den Hut tief in die Augen gezogen. Von seinem Gesicht sah man nur eine blaurote Nase und einen struppigen Schnurrbart.

„Mein Name ist Carlsen – A. B. D.," sagte er und nahm erst

jetzt den Hut ab. „Und das ist also Pastor Vestergaard, den ich zu begrüßen die Ehre habe.“
„Mein Name ist Vestrup.“
„Verzeihen Sie, mein Herr! Es ist leider eine meiner hundertundsiebzehn menschlichen Schwächen, daß ich die Namen verwechsle.“
Herr Carlsen, mit dem, gleichsam als unsichtbarer Begleiter, ein kräftiger Spiritusduft ins Zimmer gekommen war, nahm ohne Aufforderung Platz auf dem nächsten Stuhl und schlug seinen Überrock zurück.
„Sind Sie es, von dem ich vor einiger Zeit einen Brief erhielt?“ fragte Mads Vestrup.
„Freilich! A. B. D. Carlsen. Auf Befehl des Chefredakteurs schrieb ich an Sie. Übrigens wissen Sie vielleicht, daß der Altvater persönlich den Wunsch geäußert hat, wir möchten Sie dem Kopenhagener Publikum vorstellen.“
„Von wem reden Sie da?“
„Haben Sie Enslev nicht diesen Sommer auf einer Versammlung getroffen? Jedenfalls ist es sein Wunsch, Sie zu lanzieren, mein Herr! Das weiß ich mit Sicherheit. Wir sind ja darauf aus, Hilfstruppen zu werben.“
Mads Vestrup, den das tölpelhafte Auftreten des Mannes im ersten Augenblick empört hatte, war jetzt ruhiger geworden. Voll Mitleid betrachtete er das geschwollene Gesicht, das an Nase und Wangen, zwischen dem Schnurrbart und den schweren Augen voll von roten Trinkerflecken war. Und er sagte zu sich selbst, daß auch dieser arme, verirrte Mensch einer von denen war, denen er Jesu Christi Botschaft von Friede und Erlösung bringen sollte.
„Sie schrieben mir, Sie wären der theologische Mitarbeiter des Blattes. Wie ist das zu verstehen?“
„Ich vertrete Dr. Svendsen. Er studiert augenblicklich in Deutschland. Mein Fach sind sonst die Tingeltangel und andere Belustigungen – A. B. D. Dann wissen Sie Bescheid, nicht wahr?“

„Aber ich irre doch nicht! Sie unterschrieben sich cand. theol."
„Das bin ich auch, mein lieber Herr! Magister mit Auszeichnung – wenn ich bitten darf! Hätte das Unglück nicht gewollt, daß der Kinderglaube in die Brüche gegangen wäre bei dem emsigen Umgang mit dem Buch der Bücher, so säße A. B. D. jetzt weich und warm auf einer fetten Pfarre und verhätschelte seine hundertundsiebzehn kleinen menschlichen Schwächen mit Käppchen und Meerschaumpfeifen."
„Dann haben Sie also nie daran gedacht, Pfarrer zu werden?"
„Nun müssen Sie mich nicht beleidigen! Wissen Sie, was meine verstorbene Frau sagte, damals, als wir uns auf das hin verheirateten, was man ungewisse Einnahmen nennt? Lieber Aufwartefrau in einer öffentlichen Retirade als Pfarrersfrau, sagte sie. – Man hatte ja seine Ideale, Verehrtester! Wir bildeten uns in jenen Zeiten ein, daß wir Menschen in der Lage sind, Ehrgefühl zu haben. Gott sei uns gnädig, mein Herr! Es ist ein kostspieliges Vergnügen, dergleichen Luxustiere im Stall zu haben. Das waren die letzten Worte meiner Frau, ehe sie starb. – Hm ja, – aber davon wollten wir ja eigentlich nicht sprechen," unterbrach er sich selbst und begann in seinen Taschen nach dem Notizbuch zu suchen. „Wir wollten ja gern ein Interview haben."
Mit Staunen hatte Mads Vestrup gesehen, daß aus den Augen des verhudelten Trunkenboldes zwei große Tränen rollten, und er mußte abermals an den Heiland denken, der sich zwischen Zechbrüdern und liederlichen Weibern bewegt, ja ihre Gesellschaft der pharisäischer Priester vorgezogen hatte. Wie er das verstand! Ja, Er hatte es gewußt, der von Gott Auserwählte, daß, solange ein Mensch nicht in Selbstgerechtigkeit verhärtet war, sondern verzweifeln konnte, noch Hoffnung auf seine Besserung vorhanden war.
Herr Carlsen fand endlich das Notizbuch unten in dem Futter seiner Joppe, aber nun machte er die Entdeckung, daß ihm auch der Füllfederhalter abhanden gekommen war, und er mußte von

neuem eine umständliche Durchsuchung seiner Person vornehmen. Indessen erklärte Mads Vestrup, er wünsche die Unterredung bis auf den nächsten Tag hinausgeschoben. Er wolle dann inzwischen darüber nachdenken, was von seinem Privatleben die Öffentlichkeit interessieren könne, und vielleicht würde er es vorziehen, selbst einen Bericht über seine Stellung zur Kirche und zu dem christlichen Gemeindeleben auszuarbeiten.

„Ja – Tod und Teufel – das würde sich natürlich am allerbesten ausnehmen. Den setzen wir dann an demselben Tage, an dem Sie zum erstenmal reden, unter den Strich. Haben Sie sich übrigens schon für ein Lokal entschlossen? – Nun, da ist ja zum Beispiel der alte ‚Brottrog'. Der ist früher von der Heilsarmee zu Erbauungsversammlungen benutzt worden. Und dann ist da das ‚Elysium'. Da ist drei Abende in der Woche öffentlicher Ball, aber sonst ist es gewiß frei. Sie können gern sagen, daß der ‚Fünfte Juni' hinter Ihnen steht – das ist eine hinreichende Empfehlung. Im ‚Elysium' kenne ich den Wirt. Sie können ihm sagen, daß er mich zwischen fünf und sieben antelephonieren kann."

Herr Carlsen erhob sich jetzt, setzte den Hut auf und begann zum drittenmal mit beiden Händen eine Jagd durch alle Taschen.

„Ach, hören Sie mal ... Sie haben wohl nicht zufällig eine bessere Zigarre bei sich? Ich sehe, ich habe meine Zigarrentasche vergessen."

„Nein, ich habe aufgehört zu rauchen."

„Das ist wirklich schade! – Na, dann also auf Wiedersehen morgen, Verehrtester."

II

Der Nebel lag dicht über der Stadt. Der Rathausplatz ertrank in einem Halbdunkel, in dem die Kuppeln der Glühlichter wie schwelende Lampen erschienen. Durch den Nebel hinab senkten sich die feierlichen Kirchenliedstöne der Rathausuhr. Ihr erleuchtetes Zifferblatt schien dort oben frei in der Luft zu schweben wie ein bleicher Mond. In den engen Straßen der

Verkehrsgegend, wo die großen Läden einen künstlichen Tag schufen, herrschte Gedränge auf den Bürgersteigen. Es war zu einer jener Abendstunden, in denen der Strom hineinfließt zu den Theatern, den Konzertsälen und der abendlichen Geselligkeit. Die schweren Omnibuspferde dampften. Die Automobile glitten tutend dahin mit geputzten, fröhlichen Menschen.

Auf dem Kongens Nytorv wurde man wieder von der Finsternis in Empfang genommen. Die Laternen an den Wagen spiegelten sich in dem nassen Straßenpflaster auf der Fahrt nach dem Theater, unter dessen erhellter Loggia ein Gewimmel herrschte wie vor dem Ausflugloch eines Bienenkorbes.

An der Ecke der Bredgade gingen zwei Herren grüßend aneinander vorüber. Der eine blieb stehen, und es wurde ein Händedruck gewechselt. Dann gingen sie in leiser Unterhaltung langsam die Bredgade hinauf. Jedesmal, wenn auf demselben Bürgersteig jemand ihnen entgegenkam, dämpften sie ihre Stimmen noch mehr oder schwiegen ganz, während der Betreffende an ihnen vorüberging.

Der eine der Herren war ein großer, wohlbeleibter Mann mit glattrasiertem Gesicht, um die Fünfzig. Die meisten Leute kannten ihn offenbar. Man wandte sich nach ihm um, und viele grüßten ehrerbietig.

Vor dem erleuchteten Reichstagsgebäude, wo eine Abendsitzung abgehalten wurde, verabschiedeten die beiden Herren sich voneinander, und der größere verschwand durch das Tor. Der Schutzmann am Eingang und die Boten auf den Gängen standen stramm. Es war Tyrstrup, der Ministerpräsident, dem Enslev vor ein paar Jahren während einer Krankheitsperiode das Zepter der Volksleitung übergeben hatte.

Als er in den Folkethingsaal hineinkam, hatte die Verhandlung eben begonnen. Auf der Rednertribüne stand ein älterer Bauer und sprach vor einem Dutzend Menschen. Es war die achtzehnte Sitzung der Finanzgesetzbehandlung, und die Ernte war längst gedroschen. Die Zuhörerbänke oben auf der Galerie

waren dahingegen alle dicht besetzt. Die Unruhe innerhalb der Regierungspartei, der journalistische Kleinkrieg, der beständig in den Zeitungen der Partei als Nachwehen der großen Wahlkämpfe geführt wurde, hielt die Erwartung auf sensationelle Debatten bei dem Volke wach. Bisher war man jedoch enttäuscht worden. Enslev hatte sich noch gar nicht im Thing blicken lassen. In den Zeitungen hieß es, er sei leidend. Ein paarmal war die Stadt sogar durch falsche Gerüchte über seinen Tod aufgeschreckt worden.

Während der letzten Tage war der Zustrom auf Grund eines bevorstehenden Ministerwechsels besonders groß gewesen. Der Kultusminister, ein ehemaliger Rechtsanwalt aus der Provinz, hatte sich zurückziehen müssen, offiziell aus Gesundheitsrücksichten, in Wirklichkeit aber von dem Minister zum Abgang gezwungen infolge einer Reihe von ungebührlichen Amtsbesetzungen. Die Frage, wer sein Nachfolger werden würde, erfüllte die Gemüter mit Spannung. Es sollte sich jetzt zeigen, ob sich Tyrstrup darauf beschränken würde, die Verwaltung von den Enslevschen Hinterlassenschaften zu reinigen, oder ob er trotz des zweifelhaften Ergebnisses der Wahl den Mut zu einem offenen Bruch mit seinem alten Führer besaß.

Nach und nach füllte sich das Thing. Während der alte Bauer fortfuhr, über eine jütische Kleinbahn zu reden, wurde die Unterhaltung ringsumher im Saale so lebhaft, daß der Präsident wieder und wieder zu seiner Glocke greifen mußte.

An der einen Wand entlang ging ein großer, fahler Mann unruhig auf und nieder, wie ein eingesperrtes Tier. Er hielt die Hände hinter sich auf dem Rücken und rieb gewohnheitsmäßig die Fingerspitzen der Rechten gegeneinander. Es war Gjårup.

Dieser Mann gehörte unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu den Vordergrundsfiguren des Things, aber sein Name kam regelmäßig in Umlauf, wenn der mordende Engel über dem Saal schwebte und die Luft mit Gerüchten über Verschwörungen und Überfälle aus dem Hinterhalt erfüllte. Er war eines der

ältesten Mitglieder und war Enslevs Jugendfreund gewesen, gehörte jetzt aber zu seinen unversöhnlichsten Feinden innerhalb der Partei.

Auf einem Platz in der innersten der halbkreisförmigen Tischreihen des Saales saß ein anderer von den Veteranen der Partei, Rektor Bohse, eine kleine, untersetzte Gestalt mit einer silbergrauen Mähne, die ihm auf die Schultern herabfiel. Der alte Schulmann stellte sich jeden Tag auf den Glockenschlag ein, und während die Mehrzahl der übrigen Abgeordneten im Saal umherschlenderten, die Hände in den Hosentaschen, und selten vergaßen, daß sie vor aufgezogenem Vorhang auftraten, rührte er sich während der ganzen Sitzung nicht von seinem Platz, sondern saß, die Hand unter der Wange, da und richtete seine feurigen, dunkeln Augen unverwandt auf den Redner.

Gegen einen Pfeiler des Saales gelehnt, stand ein schlanker, rotblonder Mann in einem stramm sitzenden, langschößigen Rock mit stark ausgepolsterten Schultern. Es war der Hochschulvorsteher Alexandersen, einer der neugewählten Abgeordneten, die ausdrücklich in den Thing geschickt waren, um Enslevs Einfluß zu bekämpfen. Der junge Mann stand, die Arme über die Brust gekreuzt, da wie ein Bild charakterfester Männlichkeit und warf ungefähr jede dritte Minute verstohlene Blicke nach der Damenloge hinauf.

Tyrstrup hatte am Ministertisch Platz genommen, wo er saß und in einigen Papieren blätterte.

Ein Reichstagsdiener näherte sich und überreichte ihm eine Visitenkarte. Als er den Namen gelesen hatte, saß er einen Augenblick mit verdrießlicher Miene da und strich sich über die glattrasierten Wangen. Dann erteilte er dem Diener einen Befehl.

Einige Minuten später erhob er sich und ging die Treppe hinauf nach den Ministerzimmern.

Gjärup, der auf seiner Pantherwanderung einen Schimmer von allem erfaßte, was sich ringsumher im Saale zutrug,

näherte sich sofort nach Tyrstrups Fortgang dem Ministertisch. Er blieb in einiger Entfernung davon stehen und schielte unter den Brillengläsern auf die Visitenkarte hinab. Als es ihm endlich gelungen war, den Namen zu lesen, kehrte er mit einem mißvergnügten Ausdruck zurück, und die Fingerspitzen seiner Rechten rieben sich in erhöhtem Tempo gegeneinander.
Im Hintergrund des Saales saß ein älterer Abgeordneter und schrieb. Er war der im ganzen Lande bekannte Bauer Jörgen Höjbo, eines der einflußreichsten Mitglieder des Things. Gjärup beugte sich zu ihm hinab und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr. Darauf begaben sie sich zu einer Besprechung in eine der Fensternischen.
Währenddessen hatte Tyrstrup einen kleinen, schwarzbärtigen Herrn mit goldenem Kneifer in sein Empfangszimmer geführt. Es war Zaun.
„Ich störe doch nicht?" fragte der kleine Direktor, indem er mit einem schiefen Lächeln die eine Seite seines Löwengebisses entblößte.
„Einen Augenblick habe ich Zeit. Nehmen Sie nur Platz. Aber lassen Sie mich Ihnen gleich sagen, daß, falls Sie gekommen sind, um über die Ministerernennung zu sprechen, vermag ich Ihnen nicht zu antworten. Es ist dies ein Thema, über das ich nicht mit Ihnen verhandeln kann."
Herr Zaun, der sich auf den Rand eines Stuhles gesetzt hatte, sah ganz verzagt in seinen Hut.
„Allerdings bin ich in dieser Veranlassung gekommen."
Es entstand eine Pause.
„Wollen Sie mir ganz offen sagen, Zaun – kommen Sie in Enslevs Auftrag? Ich meine: als sein Abgesandter?"
„Nein."
„Sie haben mich hier also ganz privatim aufgesucht?"
„Nein, das kann ich auch nicht sagen. Wenn ich mir erlaubt habe, Sie zu dieser Zeit aufzusuchen, so geschieht das ... Ja, das heißt ... Ich meine ... Sie dürfen mich nicht miß-

verstehen. Aber ich fühle mich nichtsdestoweniger überzeugt davon, daß ich im Namen vieler Parteigenossen rede, wenn ich einer ernsten Sorge in Anlaß einer heute abend von der ‚Berlingske' gebrachten Mitteilung Ausdruck verleihe –"
„An welche Mitteilung denken Sie?"
„Da steht, daß der bekannte jütische Pfarrer Propst Broberg sicherem Verlauten nach zum Kultusminister ernannt werden wird, wenn der König übermorgen von den Jagden auf Fünen zurückkehrt."
Tyrstrup unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung.
„Wie gesagt, es dreht sich hier um eine Regierungshandlung, und ich kann mich nicht darauf einlassen, darüber mit Ihnen zu diskutieren. Natürlich zweifle ich nicht an Ihrer guten Absicht. Außerdem haben Sie der Partei seit vielen Jahren ein seltenes und ganz uneigennütziges Interesse erwiesen. Aber – Herr Direktor Zaun – ich muß mich ein für allemal auf das bestimmteste gegen diese wiederholten Versuche, dem Ministerium Ihre politischen Ratschläge aufzudrängen, verwahren. Sie müssen doch selbst einsehen können, daß das nicht angeht ... ja, daß es ganz unpassend ist."
Direktor Zaun sah wieder in seinen Hut und sagte: „Wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden, erhielt ich einmal einen sehr freundlichen Brief von Ihnen. Sie dankten mir für einen Vorschlag, den ich mir erlaubt hatte . . . es geschah anläßlich einer Gesetzvorlage über die erweiterte Fleischkontrolle. Sie waren sogar so liebenswürdig, mir zu sagen, daß meine Mitteilungen über die Einrichtung der argentinischen Schlachtereien in mehreren Punkten einen entscheidenden Einfluß auf die endgültige Abfassung der Vorlage gehabt hätten. Deswegen habe ich geglaubt ... Ich räume ein, es war sehr kühn ... aber ich habe also geglaubt ... hatte also gehofft, ein klein wenig Berechtigung zu haben, mich in dieser Sache, die so vielen von der Partei außerordentlich stark am Herzen liegt, persönlich an Sie wenden zu dürfen."

Tyrstrup saß müde zurückgelehnt da und führte wieder seine massive Hand über das Gesicht, während er die Augen geschlossen hielt.

„Was haben Sie im Grunde gegen Propst Broberg?" fragte er darauf. „Sie müssen sich seiner ja noch aus der Zeit erinnern, als er im Folkething saß. Er war stets ein treuer Parteigenosse und einer der lebhaftesten Redner des Things."

„Verzeihen Sie! Ich habe mich nicht erkühnt, ein Urteil über die Person des Propstes zu fällen. Ich wollte nur gern ... wollte mir nur erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß Propst Broberg einer von denen war, die bei der letzten Wahl offen gegen Enslev auftraten. In seinem Wahlkreis hat er Enslevs Kandidaten zugunsten von Hochschulvorsteher Alexandersen bekämpft, der dann ja auch gewählt worden ist."

„Das war die Antwort auf Enslevs Herausforderung an die Kirche in seiner Wahlrede im Striger Walde. Daß ich selbst die Rede unbillig und in hohem Maße unangebracht fand, habe ich wiederholt öffentlich ausgesprochen. Ich bin auch ganz überzeugt davon, daß Propst Brobergs Ernennung durchgehend mit Befriedigung von der Bevölkerung begrüßt werden wird. Er ist ja nicht nur ein zuverlässiger Demokrat. Er gehört auch als Prediger zu unseren freisinnigsten. Daß Enslev die Ernennung mißbilligen und sie vielleicht als persönliche Kränkung auffassen wird, darauf bin ich vorbereitet. Aber wir haben es allmählich aufgeben müssen, uns gegen das Mißtrauen des Alten zu verteidigen. Was wir auch tun, in allem erblickt er ja Verrat. Und wir können es doch nicht verantworten, aus diesem Grunde nichts auszurichten. Es ist eine zwingende Notwendigkeit, wenn uns das Ganze nicht über dem Kopf zusammenstürzen soll, daß wir alle guten und gesunden Kräfte im Volke sammeln und ihnen Arbeitsruhe schaffen. Wir haben Unfrieden genug gehabt. Wie wir in ökonomischer Beziehung gestellt sind, das brauchen Sie und ich nicht zu erörtern. Einer unserer leitenden Bankiers sprach noch vor einem Augenblick

alles andere als hoffnungsvoll zu mir von den Aussichten für unsere neue Staatsanleihe, und es läßt sich ja leider nicht leugnen, daß unser Kredit, wie überhaupt unser Ansehen im Ausland im Sinken begriffen ist."
Direktor Zaun sah nach der Seite und zog den Mund mit seinem verlegenen Raubtierlächeln bis zum Ohr hinauf.
„Ich erlaubte mir einmal, Ihnen einen Entwurf zu einem Finanzplan zu senden."
„Freilich! Ja, ich entsinne mich dessen."
„Und einen Vorschlag zu einer Zollreform."
„Ja – auch das! Aber es würde von größerer Bedeutung sein, Herr Direktor, wenn Sie und ich im Verein das dänische Volk lehren könnten, sich nach der Decke zu strecken. Überhaupt haben wir wohl das Zutrauen zu dem Nutzen äußerer Veranstaltungen übertrieben. Wir müssen sehen, uns darüber einig zu werden, daß unserm ganzen Elend von innen heraus abgeholfen werden muß, und zu einer solchen Erneuerung der Kraft der Nation bedürfen wir auch des Beistandes der Kirche ... bedürfen wir vielleicht ganz sonderlich des Beistands der Kirche. Völlig abgesehen davon, wie wir uns persönlich zu der religiösen Frage stellen, werden wir gezwungen sein, die Bedeutung der Religion für den überwiegenden Teil der Bevölkerung einzuräumen. Und die Sache ist ja doch so ernsthaft, daß jeder gute dänische Bürger – also auch Sie, Herr Direktor Zaun – einige private Ansichten und persönliche Sympathien oder Antipathien für das Wohl des Ganzen zu opfern imstande sein muß."
Herr Zaun wollte etwas sagen, gab es aber mit einem heroischen Entschluß auf. Und gleichzeitig erhob er sich mit einem Ruck, als werde er von einer Feder im Stuhlsitz in die Höhe geschleudert.
„Ich will keinen weiteren Versuch machen, meinen Standpunkt zu verteidigen. Das würde Sie nur aufhalten. Ich bitte Sie, zu entschuldigen, daß ich Sie gestört habe."
„Keine Ursache!" erwiderte der Minister.

Herr Zaun blieb noch einen Augenblick stehen, als warte er auf etwas. Dann verneigte er sich steif und stürzte auf die Tür zu.

Tyrstrup kehrte in den Folkethingsaal zurück, wo der alte Bauer noch auf dem Katheder stand und zu den Stenographen und Rektor Bohse redete. In der Fensternische hielt Gjárup noch immer Jórgen Hójbo fest, und außer ihm noch einen andern von den bekannten Abgeordneten, Lehrer Tanning, der in der Zwischenzeit hinzugerufen war, um an der vertraulichen Beratung teilzunehmen.

Gjárup hatte seinen Freunden mitgeteilt, was er über den Grund wußte, der Tyrstrup veranlaßt hatte, den Saal zu verlassen, und seine Mitteilung wirkte beunruhigend, weil es ihnen bekannt war, daß Direktor Zaun diesen Augenblick Botengänger für Enslev war, und weil niemand von ihnen Zutrauen zu der Standhaftigkeit des Ministerpräsidenten hatte. Namentlich Gjárup war krank vor Angst, daß Tyrstrup im letzten Augenblick Enslev dennoch Zugeständnisse in der Ministerfrage machen könne.

Als Tyrstrup jetzt auf seinem Wege zu dem Ministertisch an ihnen vorüberkam, hielten sie ihn zurück und erbaten sich eine Unterredung.

„Wir stehen hier und reden von der Notiz, die der ‚Fünfte Juni' heute über Propst Broberg gebracht hat," sagte Jórgen Hójbo. „Es wird freilich kein Name genannt. Das wagen sie denn doch nicht. Aber es ist hinreichend dafür gesorgt, daß wir in bezug auf den Mann nicht irren können. Und es ist ja leicht zu verstehen, welche Absicht man verfolgt, indem man Broberg gerade in diesem Augenblick mit Schmutz bewirft."

„Was für eine Notiz ist das?"

„Haben Sie sie nicht gesehen?"

Gjárup zog eine sorgfältig zusammengelegte Nummer des „Fünften Juni" aus der Brusttasche. Tyrstrup nahm sie zögernd. Er hätte das Blatt am liebsten nicht gelesen. Er kannte

diese kleinen bösartigen Mitteilungen, die mit dem Zeichen irgendeines der gewöhnlichen Mitarbeiter unterschrieben, aber unverkennbar von dem Redakteur inspiriert und von Enslev selbst bestellt waren. Dieser scheute leider kein Mittel, auch keine Verleumdung, wo es sich darum handelte, einem Gegner zu Leibe zu gehen.

„Ein in diesen Tagen in Anlaß des Ministerwechsels wiederum viel besprochener Geistlicher," begann der kurze Aufsatz in Kleindruck, der in lustigem Ton berichtete, wie dieser Gottesmann kürzlich besonders tätig gewesen war, einen der Pfarrer in seiner Propstei, den jetzt in Jütland und auch auf Fünen sehr geschätzten Erweckungsprediger Mads Vestrup, um Talar und Priesterkragen zu bringen, obwohl der Propst selbst häufig ihn besuchenden Frauen jüngerer Jahrgänge sein väterliches Wohlwollen auf eine nicht mißzuverstehende Weise zu erkennen gebe.

Als Tyrstrup das Blatt zurückreichte, war sein Gesicht sehr ernsthaft.

„Es ist wahrlich an der Zeit, daß dergleichen schändlichen Schreibereien Halt geboten wird," sagte Jörgen Höjbo, ein alter Bauer mit ein paar flammenden Augen.

Lehrer Tanning sagte: „Gjärup meint, wir sollten vorläufig ganz privatim Vertreter der verschiedenen Parteiabstufungen zu einer Versammlung einberufen, um überhaupt die politische Situation und das Verhältnis des ‚Fünften Juni' dazu zu erörtern."

Jörgen Höjbo erklärte, daß er dem Gedanken beigestimmt habe, und Gjärup hielt es für dringend notwendig, daß diese Versammlung so schnell wie möglich zustande kam. „Der Fünfte Juni" sei ja doch in den Augen vieler das Hauptorgan der Partei, weil Enslevs Name darauf stand. Aber welch Urteil sollte die Nachwelt über eine Partei fällen, die zuließ, daß ihr Ehrenpräsident selbst Geld von einer Zeitung einheimste, die die besten Männer der Partei auf die gemeinste Weise verfolgte?

Hiergegen wandte Tyrstrup ein, daß Samuelsen Redakteur des Blattes und für seinen Inhalt verantwortlich sei, nicht Enslev.
„Aber Enslev ist der Herausgeber des ‚Fünften Juni‘,“ entgegneten die andern. Und Lehrer Tanning fuhr fort: „Trotz aller unserer Vorstellungen ist der Ton des Blattes derselbe geblieben. Jetzt muß diesem Ärgernis ein Ende gemacht werden. Ich sage es gerade heraus: es ist unanständig, daß der Mann noch als Vorsitzender der Partei dasteht, und mein privater Vorschlag geht darauf hinaus, daß er bei der Jahresversammlung im November ohne weiteres durch Stimmenmehrheit abgesetzt wird.“
Obwohl der Wunsch, der hier in heftiger Erregung geäußert wurde, ziemlich genau mit dem übereinstimmte, was die andern im stillen dachten, so folgte den Worten doch ein verlegenes Schweigen, und Gjärup sah vorsichtig um sich, um sich zu überzeugen, daß kein anderer etwas gehört hatte.

III

Gleichzeitig mit der Eröffnung des Reichstages hatte sich Enslev wieder in Kopenhagen niedergelassen. Den schönen Landsitz am Furesee, auf den er sich vor zwei Jahren zurückgezogen, hatte er verkauft, und vom großen Publikum wurde dieser Verkauf als Bestätigung für die Vermutung aufgefaßt, daß es seine Absicht sei, bei der ersten günstigen Gelegenheit Tyrstrup zu stürzen, um selbst die Führung wieder zu übernehmen.
Herr Zaun war vom Reichstag nach dem Sankt Annae-Platz geeilt, wo Enslev jetzt wohnte. Als er vor dem Hause stand und draußen vom Fahrweg aus sah, daß es im Empfangszimmer dunkel war, wagte er sich jedoch nicht hinauf. Es war ja spät geworden. Vielleicht war der Alte schon zur Ruhe gegangen.
Enttäuscht wandte er sich ab, als im selben Augenblick ein Automobil dahergesaust kam und vor dem Torweg hielt. Eine große Dame stieg aus.

„Verzeihen Sie! . . . Guten Abend, Fräulein Ewaldsen!"
„Ach, Sie sind es, Herr Zaun! Sie hatten mich beinahe erschreckt!"
„Verzeihen Sie . . . wollen Sie mir nicht sagen, ob Sie glauben, daß Enslev mich heute abend empfangen kann?"
„Nein, das halte ich für ganz unmöglich. Man hatte mir gerade eben telephoniert, er habe zu Bett gehen müssen. Es sind die alten Steinschmerzen. Professor Hagen ist gerufen. Er ist gewiß jetzt da oben. Bendix ist ja leider verreist. – Weswegen wollen Sie übrigens mit ihm sprechen? Liegt etwas Neues vor?"
Zaun sah sich um und wartete mit der Antwort, bis das Auto gefahren war.
„Ich komme von Tyrstrup."
„Nun! –" Das Fräulein packte ihn unwillkürlich beim Arm. „Was hat er gesagt?"
„Propst Broberg wird es. Er hat es nicht geradezu eingeräumt, aber es unterliegt keinem Zweifel . . . Mit andern Worten – eine offene Kriegserklärung."
Fräulein Ewaldsen zog langsam die Hand zurück und ballte sie.
„Daß die Schurken das wagen! . . . Daß sie sich nicht schämen!"
„Glauben Sie, daß Aussicht vorhanden ist, daß ich Enslev morgen vormittag sprechen kann?" fragte Zaun. „Denn jetzt muß ja gehandelt werden!"
„Kommen Sie um zwölf Uhr! Wenn es möglich ist, will ich dafür sorgen, daß Sie zu ihm hineinkommen. – Ist da sonst noch etwas?"
„Ich glaube nicht. Ja, das heißt . . . Sie haben wohl gesehen, daß Mazuranic gestorben ist?"
„Wer?"
„Der Ministerpräsident von Bulgarien. Er ist in Wien gestorben, nach einer Operation. Der berühmte Professor Richter hat ihn operiert. Die Operation währte drei Stunden. Gestern schien es ja, als wenn er durchkommen würde, aber nun ist er, wie gesagt, gestorben. Es wird interessant, zu sehen, ob Njegosch

oder Frederovic sein Nachfolger wird. Ich glaube, es wird Njegosch werden!"
„Kann das irgendwelche Bedeutung für uns haben?" fragte Fräulein Ewaldsen. „Was haben wir mit Bulgarien zu tun?"
„Hm – nein – eine Bedeutung –?"
„Ja, wollen Sie mich dann damit verschonen, Herr Zaun! ... Gute Nacht!"
Oben in dem großen Schlafzimmer saß Asmus Hagen in einem Lehnstuhl neben Enslevs Bett. Um dem kranken Mann Ruhe für die Nacht zu schaffen, hatte er ihm eine Morphiumeinspritzung gemacht und wartete nun die Wirkung ab. Enslev saß aufgerichtet im Bett, ein paar Kissen im Rücken. Trotz der wiederholten Ermahnung des Arztes wollte er sich nicht hinlegen, indem er mürrisch erklärte, er würde bald genug gezwungen sei, diese Stellung einzunehmen. In seinem Grauen vor der Dunkelheit hatte er außerdem verlangt, daß die Lampe an der Decke brennen solle. Das große Zimmer – eigentlich der Speisesaal der Wohnung – machte mit seinen wenigen Möbeln einen kalten und öden Eindruck, und das grelle Licht schien unheimlich über den leeren Raum hinab, wie zu einem Fest für unsichtbare Gäste.
Die Schmerzen hatten schon nachgelassen, und auch auf andere Weise spürte man die Wirkung des Morphiums. Enslev fing an mitteilsam zu werden. Er erzählte scherzend von dem guten Geschäft, das er mit seinem Landsitz gemacht hatte, und begann dann, mit Asmus Hagen von dessen Bruder, dem Jägermeister, zu reden, zu dessen Folkethingswahl er ihn beglückwünschte.
„Er ist vielleicht kein hervorragender Redner, aber er hat es doch schon verstanden, sich eine gewisse Position im Thing zu verschaffen. Er hat ja auch eine außerordentlich unternehmende Frau. Ich erwarte viel von ihm."
Asmus Hagen schwieg hierzu. Er hatte selbst eine ganz andere Auffassung von dem Ansehen, das der Bruder als öffentliche

Persönlichkeit genoß, und er hatte auch nicht den Eindruck, als wenn Enslevs Worte aufrichtig gemeint seien.

„Man hat mir erzählt, daß er in diesen Tagen ‚Storeholt' verkauft hat. Verhält sich das so? Sein Schwiegervater soll das Gut übernommen haben. Wie heißt doch der Mann?"

„Söholm."

„Er ist ja Millionär, daher ist mir der Zusammenhang nicht so recht klar."

Auch hierzu schwieg Asmus Hagen, dem der Verlust des alten Familiengutes bitter zu Herzen gegangen war.

Drinnen im Speisezimmer, wo nur eine vereinzelte Lampe an dem großen Kronleuchter brannte, ging Fräulein Ewaldsen unruhig hin und her, die Arme in einen Schal gewickelt, den sie um die Schultern gelegt hatte. Die Tür zu dem großen Empfangssaal nebenan stand offen, und da drinnen war überhaupt kein anderes Licht als der Schein von den Straßenlaternen draußen. Es war kalt in den Zimmern, die beide denselben öden, unbewohnten Eindruck machten wie die Schlafstube. Die Ausstattung war kostbar genug, denn Enslevs Zeitungsindustrie hatte ihn allmählich zu einem wohlhabenden Mann gemacht, aber obwohl er sich auf andern Gebieten einzelne verfeinerte Gewohnheiten zugelegt hatte, war sein Geschmack nie über den des kleinen Mannes hinausgekommen. Und Fräulein Ewaldsen, seine vieljährige Freundin, die als Tochter eines Generals doch selbst aus guter Kopenhagener Familie war, fehlte bei ihren vielen großen Eigenschaften gerade die eine, den alten Mann mit ein wenig Traulichkeit und Frieden zu umgeben. Die ganze Einrichtung der Wohnung war von einem der großen Geschäfte der Stadt besorgt worden, und an Enslevs großen Empfangsabenden, wenn ein Strom von Menschen durch die Räume glitt, hatte man ganz das Gefühl, als befinde man sich auf einer Möbelausstellung.

Fräulein Fanny Ewaldsen war jetzt eine Dame in den Fünfzigern. Das Gesicht war verheert, und die langen Vorderzähne

verschönerten es nicht. Aber ihre hohe Gestalt hatte sich jungfräulich schlank gehalten, ihr Gang war leicht und frei wie der Flug eines Vogels – es lag eine eigene, großzügige Anmut über allen ihren Bewegungen.

Mit achtundzwanzig Jahren hatte sie Enslev zuerst auf einer Rednertribüne erblickt, und das Unglaubliche geschah, daß die gefeierte Tochter des Reitergenerals, die die Spielgefährtin der königlichen Prinzessinnen gewesen war, diesem Manne des Volkes ihre Liebe schenkte, ihm ihren guten Ruf opferte, ja, ihm später ihr ganzes Leben widmete. Und Enslev hatte sich durchaus nicht immer dankbar für ihre Aufopferung erwiesen, am allerwenigsten hatte er ihr ihre große Treue vergolten. Nachdem sie eine alte Jungfer geworden, behandelte er sie fast wie einen alten Dienstboten. In Wirklichkeit aber konnte er sie gar nicht entbehren, weil sie allmählich der einzige Mensch geworden war, auf den er sich ganz verließ.

Als die Tür zur Schlafstube endlich aufging und Asmus Hagen hereinkam, glitt sie ihm von dem andern Ende des Zimmers in ihrem eigenartigen Fledermausflug entgegen und packte ihn beim Arm.

„Wie steht es? Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Professor!"

„Liebes Fräulein Ewaldsen, da ist nicht der allergeringste Anlaß zu Besorgnis. Es ist ja einer von den gewöhnlichen Anfällen."

„Glauben Sie, daß er es morgen überstanden haben wird ... oder doch spätestens übermorgen?"

„Ist das so wichtig?"

„Ja. Es muß alles geschehen, um seine Kräfte aufrechtzuerhalten. Vielleicht ist Enslev niemals unentbehrlicher für das Land gewesen als gerade jetzt."

„Nun ja. Sie brauchen sich, wie gesagt, nicht zu ängstigen. Übrigens muß ich Sie daran erinnern, daß ich nur als Stellvertreter hier bin. Wenn Professor Bendix nächste Woche nach Hause kommt, wird es geraten sein, eine gründlichere Untersuchung vorzunehmen. Vorläufig handelt es ja um seine Nacht-

ruhe. Was ihn möglicherweise aufregen könnte, muß ihm ferngehalten werden. Deswegen heute abend keine Politik mehr, Fräulein Ewaldsen!"
Er sagte das letztere lächelnd mit erhobenem Zeigefinger, wünschte ihr darauf gute Nacht und ging.
Als Fräulein Ewaldsen in das Schlafzimmer kam, hatte Enslev sich hingelegt. Sie wollte auf dem Bettrande Platz nehmen, aber er bat sie, sich auf einen Stuhl zu setzen, und als sie nach seinem Befinden fragte, antwortete er mürrisch, sie habe ja mit dem Doktor gesprochen.
Es währte jedoch nicht lange, bis er anfing, sie auszufragen. War sie im Reichstage gewesen? Dort war wohl nichts von Interesse vorgefallen? War heute nicht Abendsitzung?
„Ja, es war meine Absicht, dahin zu gehen," sagte sie. „Aber es geschieht wohl nichts. Das Finanzgesetz soll ja nur zu Ende gebracht werden."
„Und in der Ministerernennung verlautet noch immer nichts Näheres? Ich bin übrigens gar nicht in Zweifel darüber, daß es der Propst wird. Tyrstrup will sich einmal als Held zeigen. Er wagt es Gjärup gegenüber nicht anders. Und außerdem hat er ja eine Hölle von Geistlichen in seiner Sippschaft. – Aber was hast du? Du sitzt so unruhig. Weißt du doch was?"
„Jetzt sollst du nicht fragen, mein Freund! Du mußt schlafen."
„Unsinn! Hast du was gehört, so heraus damit! Sitz doch nicht da, als wenn du Magenschmerzen hättest!"
Sie konnte ihm nicht entwischen. Sein Ton wurde schließlich so erregt und grob, daß sie erzählen mußte, was Direktor Zaun ihr mitgeteilt hatte.
Wie vorbereitet Enslev auch gewesen war, empfand er es doch einen Augenblick, als wenn der Weltenlauf stille stünde. Es war das erstemal seit vielen Jahren, daß man sich offen gegen seinen Willen auflehnte.
Er nahm ein Schlüsselbund vom Nachttisch, reichte es Fräulein Ewaldsen und sagte: „Geh in mein Zimmer! Da liegt ein

Papier unter der Schreibtischklappe. Hol mir das! Du kennst den Schlüssel."
Als sie zurückkam, fuhr er fort: „Der Sicherheit halber habe ich das Dokument da aufgesetzt, ehe ich heute nachmittag ins Bett kroch. Du kannst es gern lesen."
Die Freundin faltete das Papier auseinander. Da standen nur einige wenige Zeilen. Ihre Augen durchflogen sie hastig mehrmals, worauf sie Enslev, fast vor Schrecken gelähmt, anstarrte. Er hatte mit Befriedigung den Ausdruck ihres Gesichts beobachtet, während sie las.
Einige Augenblicke betrachteten sie einander schweigend.
„Du siehst, ich habe alles vorbereitet! Aber höre jetzt, was ausgerichtet werden muß! Falls ich morgen nicht imstande bin, selbst mit Zaun zu sprechen, mußt du ihn bitten, sich wieder einzufinden, sobald die Ministerernennung offiziell vorliegt. Wenn ich ihn auch dann noch nicht sehen kann, sollst du das Schreiben mit dem Datum versehen und es ihm zur weiteren Besorgung in einem geschlossenen und versiegelten Umschlag übergeben. Und er muß beauftragt werden, es Tyrstrup persönlich und ohne Zögern zu überbringen."
Fräulein Ewaldsen hatte durch wiederholtes Kopfnicken ihr Verständnis zu erkennen gegeben.
„Daß sie das gewagt haben!" rief sie aus und ballte die Hand. „Und wenn man bedenkt, daß da in der ganzen Gesellschaft nicht einer ist, der dir nicht alles zu verdanken hat! Tyrstrup, Bohse, Gjärup, Höjbo, Tanning. Und nun lassen sie dich auf die gemeinste Weise im Stich. Einer nach dem andern!"
„Nun, was Tanning und Bohse und die andern Esel betrifft, so habe ich nicht viel mehr von ihnen erwartet. Die erkannte ich gleich an ihrem Schreien. Aber daß ich mich so lange von Tyrstrup hab zum Narren halten lassen, das ärgert mich denn doch. Er ging da so dick und gutmütig umher und spielte den Getreuen mit schwülen Händedrücken und langen Versicherungen. Jetzt hat er sich also endlich für Krieg entschieden, und

er soll ihn haben! – – Aber geh jetzt! Mir wird so schwer im Kopf von dem Morphium. Rufe die Jensen! Sie soll kommen und die Lampe ausknipsen. Und willst du daran denken, morgen vormittag an Samuelsen zu telephonieren! Er soll näheren Bescheid haben, wann ich ihn empfangen kann."

Als Enslevs Haushälterin, die kleine Mamsell Jensen, alles für die Nacht geordnet hatte und aus dem Schlafzimmer in die Eßstube zurückkehrte, fand sie zu ihrer Überraschung Fräulein Ewaldsen noch dort.

„Ja, Sie sehen mich an, Mamsell Jensen, aber ich habe beschlossen, zu bleiben. Enslevs Aussehen will mir gar nicht gefallen. Diese Nacht muß jemand wachen, und Sie haben den Tag über genug zu tun. Die Mädchen ebenfalls."

„Fräulein Ewaldsen brauchen wirklich nicht bange zu sein. Ich höre es sofort, wenn der Herr klingelt."

„Ich bleibe aber doch lieber hier. Ich setze mich in den großen Lehnstuhl im Saal. Da kann er mich nicht hören. Falls diese Nacht keine Verwendung für mich ist, dürfen Sie nicht sagen, daß ich hier geblieben war."

„Aber da ist es ja kalt, Fräulein Ewaldsen! Soll Ellen-Katrine nicht ein wenig einheizen?"

„Das tut nicht nötig. Nur eine Decke und ein Kissen!"

Mamsell Jensen, eine breite, untersetzte Zwergengestalt mit dem Kopfe einer Riesin, wußte aus Erfahrung, daß sie sich ebensogut gleich fügen konnte. Sie begab sich auf ihre ruhige Weise zum Zimmer hinaus wie eine wandelnde Glocke. Unter den abstehenden Röcken bewegten sich die Beine wie ein Klöpfel.

„Sagen Sie mir doch," begann Fräulein Ewaldsen, als sie zurückkam, „wissen Sie, ob die junge Jägermeisterin Hagen kürzlich hier gewesen ist?"

„Jägermeisterin Hagen? Hier kommen ja so viele, die mit dem Herrn sprechen wollen. Wie sieht die Dame aus?"

„Sie ist dunkelblond. Ungefähr meine Größe. Recht hübsch."

„Hat sie einen blauen Samthut mit einer schwarzen Feder?"

„Ich glaube wohl."
„Dann ist die Dame ein paarmal mit Blumen hier gewesen."
„Ich sehe, da drinnen im Saal steht ein frischer Strauß. Den hat sie vielleicht gebracht? – Sagen Sie mir es ganz offen," fügte sie hinzu, als sie sah, daß die kleine Jensen mit der Antwort zögerte.
„Ja, den hat die Dame gebracht. Der Herr hat sie übrigens nicht empfangen."
„So – na, dann gute Nacht, Mamsell Jensen! Gehen Sie nur gleich zu Bett!"
Drinnen im Saal richtete sie sich für die Nacht in einer der Fensternischen ein, wo ein großer, hochlehniger Stuhl stand. Eine wollene Decke fest um sich gestopft und ein Kissen im Nacken, starrte sie in das Halbdunkel hinaus, ohne an Schlaf zu denken. Die Tür, die vom Eßzimmer nach dem Küchengang führte, stand offen, damit sie es sofort hören konnte, wenn Enslev klingeln sollte.
Draußen ertönten die Hupen der Automobile und die Schritte der Fußgänger, und dazwischen das lange Schurren der Straßenbahnen in der Bredgade. Allmählich aber, je mehr die Stunden vorschritten, wurde es stiller und stiller. Sie hörte schließlich nur noch das Schlagwerk der Kirchenuhr drüben von der andern Seite des Platzes und hin und wieder den fernen, tiefen Ton der Nebelsignale von Schiffen draußen in der Einfahrt.
Die Ereignisse des Tages und viele bunte Erinnerungen glitten gleich Traumbildern durch ihren Sinn, und plötzlich war sie ganz gerührt bei dem Gedanken an die kleine Jensen, die wohl kaum jemals einem Manne angehört und doch das Bedürfnis empfunden hatte, sie zu trösten. Das arme Wurm hatte ja förmlich Tränen in den Augen gehabt!
Aber sie bedurfte gar nicht des Mitgefühls, hatte keinen Trost nötig! Den Nervenstrang in ihrem Herzen, der sich einstmals unter der Demütigung krümmte, hatte sie längst, längst ausgebrannt! Um nicht zugrunde zu gehen, hatte sie ihren Schmerz

erstickt und sich mit der Natur ihres lieben Freundes abgefunden. Wie sein Sinn und seine Gedanken gleich unersättlich beherrscht wurden von dem Glanz der Ehre, der Macht und der Eroberung, so hatten auch die Frauen ihre Anziehungskraft für den alten Mann nicht verloren. Aber sie beneidete ihre jungen Nebenbuhlerinnen nicht um die letzten aufsprühenden Funken des erloschenen Brandes. Nicht aus Eifersucht hatte sie die kleine Jensen ausgefragt. Aber im Interesse des Freundes selbst fühlte sie sich veranlaßt, die Damen im Auge zu behalten, die ihn besuchten. Es gab unter ihnen solche, die schamlos genug waren, seine Schwäche zu benutzen und ihren Einfluß auf ihn zum eigenen Vorteil zu mißbrauchen. Und diese junge Jägermeisterin gefiel ihr nicht. Sie kannte sie nur von Ansehen aus der Zuhörerloge des Reichstags, wo sie mit einem Stangenlorgnett saß und sich umsah, als mustere sie das Publikum in einem Theater. Diese Damen waren ihr gründlich verhaßt.

Es mochte ungefähr zwei Uhr sein, als sie aus einem Halbschlummer auffuhr, weil sie Enslev klingeln hörte. Sie warf die wollene Decke um wie einen Schal und eilte zu ihm.

Enslev hatte selbst die Nachtlampe angeknipst, die über dem Kopfende unter einem grünen Schirm brannte. Als er sie sah, begriff er sogleich den Zusammenhang und empfing sie mit einem Zornesausbruch.

Aber sie war an seine Grobheiten gewöhnt und setzte sich ruhig auf den Bettrand.

„Es nützt nicht, daß du schiltst! Ich konnte dich hier nicht allein liegen lassen. Du siehst ja auch, daß die Jensen nicht kommt. Sie schläft wie ein Murmeltier. Jedenfalls währt es immer eine Ewigkeit, ehe sie auf die Beine kommt."

„Ich habe dir gesagt, ich will nichts davon wissen, daß du mit meinen Dienstboten herumkommandierst. Und was für eine ekelhafte Hospitaldecke ist das, mit der du dich da drapiert hast? Du hast also obendrein aufgesessen und gefroren! Laß mich deine Hände fühlen . . . Sie sind ja eiskalt!"

„Unsinn, mein Freund! Erzähle mir jetzt, was du wolltest? Du hast doch nicht wieder Schmerzen bekommen?"
„Nein."
„Warum hast du denn geklingelt?"
„Ich bin durstig. Schenke mir etwas Wasser ein!"
Er wollte nicht eingestehen, daß er aus einem unruhigen Schlaf mit unheimlichen Träumen erwacht war und sich in seiner Einsamkeit mutlos gefühlt hatte. Er hatte es nie lange aushalten können, allein zu sein, am allerwenigsten des Nachts und im Dunkeln.
„Ich will kein Morphium mehr haben. Der Teufelskram macht mir den Kopf so wirr."
Er legte sich müde in die Kissen zurück und schloß die Augen, während er die Hand der Freundin in der seinen behielt. So blieb er eine Weile liegen, ohne zu sprechen.
So wenig er es vertragen konnte, an den Abschluß des Lebens zu denken, und so gründlich ihm der Gedanke an Auflösung und Vernichtung verhaßt war, so fürchtete er doch den Tod nicht und konnte sich in seinen kraftlosen Augenblicken oft selbst den Gnadenstoß wünschen. Es graute ihm nur davor, langsam hinzusiechen und zum ohnmächtigen Zeugen des Siegeszuges zu werden, den der Verrat durch das Land hielt, hören zu müssen, wie das undankbare Volk, für dessen Wohlfahrt er sein eigenes Glück geopfert hatte, sein Werk schmähte, ohne daß Widerspruch erhoben wurde.
„Es ist dumm, alt zu werden," sagte er. „Niemand sollte freiwillig sein Alter erleben. Es müßte eine Strafe sein, zu der der Staat Verbrecher verurteilte. Das Leben ist ein unbarmherziger Arbeitgeber. Wenn wir in seinem Dienst ergraut sind, werden wir mit einem Fußtritt vor die Tür gesetzt. Und so boshaft hat der gute Gott es für uns eingerichtet, daß uns in der Regel all das Schwerste und Bitterste für unsere alten Tage aufgespart wird. Wie raffiniert ist es nicht zum Beispiel ersonnen, daß je mehr wir altern, unsere Erinnerungen desto

ferner werden. Wir vergessen, was gestern und vorgestern geschah, leben aber in all dem längst Entschwundenen, das von niemandem mehr verstanden wird, und machen uns lächerlich. So lohnt das Leben seine Getreuen!"
In diesem Augenblick ging die Tür auf. Die Gnomengestalt der kleinen Jensen erschien in ehrbarem Nachtgewand, oben mit einem Schal umhüllt.
„Haben der Herr gerufen?"
„Ja, wollen Sie, bitte, nach einem Auto für das gnädige Fräulein klingeln. . . . Aber freilich!" sagte er, als die Freundin flehend die Hand auf seinen Arm legte. „Ich will nichts von diesen Nachtwachen wissen. Gib mir mein gewöhnliches Schlafpulver – und dann gute Nacht!"
Auf dem Heimwege, als Fräulein Ewaldsen über den Höbrplatz fuhr, wo der „Fünfte Juni" sein Geschäftshaus hatte, sah sie, daß Licht in den Redaktionsräumen war. In dem Gedanken, daß sie vielleicht den Redakteur Samuelsen treffen und ihm Enslevs Bescheid überbringen könne, ließ sie den Wagen halten. Sie würde dann ja auch hören, ob es etwas Neues gab.
Auf der halbdunkeln Treppe begegnete sie dem Redaktionssekretär, der sie ohne Staunen begrüßte. Es war nichts Ungewöhnliches, Enslevs alte Geliebte zu dieser späten Stunde hier auftauchen zu sehen, – „das Sturmzeichen", wie sie in der redaktionellen Diebssprache genannt wurde, weil sie sich namentlich blicken ließ, wenn Unruhe in der Luft war.
„Wissen Sie, ob Samuelsen schon gegangen ist?" fragte sie.
„Ich glaube nicht. Vor kurzem wenigstens war der Redakteur noch oben in der Setzerei. Aber das Blatt ist eben in Druck gegeben, gnädiges Fräulein! Falls da etwas ist, was noch im letzten Augenblick hinein soll –"
„Nein, da ist nichts. Wollen Sie mir aber einen Gefallen tun und nachsehen, ob Samuelsen noch hier ist."
Der Redakteur stand an seinem Schreibtisch; er hatte den Überrock bereits angezogen und war im Begriff, das Licht aus-

zudrehen. Es war ein fetter, rotwangiger Mann in den Vierzigern, kahl bis zum Nackenwirbel, dafür aber mit einem großen, sorgfältig frisierten Vollbart ausgestattet. Als der Redaktionssekretär Fräulein Ewaldsen meldete, zog er vor Ärger die Nase kraus. Als aber das Fräulein selbst erschien, war er ein Lächeln und bat sie mit süßlicher Liebenswürdigkeit, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Sie richtete ihren Auftrag aus und fragte dann, ob etwas Neues vom Reichstag gekommen sei.

„Nein, nichts Besonderes. Aber die Gerüchte von Propst Brobergs Ernennung halten sich."

„Ja, das weiß ich! ... Enslev ist wieder unpäßlich geworden, aber ich wollte Sie bitten, Herr Samuelsen, die Sache nicht auf eine solche Art mitzuteilen, daß sie bei einigen Angst – oder bei gewissen andern Hoffnungen erregen könnte. Das letztemal, als er krank war, hieß es ja in der Stadt, er sei tot, und daran war der ‚Fünfte Juni' nicht ohne Schuld. Es darf aus diesem Rückfall also nichts ‚Sensationelles' gemacht werden."

Der Redakteur widersprach nicht, versprach aber auch nichts. Lächelnd schlug er die Augen nieder und schwieg.

Als Fräulein Ewaldsen nun gehen wollte, bat er sie inständig, noch einen kleinen Augenblick zu verweilen. Er wolle gern die Gelegenheit benutzen, ihr eine streng vertrauliche Mitteilung zu machen, sagte er.

„Aber mein Wagen hält unten."

„Es läßt sich in wenigen Worten sagen."

Herr Samuelsen, der dem Aussehen und Wesen nach mehr einem Geschäftmann als einem Journalisten glich, hatte seinen Posten als Chef auch auf dem Kontorwege erreicht. Er schrieb selbst nie eine Zeile in dem Blatt, instruierte und dominierte aber einen Stab von Mitarbeitern, deren Wert für das Abonnementsprotokoll er genau schätzte und beaufsichtigte. Persönlich stand er der Anzeigenabteilung vor, der er sein besonderes Interesse widmete. Er war der Leiter des Blattes zu

einem Zeitpunkt geworden, wo das Kopenhagener Zeitungswesen aus einer Art Hausfleiß zu einer Industrie in großem Stil wurde, bei der der technische Apparat mehr bedeutete als das Talent und daher einen praktisch ausgebildeten Mann an der Spitze erheischte. Und das Ergebnis war glänzend gewesen. Der „Fünfte Juni", den Enslev seinerzeit mit einer kleinen Summe zusammengescharrten Geldes in Gang gebracht und zu Anfang fast allein geschrieben hatte, war jetzt ein Millionenunternehmen, das mehrere hundert Menschen beschäftigte.

Mit bekümmerter Miene vertraute er Fräulein Ewaldsen an, daß sich bei dem monatlichen Abschluß ein recht bedeutender Rückgang der Einnahmen des Blattes, sowohl auf dem Abonnements- wie auf dem Annoncenkonto gezeigt hatte. Die Papierpreise waren gleichzeitig gestiegen, und die Abschreibungen für die neue Viktoriapresse belasteten die Ausgabenseite ebenfalls stark. Falls der Rückgang anhielt, müsse er die Lage für beunruhigend halten.

Fräulein Ewaldsen sagte ihm ihre Meinung geradeheraus, „die er ja übrigens sehr gut kenne". Wenn man die Zeitung mit Theaterklatsch und allem möglichen Trödel, wie Damenputz und Fußballkämpfen, anfüllte, so könne man nicht erwarten, daß vernünftige Leute sie lesen wollten.

Samuelsen lächelte mit seiner unveränderlichen Liebenswürdigkeit, die jedoch einen Schimmer von Wehmut bekommen hatte.

Er bedauerte, daß sie nicht ganz einig in dem seien, was das Ziel eines modernen Blattes sein müsse. Wenn man eine Zeitung allein zur Freude für die vernünftigen Menschen im Lande redigieren wolle, so würde man gleichzeitig gezwungen sein, zur Handpresse und Kreuzbandversendung zurückzukehren. Die Zeiten hatten sich geändert – leider! Die Leute interessierten sich nicht mehr für Politik, ausgenommen gerade während eines Wahlkampfes.

„Da soll das politische Interesse jetzt wahrlich wachgerüttelt werden!" entfuhr es Fräulein Ewaldsen. „Warten Sie nur!"

Samuelsen betrachtete sie einen Augenblick mit Verständnis. Dann strich er sich mit seiner schwarzbehaarten Hand bedächtig über den Bart. Und es entstand eine längere Pause.

„Was ich also gern von Ihnen erreichen wollte, Fräulein Ewaldsen, ist, daß Sie unter der Hand – bei einer passenden Gelegenheit – Enslev darauf vorbereiten, daß sich die Abrechnung für das laufende Quartal wahrscheinlich erheblich weniger günstig stellen wird, als er es jetzt seit einer Reihe von Jahren gewohnt gewesen ist. Ich möchte ungern, daß die unangenehme Mitteilung zu überraschend für ihn kommen sollte. Könnte es mir außerdem gelingen, Sie zu überreden, daß Sie einen Vorschlag unterstützen, der darauf hinausgeht, den Ton in unsern politischen Artikeln im Augenblick ein wenig zu dämpfen, so glaube ich, daß dies dem Blatt nützlich sein und Zufriedenheit in großen Teilen unseres Leserkreises hervorrufen würde. Ich kann Ihnen mitteilen, was jetzt beim Quartalswechsel bewiesen ist –, daß Enslevs Striger Rede, die wir ja in einem stenographischen Referat brachten, uns ringsumher auf dem Lande über achthundert feste Abonnenten gekostet hat. Und man darf ja nicht vergessen, daß, was uns verloren geht, den andern zugute kommt. Ich weiß mit voller Sicherheit, daß mehrere von den gemäßigten Blättern seit dem vorigen Sommer einen nie dagewesenen Aufschwung genommen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Gehör des Publikums jetzt im Begriff ist, sich sanfteren Stimmen zuzuwenden. ‚Die Volkszeitung' soll zum Beispiel auf ihre kirchliche Sonntagsbeilage hin schon über zweitausend neue Abonnenten bekommen haben. Das ist doch ein Fingerzeig, nicht wahr? . . . Und die Stellung des ‚Fünften Juni' darf um keinen Preis in dem Bewußtsein des dänischen Volkes erschüttert werden. In dem Punkt sind wir uns sicher vollkommen einig, Fräulein Ewaldsen. Seinen Traditionen getreu, soll das Blatt als der grundfeste Leuchtturm mitten in der Brandung stehen . . . der Lichtspender in allen Streitigkeiten und Konflikten des Tages."

„Nun werden Sie ja in allernächster Zeit selbst Gelegenheit haben, Ihre Anschauungen zu entwickeln," sagte Fräulein Ewaldsen, indem sie sich erhob, und es lag eine bedeutende Portion Geringschätzung in ihrem Ton, denn sie wußte, daß Herr Samuelsen beträchtlich weniger beredt war, wenn er Enslev gegenüberstand. Sie empfand außerdem einen lebhaften Unwillen gegen den Mann und beklagte, daß ihm Enslev ein so großes Vertrauen erwies. Schon allein der Anblick seiner behaarten Hände erregte Ekel in ihr, um so mehr, als man von ihm sagte, er sei der ärgste Sodomiter der Stadt.
Einige Besorgnis hatten seine Worte aber doch in ihrem Innern hinterlassen. Enslev hatte sich daran gewöhnt, viel Geld zu gebrauchen. Seine Hilfsbereitheit politischen Freunden gegenüber war ohne Grenzen, und die vier, fünf Provinzzeitungen, die er besaß, forderten oft recht beträchtliche Zuschüsse. Er selber hatte offenbar keinen rechten Begriff davon, wie er eigentlich gestellt war. Sollte er nun während des bevorstehenden Kampfes auch noch in pekuniäre Schwierigkeiten geraten, so würden seine Feinde sich freuen. Und da waren schon ohnehin Gefahren genug, die ihn aus der Finsternis bedrohten. Sie fand oft, wenn sie an die Zukunft dachte, daß es sei, als starre sie in eine Gewitternacht hinein.

IV

Mads Vestrup saß am Abend daheim in seiner kalten Dachkammer in der „Herberge zur Heimat" und wartete auf Kandidat Carlsen – A. B. D. Der Verabredung gemäß sollte Herr Carlsen um sieben Uhr kommen, aber die Rathausuhr schlug gerade acht, und noch war er nicht erschienen.
Mads Vestrup hatte seine Einsamkeit in dem Menschengewimmel der großen fremden Stadt so bedrückend empfunden, daß er sich fast nach dem Kommen des Journalisten sehnte, um wieder ein Gesicht zu sehen, das er kannte. Früh am Morgen, ehe es noch hell war, hatte er angefangen, den Bericht über seine Stellung

zu der modernen Kirche und dem christlichen Gemeindeleben niederzuschreiben, den er, wie er beschlossen, im „Fünften Juni" veröffentlichen wollte. Die Arbeit war am Nachmittag fortgesetzt und beendet worden. In der Zwischenzeit war er in der Stadt umher gewesen, um eine billige Privatwohnung zu finden, und hatte sich nun bei einem Schuhmacher in der Knabrosträde eingemietet, wo er ein Zimmer und Mittagessen für vierzig Kronen monatlich erhielt. Außerdem hatte er einen langen Brief nach Hause an Stine geschrieben mit einem Bericht über alles, was er erlebt, seit sie sich getrennt hatten, und nun saß er da und summte einen kleinen Trostvers vor sich hin, der sich einmal auf seiner einsamen Wanderung, weit entfernt von Haus und Heim, in einer schweren Stunde bei ihm im Herzen emporgesungen hatte:

Schick Hunger – Herr – und Not!
Gib Tränen mir für Brot.
Zum Grabe ist der Weg nicht weit.
Bald geh ich frommen Herzens hin,
Wo ich bei meinem Heiland bin,
In Himmelslust und Seligkeit!

Endlich ertönten schwere Schritte auf der Treppe, und gleich darauf stand Herr Carlsen in der Tür, genau so wie am vergangenen Tage, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Rockkragen aufgeschlagen.

Obwohl ihm Mads Vestrup freundlich entgegenkam, war der Empfang eine große Enttäuschung für die alte Zeitungsratte, die so bestimmt erwartet hatte, irgendeine Erfrischung aufgetischt zu finden. Er hatte während der letzten beiden Stunden keinerlei Spirituosen genossen, und sein Gesicht mit den rotblauen Trinkerflecken war blutlos infolge von Spiritushunger.

Ärgerlich warf er sich auf einen Stuhl und begann mit der gewohnten Durchsuchung seiner Taschen, um das Notizbuch zu finden.

„Also die Beichte, die wir haben sollten, Verehrtester! Und

nicht zu kurz. Wir wollen Sie ja zu einem großen Mann machen. Zu einem Märtyrer und Geistesriesen – offen gestanden. So lautet die Losung."
Mads Vestrup reichte ihm ein Dutzend beschriebener Blätter und erklärte, er habe es vorgezogen, selbst seine Betrachtungen niederzuschreiben, obwohl es ihm etwas Ungewohntes sei, die Feder zu gebrauchen.
Herr Carlsen durchblätterte gleichgültig die Papiere und sagte: „Fünfhundert Zeilen schätze ich es. Ich habe mit dem Chefredakteur gesprochen. Er meint, daß er Ihnen sechs Öre für die Zeile geben kann, sagt er. Aber damit sollen Sie sich, weiß Gott, nicht abspeisen lassen. Er muß bloß gepreßt werden. Sie können auf meine Verantwortung hin ohne weiteres das Doppelte verlangen. Das fehlte auch noch! Sollten zwölf Öre zu viel sein für einen Geistesriesen? Einen dänischen Paulus?"
Aber Mads Vestrup erklärte sich zufrieden mit der Bezahlung. Er rechnete aus, daß es nicht weniger als dreißig Kronen würden, die er an einem einzigen Tage verdient hatte! Das war viel mehr, als er gedacht hatte. Er wollte Stine dann gleich zwanzig davon schicken.
„Nun ja, mein Herr! Das ist ja Ihre Sache!" sagte A. B. D. Carlsen und steckte die Papiere ein. „Und um nun ein ernstes Wort zu reden – Sie haben doch wohl nicht die Absicht, hier den ganzen Abend zu sitzen und Grillen zu fangen? Sie wollen doch wohl ein bißchen mit auf den Bummel? Ich werde die Ehre haben, Sie unserer gottgesegneten Hauptstadt vorzustellen, Herr Pastor!"
Er erzählte, er selbst habe die Absicht, einen Gratulationsbesuch bei einem seiner jungen Freunde unter den Künstlern zu machen, der ein Legat ausbezahlt erhalten habe, und er machte ihm den Vorschlag, mitzukommen. „Sie werden sicher zur Feier des Tages zu einem Gläschen eingeladen werden!"
„Es ist der Komponist Jörgen Berg. Sie kennen seine Kompositionen wohl? Nicht? Haben Sie nie seinen Namen ge-

hört? Ja, da haben wir wieder den Skandal! Und Jörgen ist doch unser größtes lebendes Genie! Darum sitzt er auch mit Frau und Kind da und hungert. Er hat sich diesen Sommer die Finger auf einem alten Hackbrett da draußen im ‚Mittelgarten‘ abgehämmert, um das nötige Brot zu schaffen. Die fünfhundert Kronen sind ausnahmsweise mal an die rechte Stelle gekommen. Und, wie gesagt, – da gibts was Nasses!“

Mads Vestrup hatte aus andern Gründen wohl Lust, sich ihm anzuschließen. Er dachte, das sei wohl gerade die Art Menschen, denen er Gottes Botschaft überbringen solle. Aber auch um seiner selbst willen lockte die Aufforderung. Er war den lieben langen Tag allein gewesen, und die Aussicht, wieder in einem Familienzimmer zu sitzen und vielleicht das Geplauder eines Kindes zu hören, überwand die Verlegenheit seines Bauerngemütes.

„Aber geht denn das an?“ fragte er. „Ich bin den Leuten ja völlig fremd!“

„Was macht das? Wir Menschenfresser nehmen es nicht so feierlich mit dem Zeremoniell. Und nun gehören Euer Hochwürden ja mit zu der Blase! Ein Mitarbeiter am ‚Fünften Juni‘ ist übrigens allerorten willkommen. Das werden Sie bald merken.“

Nach einer Weile wanderten die beiden Männer zusammen nach Frederiksberg hinaus, wo der Komponist wohnte. Der Seenebel lag auch an diesem Abend wieder dicht über der Stadt und setzte auf den Straßen eine schmierige Schicht Ruß und Schmutz ab. Herr Carlsen, der sich vor Kälte schüttelte, blieb plötzlich vor einem altmodischen Kaffeehaus stehen, das in einem hohen Erdgeschoß auf Vesterbro lag. Er stieß den Pfarrer in die Seite und fragte, ob er nicht Bedürfnis nach etwas Zentralwärme im Körper habe.

Mads Vestrup hatte eine solche Frage erwartet und sich auch auf die Antwort vorbereitet. Er war sich ganz klar über seine Aufgabe diesem Mann gegenüber.

„Wenn Sie eine Tasse Kaffee meinen, so gehe ich gern mit hinein. Spiritus trinke ich aber nicht, und ich laß mich nicht gern in Gesellschaft eines Mannes sehen, der berauschende Getränke zu sich nimmt."
A. B. D. Carlsen sah voller Entsetzen zu ihm auf. Sein Mund und die schweren Augen wurden förmlich starr.
„Sind Sie Temperenzler?"
„Ja."
„Zum Teufel auch! Sie rauchen nicht und Sie trinken nicht ... Da sollt ich meinen, Sie hätten auch die kleinen Mädels in Frieden lassen können!"
Das Blut stieg Mads Vestrup vor Heftigkeit und Scham zu Kopf. Aber er bezwang demütig seinen Zorn und ging weiter, ohne zu antworten.
Carlsen, der selbst nicht einmal Geld zu einem Glas Bier, geschweige denn zu einem Grog hatte, nach dem sein Innerstes verlangend schrie, trabte kläglich dahin, den Rockkragen über die Ohren in die Höhe gezogen, an seiner trockenen Zunge saugend. Er war ganz hilflos in seiner unfreiwilligen Nüchternheit. Jeden Augenblick glitt er auf dem schmutzigen Straßenpflaster aus, und mehrmals war er kurz davor, zu fallen.
„Dann lassen Sie uns doch – zum Satan! – wenigstens einen Rummelkasten nehmen," sagte er schließlich wütend. „Sie haben doch wohl Geld bei sich, Mensch!"
Mads Vestrup aber war unzugänglich.
„Ich ziehe vor zu gehen," erwiderte er ruhig.
„Ha!!!"
Carlsen schleuderte diesen Ruf mit weit aufgerissenem Munde in die Luft hinaus und sank in einem Anfall von Verzweiflung in die Knie.
Der schiffbrüchige Theologe war überhaupt tief enttäuscht von seinem Kollegen und bereute bitterlich, daß er ihn mitgenommen hatte. Diesen auf Grund von Unzucht verabschiedeten Geistlichen hatte er sich als einen Mordskerl in Renaissancestil vor-

gestellt, als einen prachtvollen Bruder Liederlich, der sein Leben zwischen der Bierkneipe, dem Freudenhaus und dem Betschemel teilte. Und hier zog er dahin mit einem fetten Bauernlümmel, einem Hofmissionar und Enthaltsamkeitsapostel, mit dem er sich verdammt schlecht in ordentlicher Gesellschaft blicken lassen konnte. Und diesem Mann sollte der „Fünfte Juni“ unter die Arme greifen! Das war ein Skandal!

Das junge Künstlerpaar, das kürzlich aus seiner Wohnung herausgesetzt war, weil es ein halbes Jahr lang keine Miete bezahlt, hatte sich in einem Maleratelier eingerichtet, das ihnen von einem Freund überlassen war, der zurzeit in Italien reiste. Einige hinterlassene Bilder und Skizzen hingen noch an den getünchten Wänden, darunter zwei große Kohlekartons mit nackten Männern und Frauen in gewagten Stellungen. Ein dunkler und enger Raum, der von dem Atelier durch einen Vorhang getrennt war, diente als Schlafzimmer für die Frau des Komponisten und das Kind, ein kleines Mädchen von sechs Jahren, während er selber sein Nachtlager auf einem Sofa im Atelier hatte. Hier wurde auch das Essen gekocht. Eine hölzerne Kiste mit einem Petroleumkocher stellte die Küche vor. Mitten im Zimmer standen ein runder Tisch und einige Korbstühle. Außerdem befanden sich dort ein Flügel, ein Notenpult und ein Kleiderständer. Das Atelier lag in der Mansarde, und die elektrischen Leitungen des Hauses waren nicht da hinaufgeführt. Auf dem Tische brannte eine altmodische Petroleumlampe mit hohem Fuß. Sie diente zugleich als Ofen.

Den ganzen Nachmittag war ein Kommen und Gehen von glückwünschenden Freunden gewesen, und die Luft war grau von Tabaksnebel. Ein paar halbleere Whiskyflaschen standen noch auf dem Tisch. In diesem Augenblick war nur der dicke Franz Möller da. Der zweihundertpfündige Schriftsteller, der seinen Namen durch ein paar Theaterfiaskos bekannt gemacht hatte, von denen noch heute geredet wurde, saß tief versunken

in einem der Korbstühle und betrachtete mit schmalen Augen die Frau des Hauses, die an der andern Seite des Tisches Platz genommen hatte. Sie war eine blonde siebenundzwanzigjährige Dame von großer Schönheit, aber ein wenig schwerfällig und schläfrig im Wesen, gleichsam beschwert von ihren üppigen Körperformen. Die zahlreichen Gäste des Nachmittags und das viele Anstoßen und Lebenlassen hatten sie noch müder gemacht. Sie saß in einer nachlässigen Stellung da, die eine Hand unterm Kopf, und hielt jeden Augenblick die andere Hand vor den Mund, um recht nach Herzenslust gähnen zu können.

Der Komponist war auf dem Sessel vor dem Flügel in Gedanken versunken. Er war ein starkknochiger Mann mit einer mächtigen Künstlermähne, die ein bleiches, verbissenes Gesicht umwallte.

Die Unterhaltung war ins Stocken geraten. Aber jetzt schellte es, und gleichzeitig wurde gewaltig an die Tür getrommelt, die vom Atelier unmittelbar auf den Treppengang hinausführte.

Es war Carlsens wohlbekannte Art, sein Kommen zu melden.

„Das ist A. B. D.," sagten alle drei, und Frau Maja sah mit Besorgnis zu den Whiskyflaschen hinüber, während ihr Mann hinging und öffnete.

Daß ein wildfremder Mensch hinter Carlsens Rücken auftauchte, erregte keine Verwunderung. Man war daran gewöhnt, daß A. B. D. alle möglichen wunderlichen Burschen von der Straße mit heraufschleppte, und wenn sie in bezug auf ihre Kleidung nicht gar zu arg aussahen, wurden sie im allgemeinen ohne Widerspruch empfangen und erhielten ihren Anteil an dem Schutz, der dem alten Berichterstatter überall in den jungen Künstlerkreisen zuteil wurde. Jetzt wurde Mads Vestrup obendrein als der neue theologische Mitarbeiter des „Fünften Juni" vorgestellt, und da das Blatt schon am Morgen einen kleinen Artikel über ihn gebracht hatte, kannten sowohl Jörgen

Berg als auch Franz Möller seinen Namen und hießen ihn willkommen in Kopenhagen.

„Nehmen Sie sich ein Glas, Herr Pastor!“ sagte der Komponist. „Und du, A. B. D.! laß keinen Kummer in die Bude kommen!“

Aber Carlsen, den der bloße Anblick der Flaschen neu belebt hatte, erhob warnend den Zeigefinger und rief aus: „Still, Jörgen! ... Still! Du ahnst ja nicht, daß es ein Apostel ist, den ich euch hier bringe. Pastor Vestrup ist Antispiritusiast! Wir sollen dem Alkoholteufel und allen seinen Werken entsagen und uns an die mehr fleischlichen Genüsse halten.“

Mads Vestrup verhielt sich stumm. Er hatte die großen Kartons an der Wand erblickt, und die Schamlosigkeit der Bilder trieb ihm das Blut in die Wangen. „Was für eine Räuberhöhle mag das nur sein, in die ich hier hineingeraten bin?“ dachte er bei sich. Auch Frau Majas Person erschien ihm zweideutig und veranlaßte ihn, auf seinem Posten zu sein.

Er hatte kaum Platz genommen, als die Glocke, die über der Tür angebracht war, von neuem klingelte, und diesmal mit ausdauernder Gewaltsamkeit.

„Da wird Suſſe sein,“ sagte Franz Möller aus der Tiefe seines Korbstuhls. „Wir haben verabredet, uns hier zu treffen.“

Jörgen Berg öffnete.

Eine jüngere, weißgeschminkte Dame mit einer ziegelroten Perücke schlüpfte atemlos herein, als sei sie verfolgt worden. Nachdem sie die Tür hastig ins Schloß geworfen hatte, blieb sie stehen und lauschte, während sie stumm allen mit der Hand zuwinkte.

„Sagt mir doch, Kinderchen ... habt ihr die Polizei hier im Hause?“ fragte sie schließlich.

„Wie kommst du darauf?“

„Ich hörte jemand die Treppe hinter mir dreinschleichen. Könnt ihr wohl raten, wer es war? Cajus Bang! Ich weiß, daß er eine Anstellung in einem Privat-Detektivbureau hat, seit er aus dem Zuchthaus gekommen ist.“

„Dann schnüffelt er dir gewiß nach, Susse," sagte Jörgen Berg und lachte. „Seid ihr nicht mal gute Freunde gewesen?"
„Ach Gott – das war damals, als der liebe Herrgott noch ein unkonfirmierter Junge war," erwiderte sie und trat jetzt in die Stube hinein. „Das fehlte auch noch, daß er die Frechheit haben sollte! . . . Guten Abend, Maja! . . . Ich gratulier auch zu den Fünfhundert! Das gefällt euch wohl, wie? . . . 'n Abend, A. B. D.! – Und du, Schnuckelchen! Du prächtiger Junge! 'n Abend!"
Die letzte Anrede galt dem dicken Möller, der, ohne sich aus seiner Ruhestellung zu erheben, kaltblütig seine berühmte Person ihrer stürmischen Umarmung überließ. Die Dame gehörte übrigens auch zu den bekannten Erscheinungen der Stadt. Sie war die sehr beliebte Tingeltangelsängerin Susse Frederiksen, unter Freunden die „Freude des Volkes" genannt.
Erst jetzt entdeckte sie Mads Vestrup, der ganz für sich auf einem Sofa an der Wand saß. Sie starrte ihn eine Weile überrascht an, dann wandte sie sich mit einem ungenierten Lachen nach den andern um.
„Gott, wer ist denn das? . . . So ein drolliger Anders Tiköb!"
Jörgen Berg packte sie unsanft beim Arm und flüsterte: „Bist du verrückt, Mädel! Das ist ein Pastor!"
„Ein Pastor? Wie kommt der hierher?"
Im selben Augenblick hörte man ein leises Pochen an der Tür. Es klang, als wenn ein Bettler da draußen stehe und die Herzen mit seiner Bescheidenheit rühren wollte.
„St! Das ist Cajus!" sagte Fräulein Frederiksen, und ihr Mund nahm einen strengen Ausdruck an. „Daß du ihn nicht hereinläßt, Jörgen!"
Der Komponist war unschlüssig. Er sah sich fragend nach den andern um, die alle verstummt waren. Frau Maja saß gleichgültig da, beide Ellenbogen auf dem Tisch, im Begriff, sich eine Zigarette anzuzünden. Franz Möllers fette Hand hatte inne-

gehalten mitten in der Ausbesserung seiner sorgfältig arrangirten Napoleonslocke, die der zärtliche Erdrosselungsversuch der Freundin in Unordnung gebracht hatte. A. B. D. Carlsens Gesichtsausdruck aber war sonderbar. Er saß, schwer vornübergebeugt, die Arme auf dem Tisch, und paffte mächtig aus einer Zigarre. Vor ihm stand schon ein halbgeleertes Whiskyglas. Die Zigarre ragte aus dem rechten Mundwinkel in die Höhe. Das entsprechende Auge hielt er infolge des Rauchs geschlossen. Mit dem andern, das weit aufgesperrt war, starrte er unverwandt zu der Sängerin hinüber, und der Blick glühte.

Das verzagte Klopfen wurde wiederholt, aber niemand brach das Schweigen. Jetzt ertönte auch die Glocke, und Susse Frederiksen griff krampfhaft Jörgen Berg in den Rockärmel, um zu verhindern, daß er an die Tür ging.

„Du unterstehst dich nicht und läßt ihn ein!" flüsterte sie. „Ich will nicht mit einem Schnüffler zusammen sein, und wenn er auch tausendmal mein Freund gewesen ist!"

Nach einer Weile hörten sie den Mann da draußen langsam die Treppe hinab verschwinden.

Aber nun bereute Jörgen Berg seine Hartherzigkeit und begann, sich selbst und die andern auszuschelten, obwohl er Cajus Bang gar nicht kannte und nichts weiter von ihm wußte, als daß er einmal Berichterstatter beim „Fünften Juni" gewesen war und mit einem falschen Wechsel Pech gehabt hatte.

„Wir hätten ihn doch so gut auffordern können, hereinzukommen. Was schert es uns eigentlich, daß er gesessen und Papiertüten gekleistert hat? Unser Geld hat er doch nicht verjuxt!"

„Jetzt wollen wir nicht mehr von ihm sprechen," erklärte Fräulein Susse. Sie setzte sich auf den Schoß ihres Freundes, der sie ein wenig mißtrauisch über den Kneifer hinweg angesehen hatte.

Aber jetzt erhob sich A. B. D. Carlsen schwankend und schlug auf den Tisch, so daß die Gläser tanzten.

„Pfui Teufel! Daß du dich nicht schämst, Susse! Denn du

weißt am allerbesten, wo die viertausend Kronen geblieben sind, um deretwillen Cajus gesessen hat. Wenn du was anderes sagst, so will ich – A. B. D. – mit zwei erhobenen Fingern schwören, daß es ausgesunkene Lügen sind! Die beiden seidenen Kleider, die Cajus dir geschenkt hat, kannst du doch nicht vergessen haben. Oder die Diamantohrringe und das Armband – wie? Und du entsinnst dich auch wohl noch des Abends, wo du dich so schweinemäßig in Champagner betrankst, daß du die Teller und Gläser und den ganzen Mist mit den Beinen vom Tisch runter fegtest, so daß Cajus hinterher eine Rechnung von einhundertfünfundzwanzig Kronen für zerbrochenes Geschirr bekam."

„Jetzt solltest du lieber deinen Mund halten, kleiner A. B. D.! ... Sonst kriegst du ja doch man bloß deinen Krampfanfall im Zwerchfell," spottete die Sängerin, den Arm um den Hals des Freundes. Und kaum hatte sie das gesagt, als wirklich ein krampfhaftes Hicksen ihn unterbrach und er sich setzen mußte. Aber schon im nächsten Augenblick fuhr er wieder auf, nahm sein Glas und verkündete, Cajus sei ein Gentleman vor Gott.

„Mag er ein Dieb und ein Zuchthäusler in den Augen der Menschen sein! Ich achte und ehre Cajus als guten Kameraden. Er war einmal mein Freund, und was später zwischen uns gekommen ist, kann einerlei sein. Aber die großen Schurken da draußen ... die Blutsauger des Volkes ... die ordengeschmückten Gauner und professionellen großen Diebe ..."

Er wollte trotz des Hicksens fortfahren, aber Frau Maja, die neben ihm saß, zog ihn an den Rockschößen auf den Stuhl nieder. Fräulein Susse hatte versucht, ihn mit einem schallenden Gelächter zu übertäuben, und ihr dicker Freund sekundierte, indem er wie eine Ziege meckerte. Auch Jörgen Berg fand es jetzt aus Rücksicht auf den fremden Gast an der Zeit, ihm den Mund zu stopfen. Sie hatten alle den braven A. B. D. gern, der den jungen Künstlern durch seine kleinen Notizen über sie im „Fünften Juni" manchen Dienst leistete. Aber wenn er

seine sentimentalen Rückfälle in die Anarchistenlyrik vom Jahre neunzig bekam, so fanden sie ihn unausstehlich und geboten ihm regelmäßig durch Heulen Einhalt.
Während der Zänkerei, die jetzt entstand, setzte sich der Komponist auf das Sofa zu Mads Vestrup, dessen Anwesenheit die andern allmählich fast vergessen hatten. Er war die ganze Zeit hindurch völlig stumm gewesen, aber hinter der Brille bewegten sich die aufmerksamen Augen.
Jörgen Berg hatte die Angewohnheit, die Leute mit seinen eigenen Angelegenheiten zu unterhalten. Er erzählte Mads Vestrup, was dieser übrigens seiner Aussprache sofort angehört hatte, daß er Füne sei, aus der Nyborger Gegend. Seine künstlerische Laufbahn hatte er begonnen, indem er bei den Bauernfesten in seinem Heimatsort zum Tanz aufspielte, und er schilderte alle die Widerwärtigkeiten und Verfolgungen, gegen die er auf seiner Künstlerlaufbahn, die nach seiner Darstellung ein Martyrium ohnegleichen in der Musikgeschichte war, hatte kämpfen müssen.
Währenddessen hatte Fräulein Susse angefangen, mit ihrem Freund zu flüstern, um etwas über den sonderbaren Pastor, und wie er hierher gekommen war, zu erfahren.
„Herr du meines Lebens ... mit Bauernweibern!" hörte man sie sagen, als Franz Möller erzählt hatte, was er von Mads Vestrup und der Veranlassung zu seiner Verabschiedung zu wissen meinte.
Sie wandte sich interessiert um, in der Absicht, den Mann recht in Augenschein zu nehmen.
„Daß der Pastor gewesen ist!" flüsterte sie. „Er sieht ja auch wirklich aus wie so ein richtiger Bulle vom Lande!"
Lächelnd erhob der Freund einen warnenden Zeigefinger. Da aber schlang sie beide Arme um ihn und bedeckte sein dickes Gesicht mit Küssen.
„Ach, du süßes, süßes Fettlamm! Ich hab dich ja so lieb, daß ich dich mit allen Kleidern auffressen könnt!"

Drüben auf dem Sofa war Jörgen Berg in seiner Erzählung jetzt bis zur Schilderung seines Besuchs im Legatbureau gediehen, wo man ihm am Vormittag das Geld ausbezahlt hatte.
„Hinter der Schranke saß so ein alter Kerl mit blauer Brille und roter Nase. ‚Was wollen Sie?' sagte er. ‚Ich bin Jörgen Berg,' sag ich. – ‚Ja, was wollen Sie?' – ‚Ich bin der Komponist Jörgen Berg.' – ‚Ja, zum Teufel auch, was wollen Sie?' – Dann übergeb ich ihm das Schreiben, das ich vom Vorstand bekommen hab. – ‚Haben Sie Legitimationspapiere bei sich?' – Ich heraus mit meinem Taufschein und meinem Pockenschein und meinen Militärpapieren. ‚Ist das genug?' sag ich. ‚Denn sonst hab ich auch noch 'n Paar alte Hosen zu Haus und 'n Haufen Liebesbriefe.' Da hätten Sie mal das Gesicht sehen sollen, das er aufsetzte. Er schleuderte mir das Geld vor Wut man so auf den Tisch hin. Einen Fünfhundertkronenschein. Kleineres Geld hätten sie nicht, sagt er. Das sollt so recht großschnauzig klingen!"
Er holte den Schein aus einer alten Brieftasche heraus, um ihn Mads Vestrup zu zeigen. Dann wollten auch die andern ihn sehen. Der braune Lappen ging von Hand zu Hand, wurde auf der rechten Seite und auf der Kehrseite untersucht und gegen das Licht gehalten. Und einen Augenblick strich es über sie alle hin wie ein Hauch aus dem Schlaraffenland.
„Ja!" sagte Jörgen. „Es ist sonderbar, wenn man bedenkt, daß ich für einen solchen Fetzen halbschmutzigen Papiers eine Reise nach Rom machen und die Messe in der Peterskirche hören und über Paris und London zurückreisen kann. Das ist doch ein Erlebnis! Sonst freilich . . . Verdammt dies lausige Geld! Das wichtigste ist, daß die Herren Professoren und Konferenzräte jetzt also gezwungen gewesen sind, mir das Legat zu geben. Ein musikalischer Idiot wie Professor Martens hat zu Kreuze kriechen und mein Talent anerkennen müssen. Das bedeutet doch etwas – nicht wahr? Das Geld kann einem schließlich schnuppe sein!"

„Stell dich nicht so an, Jörgen!“ sagte seine Frau. „Wie unzählige Male hast du den Schein nicht schon herausgeholt, bloß um ihn zu besehen? Aber das fehlte auch noch, daß wir uns nicht über das Geld freuen sollten!“

„Hab ich das gesagt? Es ist herrlich, sich mal als Millionär zu fühlen,“ sagte er und schlug sich auf die Brusttasche, wo die Banknote wieder verwahrt lag. „Das erste, was wir kaufen, Maja – weißt du, was das ist? Ein neuer Hut für dich! Ich will dich nicht länger mit dem alten Bonnie sehen! Aber gleichviel ... Die Hauptsache für mich ist, daß ich jetzt die alten Buckeldromedare gezwungen habe, mich anzuerkennen. Ich wollt bloß, meine Mittel erlaubten mir, ihnen die Fünfhundert wieder in das Gesicht zu werfen und zu sagen: Ich bedanke mich, meine Herren! Ich habe erreicht, was ich wollte. Das Geld schenk ich Ihnen! Leben Sie wohl!“

„Pah!“ sagte Frau Maja höhnisch. „Ihr Künstler nehmt immer den Mund so voll. Und dabei ist doch keiner so hinterm Gelde her wie ihr. Ihr solltet lieber schweigen mit all dem Unsinn von Idealen und eurer Künstlerehre, und wie das alles heißt. Denn keine Menschenseele glaubt euch auch nur einen Deut davon!“

Jörgen Berg stand mit gesträubter Mähne mitten im Zimmer, die Hände in die Westentaschen gesteckt. Es währte eine Weile, bis er antwortete. Das Lächeln war von seinem Gesicht geglitten. Statt dessen saßen da zwei tiefe Falten zwischen den Brauen.

„Gelten deine schönen Bemerkungen auch mir? Denn in dem Fall möcht ich dich doch daran erinnern, wer vor einiger Zeit eine größere Szene machte, weil ich mich auf das bestimmteste weigerte, die Treppen des Professors von wegen des Legats blank zu treten. Oder wollte ich etwa durchaus, daß Sivertsen im ‚Fünften Juni‘ heruntergemacht werden sollte, weil er mit zu den Bewerbern gehörte? Du kannst ja A. B. D. danach fragen, er sitzt ja neben dir!“

Frau Maja erwiderte nichts. Sie legte nur den Kopf in die Hand und zuckte die schönen Schultern.

„Es ist ja auch noch gar nicht lange her, daß du einen andern Beweis dafür erhieltest, daß ich nicht an Geldgier leide!"

„Meinst du das mit dem Lotterielos? Na, lieber Jörgen, das hab ich dir bereits gesagt, auf den Leim kriech ich nicht. Ganz meschugge bist du doch gottlob noch nicht geworden!"

Jetzt wurden die andern neugierig. Was war das mit dem Los? Spielten sie in der Lotterie? Hatten sie was gewonnen? – fragten sie durcheinander.

„Maja!" sagte Jörgen warnend. „Du sagst kein Wort! – Das ist ein Familiengeheimnis, Kinderchen!"

„Nein, du hast selbst angefangen, dann können die andern es auch ebensogut wissen," sagte Maja und erzählte, daß Jörgen neulich in Wut geraten sei, weil sie ein halbes Los in der Klassenlotterie genommen habe.

„Und könnt ihr raten, warum? Er wär bange – sagte er –, daß wir das große Los gewinnen könnten!"

„Na – so ein Blödsinn!" sagte Fräulein Susse. „Daß das sein Ernst nich is, kannst du doch begreifen, Maja!"

„Aber ich sage dir, es sollte für Ernst g e l t e n. Ihr könnt ihn ja selbst fragen. Er hat, weiß Gott, das Los in tausend Stücke zerrissen und in den Ofen gesteckt. Wenn das nich Anstellerei is, weiß ich wirklich nich, was es is."

Jetzt sahen sie Jörgen alle mit großen Fragezeichen in den Augen an. Er war wieder an den Tisch getreten, um sich zu rechtfertigen.

„Seht ihr, ich setz den Fall, daß wir wirklich das große Los gewinnen . . . – oder auch nur ein halbes Hunderttausend . . . Ja, wenn ich durch meine Arbeit, durch meine Kunst reich würde, zum Beispiel durch eine Oper, die über alle Bühnen Europas ginge . . . das wäre eine andere Sache. Aber auf Grund eines dummen Glückzufalles zu siegen . . . mit Hilfe

eines Lotteriegewinnes, der ebensogut dem ersten besten Idioten in den Schoß hätte fallen können . . ."
Fräulein Susse und A. B. D. unterbrachen ihn mit einem Indianergeheul, und der dicke Karl Möller hob wieder an, wie eine Ziege zu meckern.
„Nein, hören Sie mal!" sagte der letztere, der ein Auge auf die Frau seines Freundes geworfen hatte, und bei dem außerdem der Anblick des Fünfhundertkronenscheins den Blutdurst des Neides und der Schadenfreude wach gerufen hatte. „Ich muß Frau Maja wirklich recht geben . . . das ist denn doch zu arg! Daß du dich weigern solltest, ein halbes Hunderttausend einzustreichen, nur weil es ein Lotteriegewinst ist . . ."
„Das hab ich ja nicht gesagt! Gerade weil ich weiß, daß ich nicht Charakterfestigkeit genug besitze, um so viel Geld von mir zu weisen, und mich lieber selbst um den Triumph bringe, will ich nicht spielen. Ich wünsche das Glück nicht als Geschenk zu erhalten. Ich will es mir schon selbst holen. Nur immer ruhig!"
Erneuter Lärm schlug von allen Seiten an seine Ohren, und Frau Maja sagte: „Da könnt ihr selber hören . . . Ich begreife nicht, daß du dastehen und so was sagen magst. Du meinst ja nicht ein Wort davon."
„So! Das habe ich doch bewiesen, sollt ich meinen! Du hast doch selbst erzählt, daß ich das Los zerrissen und verbrannt habe."
„Na, das hatte nun freilich nicht so viel auf sich," sagte Frau Maja – sie stützte wieder beide Ellenbogen auf den Tisch und zündete sich eine Zigarette an. – „Ich hatte die Nummer ja aufgeschrieben. Und das wußtest du recht gut, lieber Jörgen! Du brauchst nicht zu glauben, daß du mir was vormachen kannst!"
Ihr Mann sah sie eine Weile schweigend an. Sein bleiches Gesicht mit den harten Zügen hatte einen müden und hoffnungslosen Ausdruck angenommen.

„Mit andern Worten, du beschuldigst mich, hier zu stehen und zu lügen und Komödie zu spielen. Bist du dir wohl ganz klar darüber, Maja? Ist dies wirklich dein Ernst?"

„Laß uns nicht mehr darüber reden," sagte sie. „Es fängt allmählich an, mich zu langweilen, Jörgen!"

„Du sollst mir antworten!" schrie er plötzlich wütend und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Was ihr andern von mir denkt, ist mir völlig schnuppe. Aber du, Maja, du glaubst also allen Ernstes, daß ich hier stehe und prahle. Glaubst du das? Ja oder nein? . . . Du sollst mir antworten!"

Frau Maja sandte ihm einen wütenden Blick zu und sah sich verlegen im Kreise um.

„Daß du dich nicht schämst, Jörgen! Dazustehen und dich so anzustellen, während hier Besuch ist. Du solltest ein wenig in die Luft gehen. Das tut dir gewiß not!"

Allmählich begannen auch die Gäste die Situation reichlich drückend zu finden. Fräulein Susse warf Jörgen eine Kußhand zu, um ihn milder zu stimmen und ihn zum Schweigen zu veranlassen. Nur Franz Möller freute sich und bemühte sich, das Feuer zu schüren.

„Lieber Freund!" sagte er mit asthmatischer Miene. „Dein Rednertalent nützt dir nichts, Jörgen Berg. Wie kannst du nur an einem Freudentag, wie der heutige, so halsstarrig sein!"

„Halt du dein Maul," fertigte Jörgen ihn ab, ohne die Augen von seiner Frau zu wenden. „Dich hat keiner nach deiner Meinung gefragt. – Aber jetzt ist mir das Ganze übrigens einerlei! Ihr könnt meinetwegen gern über mich lachen. Geniert euch, bitte, nicht!"

Er drehte sich auf dem Absatz um und schlenderte davon, die Hände in den Hosentaschen. Gleich darauf aber kehrte er zurück, nahm den Fünfhundertkronenschein abermals aus der Brieftasche und hielt ihn seiner Frau über den Tisch hin.

„Du sollst ihn haben! Da! Du kannst damit machen, was zum

Kuckuck – du willst. Ich will ihn nicht mehr sehen. Du kannst dir einen Hut und einen Muff und ein seidenes Kleid dafür kaufen oder hundert Nachttöpfe – ganz wie es dir beliebt! Da, nimm ihn doch!"

Ohne sich zu rühren, sah ihn Frau Maja starr mit einem verächtlichen Blick an.

„Du solltest ihn lieber nehmen! Er könnte sonst leicht in Rauch aufgehen, so wie das Los. Dann würdest du am Ende glauben, daß ich nicht geldgierig bin."

„Nimm ihn ihm doch weg, Maja!" rief Fräulein Susse. „Der verrückte Mensch!"

Aber Frau Maja rührte sich nicht. Sie sah ihm unverwandt starr in die Augen, mit einem Blick voll Trotz und Haß.

„Ich gebe dir noch zehn Sekunden Bedenkzeit," sagte Jörgen und zog seine Uhr heraus. „Eins – zwei – drei – vier."

Bis zu diesem Augenblicke hatte niemand als Frau Maja geglaubt, daß er Ernst aus seiner Drohung machen würde. Aber jetzt fuhren sie alle mit einem Schrei auf. Jörgen hatte die Banknote an das Lampenlicht gehalten, und bei dem Worte „zehn" zündete er sie an. Selbst Franz Möller kam im Nu auf die Beine. Mads Vestrup hatte Jörgen beim Arm gepackt, und Carlsen, so betrunken er auch war, stand auf wackelnden Beinen und blies wie ein Rasender in die Luft hinauf, um zu löschen. Aber mit seinen Riesenkräften hielt der Komponist sie sich alle vom Leibe, während er triumphierend das flammende Papier hoch in die Höhe hob. Einen Augenblick später flatterte es als Asche zu Boden.

Es folgte eine dumpfe Stille. Dann warf sich Fräulein Susse mit einem hysterischen Lachen in den Stuhl, und Carlsen, der auf einmal nüchtern geworden war, bekam einen von seinen unheimlichen Anfällen, unter denen er vor Kälte zitterte. Er setzte sich hilflos mit klappernden Zähnen hin und mußte Wasser lassen.

Währenddessen stand das Ehepaar einander mit einem Ausdruck

gegenüber, wie ihn Menschen bekommen, wenn sie in Leidenschaft alles um sich her vergessen und nur die wilde Stimme des Blutes hören. Zwei weiße Gesichter mit erstarrenden Mündern ... zwei Totenmasken mit Augen, die lauter schwarze Pupille waren.

„Genügte der Beweis?" fragte Jörgen schließlich und versuchte zu lachen.

„Du glaubst am Ende, daß es mich ärgert!" erwiderte sie. „Nein, da irrst du! Aber es sieht dir ähnlich ... Du Bauernlümmel!"

„Was sagst du! Nimm dich in acht!"

„Bauernlümmel! schrie sie. Und ehe jemand noch Zeit hatte, sich ins Mittel zu legen, fuhr ihr Jörgen in die Haare. Mads Vestrup hatte ihn abermals mit einem kräftigen Griff bei der Schulter gepackt, aber es war nicht möglich, Mann und Frau zu trennen. Frau Maja hatte eins von Jörgens Ohren gefaßt, und nun taumelten sie beide mit einer solchen Gewalt gegen den Tisch, daß die Lampe ums Haar umgestürzt wäre. Einige Gläser fielen um und rollten an die Erde, während der Inhalt sich über den Tisch ergoß.

Franz Möller stand phlegmatisch da, die Hände in den Taschen, und sah zu; Fräulein Susse aber rannte ganz verwirrt in der Stube herum und rief nach der Polizei.

Plötzlich vernahm man eine Kinderstimme. Das sechsjährige Töchterchen des Ehepaars, das nebenan im Schlafraum gelegen und geschlummert hatte, war durch den Spektakel geweckt und stand nun vor dem Vorhang in seinem halbschmutzigen Nachtkleidchen. Vom Licht geblendet, hielt sie die Hände vor die Augen und sagte schlaftrunken: „Was ist hier los, was macht ihr hier?"

Der Klang ihrer Stimme trennte endlich die Eltern. Frau Maja stürzte auf die Kleine zu, nahm sie in die Arme und führte sie mit sich in die Kammer, indem sie den Vorhang hinter sich zuzog.

Auch Jörgen kam wieder zu sich. Mit einem verlegenen Ausdruck sah er sich um, und als er Mads Vestrups fremde Gestalt entdeckte, wandte er sich beschämt ab.

„Geht!" sagte er. – „Geht alle miteinander!"

Während die Gäste sich ankleideten, blieb er am Tisch stehen, ohne aufzusehen und ohne zu sprechen. Er beantwortete auch ihr „Gute Nacht" nicht.

An der Tür hielt Mads Vestrup den dicken Möller zurück und fragte leise, ob es denn angängig sei, daß man die beiden erregten Menschen allein lasse. Aber Möller beruhigte ihn, und als sie hinausgekommen waren, sagte er: „In fünf Minuten sitzen sie eng umschlungen da und weinen ganze Eimer voll Reuetränen. Es ist ein ekelhafter Anblick. Machen wir, daß wir wegkommen."

Unten auf der Straße nahm Fräulein Susse ihren Freund unter den Arm. Als Mads Vestrup auf ländliche Weise auf den Fahrdamm hinausgehen wollte, zog sie auch ihn zu sich heran, um sich mit dem andern Arm auf ihn stützen zu können, und so verdutzt Mads Vestrup auch im ersten Augenblick war, leistete er doch keinen Widerstand, denn er merkte, wie stark sie noch zitterte.

A. B. D. trollte hinterdrein und blieb immer mehr zurück infolge seiner Bemühungen, einen Zigarrenstummel zum Brennen zu bringen.

Fräulein Susse sprach besorgt darüber, wie Jörgen Bergs jetzt fertig werden sollten, denn sie hatten sicher Schulden beim Krämer und beim Bäcker. Aber Franz Möller tröstete sie; Jörgen habe es sicher ebenso gemacht wie damals mit dem Los, und die Nummer aufgeschrieben, dann könne er sich das Geld auf der Bank auszahlen lassen.

„Er muß sich ja immer anstellen!" sagte er, wütend darüber, daß seine Aussichten bei Frau Maja jetzt wahrscheinlich für längere Zeit zu Wasser geworden waren. Er gönnte dem Freund ebensowenig die schöne Frau wie das Legat. Nun wollte

er sich aber dafür schadlos halten, indem er ein Satyrspiel über diese Leute vom Lande schrieb, die in die Hauptstadt kamen und sich als Kraftgenies aufspielten. Er wollte sie wie junge Katzen in einem Meer von Gelächter ersäufen. Schon mehrere Jahre hatte er den Plan zu einem solchen Stück fertig im Kopf gehabt, aber erst heute abend hatte er den richtigen Blutgeschmack im Munde bekommen.

Fräulein Susse meinte, Jörgen Berg sei zuweilen wirklich ein bißchen gestört, und sie erzählte eine Geschichte von ihm, die sie von Maja selbst gehört hatte. Er hatte einmal ein großes Chorwerk komponiert und war beinahe fertig damit, als Maja ihn eines Tages zufällig fragte, wieviel er nun mit der Arbeit verdienen zu können glaube. Da habe er in heller Wut die Noten in eine Schublade geworfen und sie seither nie wieder angerührt.

„Ja, so ist er!"

Franz Möller, der immer ergrimmter wurde, entgegnete nur: „Bluff!"

Mads Vestrup ging stumm dahin und lauschte aufmerksam. Er war selbst tief erschüttert von dem unheimlichen Erlebnis; aber er hatte auf seinen Wanderungen dieselbe verzweifelte Seelennot bei vielen von den losen Vögeln der Landstraße angetroffen, denen er sich angeschlossen und die er liebgewonnen hatte. Er empfand das tiefste Mitleid mit allen diesen armen Blindgeborenen, die in der Finsternis umhergingen und übel dran waren, weil sie vielleicht keine Mutter gehabt hatten, die sie lehrte, die Hände zu falten, als sie noch klein waren. Aber er war nicht empört. Er war um seiner Selbstgerechtigkeit willen gestraft worden und erkannte seine Zusammengehörigkeit mit der ganzen sündigen und leidenden Menschheit. Auch dies zerknüllte Mädchen, das sich in seiner wahnsinnigen Angst an seinen Arm gehängt hatte, rief nur ein brüderliches Gefühl der Betrübnis in ihm wach. Er wollte sogar daran glauben, daß diese Sünderin mitten in ihrer Erniedrigung Gottes Herzen

näher sein könne als manch eine zimperliche und frisch gebügelte Pfarrersfrau, die sich mit ihrer Tugend brüstete.

Sie waren nach Vesterbro gelangt, und das lebhafte Boulevardgewimmel unter den weißen Lichtballons übte sofort seinen Einfluß auf die Gemütsstimmung der Sängerin aus. Sie schüttelte den Schrecken ab und trat in Funktion. Gleich einem Schwan, der in sein Element hinausgleitet, schob sie den Busen vor und genoß den Anblick ihres Spiegelbildes in den weitgeöffneten Mienen der vorübergehenden Herren. Die meisten kannten sie von Ansehen. Einige grüßten sogar. Im übrigen legte die Größe ihres Hutes, die karmoisinrote Jacke und die gemalten Augenbrauen ein hinreichendes Zeugnis von der Art ihres Gewerbes ab.

Auf Mads Vestrup übten das Licht und die vielen Menschen eine ganz entgegengesetzte Wirkung aus. Er ging dahin, die Augen zu Boden geschlagen, und hielt diesem Fegefeuer nur stand, um ihr Vertrauen zu bewahren. Aber er konnte nicht umhin, zu denken, was Stine wohl gesagt haben würde, wenn sie ihn in diesem Aufzug erblickt hätte.

Ein paarmal machte er den Versuch, seinen Arm aus dem ihren zu ziehen, aber sie hielt ihn fest, ja, sie wurde allmählich bedenklich zudringlich in ihren Annäherungen und fing sogar an, ihn du zu nennen. Einmal, als sie im geheimen seinen Arm gedrückt und vergebens darauf gewartet hatte, daß er ihre Liebkosung erwidern sollte, beugte sie sich vor und guckte ihm ins Gesicht hinauf.

„Was für ein Frosch bist du eigentlich? Wie lange bist du schon hier in der Stadt?"

„Ich bin gestern gekommen."

„Herr du meines Lebens, dann bist du ja so unschuldig wie ein neugeborenes Lamm! Weißt du, daß ich vom Ersten an ein Engagement bei Folle Pip in der ‚Taverne' habe? Du kommst doch hin, um mich zu sehen? Er hat ein neues Kostüm aus Papageienseide spendiert. Einhundertzwanzig Kronen, du!

Das hat sich gewaschen, sag ich dir! Dann kommst du doch, was?"
Mads Vestrup sagte: „Nun können Sie ja erst einen Abend kommen und mich hören. Denn ich soll nämlich auch in nächster Zeit in der Stadt hier auftreten."
„Wo denn?"
„Wahrscheinlich im Elysium. Ich soll dort ein paar Vorträge halten."
„Im Elysium! Gott, da hab ich selbst mal gesungen! Worüber wollen Sie sprechen? Es ist doch wohl keine Andacht mit Lichtbildern und dergleichen?"
„Nun können Sie ja selber sehen."
Sie waren auf dem Rathausplatz angelangt. Mads Vestrup blieb stehen, um gute Nacht zu sagen. Im selben Augenblick puffte Franz Möller seine Freundin mit dem Ellbogen und sagte: „Hast du gesehen, wer da ging?"
„Wo?"
Zwei elegant gekleidete Herren gingen in einiger Entfernung mit einer Dame vorüber. Sie kamen aus dem Theater in der Jernbanegade und lenkten ihre Schritte nach dem Hotel Bristol hinüber.
„Wer war das?" fragte Fräulein Susse.
„Erkanntest du ihn nicht? Es war ja der Graf von Monte Christo."
„Wirklich? War das Karsten From?"
„Er hat sich den Schnurrbart abschneiden lassen. Es steht ihm übrigens. Er sieht gar nicht so affektiert aus."
„Kanntest du die Dame?"
„Ja, es war Fräulein Abildgaard. Eine Tochter des verstorbenen Ministers. Sie soll ein bißchen leicht sein."
„Na, Gott mit ihm!" sagte sie, während sie mit langen Blicken den schlanken, blonden Maler verfolgte, bis er zusammen mit der Dame und deren anderm Begleiter – einem kleinen kurzhalsigen Herrn mit hohem Hut – durch die Drehtür des Bristol-Restaurants verschwunden war.

„Wollen Sie also kommen und mich einen Abend hören?" fragte Mads Vestrup, indem er sich verabschiedete.
„Ja – nicht wahr, Franz? Dazu können wir wohl ja sagen. Ich hätte wohl Lust, zu hören, was der Herr zu erzählen haben kann. Auf Wiedersehn, Herr Pastor! Lassen Sie sichs gut gehen!"
Sie winkte ihm mit der Hand, als er ging, und trieb dann weiter an dem Arm ihres Freundes in die Stadt hinein.

V

Der kleine kurzhalsige Herr mit dem hohen Hut, der Jytte über den Rathausplatz begleitete, war ihr Vetter, der Jägermeister, der neugewählte Folkethingsabgeordnete. Sie hatten eine Wiener Operette mit einer törichten Entkleidungsszene gesehen, die in dieser Zeit allabendlich eine Wallfahrt nach dem Theater veranlaßte, ein Wallfahrt jenes Kopenhagens, das nie versagt, wo es sich um eine wirkliche Sensation handelt, – in diesem Fall um eine Schauspielerin in Unterhosen.
Um ihren Vetter, den sie eingeladen hatte, und der selbst wie ein Rasender klatschte, nicht zu betrüben, versicherte Jytte, daß sie sich amüsiert habe.
Mitten während der Vorstellung war Karsten From im Theater aufgetaucht, und da er unmittelbar vor ihnen Platz nahm, war sie sich sofort klar darüber, daß dies kein zufälliges Zusammentreffen war. Im Zwischenakt plapperte der Vetter denn auch heraus, daß er und der Maler verabredet hätten, sich hier zu treffen.
Seit jener historischen Sommerversammlung im Striger Walde, wo sie sich zum erstenmal gesehen, hatte sich zwischen den beiden Männern eine sonderbare Freundschaft entwickelt, die, was den Jägermeister anbetraf, fast den Charakter einer Verliebtheit hatte. Er hatte auch schon ein großes Porträt von sich bei Karsten From bestellt – ein Geburtstagsgeschenk für Frau Wilhelmine.

Im Restaurant hatte er ein größeres Abendessen vorbereitet, und als man zum Nachtisch gelangt war, zu dem eine feine Marke eisgekühlten Madeiras geschenkt wurde, begann er von diesem Bild zu sprechen, zu dem der Maler gerade in diesen Tagen ein paar Entwürfe gemacht hatte. Er erhob sein Glas und huldigte ihm in einer kleinen Rede als einem Gottbegnadeten, den sowohl die Muse der Malerei als auch die des Gesanges bekränzt hatte.

„Lieber Meister! Empfangen Sie meinen tiefgefühlten Dank und mein aufrichtiges Kompliment!"

Jytte, die diese Rede als sie nicht angehend betrachtete, wandte das Gesicht ab, als sie merkte, daß Karsten Froms Augen drüben von der andern Seite des Tisches die ihren suchten. Während die beiden Herren miteinander anstießen, warf sie einen Blick in den dichtgefüllten Saal mit den vielen Damen und Herren in Gesellschaftstoilette, die nach der Theaterzeit hierher gekommen waren.

„Wir machen wohl den Beschluß mit einem Likör zum Kaffee," sagte der Jägermeister nach einer Weile, als der Kellner die Tassen gefüllt hatte. „Was soll es sein, Jytte? Ein unschuldiger Anisette?"

„Für mich nicht das Geringste!" sagte sie sehr entschieden und äußerte Ungeduld, nach Hause zu kommen. Sie fühlte sich nie wohl in einem Restaurant so spät am Abend, wenn die Herren anfingen zu rauchen und allerlei wunderliche Damen mit ihren Kavalieren von der Straße hereinkamen. Und am allermeisten genierte es sie, hier mit Karsten From zusammenzusitzen, den alle Welt kannte. Allerdings war es ihr ziemlich gleichgültig geworden, was die Leute von ihr dachten und glaubten, aber sie hatte doch keine Lust, auf die Liste der tausendunddrei Geliebten dieses Mannes aufgeführt zu werden.

Überhaupt bereute sie es, daß sie sich von dem Vetter hatte überreden lassen, mit hierher zu kommen. Sie hätte sich selbst sagen können, daß From sich ihnen anschließen würde, um so

mehr, als er sich breits früher seines Freundschaftsverhältnisses zu John bedient hatte, um sich „in aller Ehrerbietung bei ihr in Erinnerung zu bringen" – wie er sich ausdrückte.

„Nun, dann müssen wir also deine angenehme Gemeinschaft entbehren!" sagte der Vetter. „Was ziehen Sie vor, From? Einen Chartreuse, Triple sec ... oder einen Meukow 1842?"

Die schönen, dunkelblauen Augen des blonden Malers, die eine Farbe wie Labrador hatten, wandten sich wieder zu Jytte hinüber. Es war, als wolle er sich mit dem Ausdruck ihres Gesichts beraten, ehe er antwortete.

„Ich bin so frei, die Worte des gnädigen Fräuleins zu den meinen zu machen! ... Und es ist auch wohl schon ziemlich spät geworden," fügte er hinzu, wie um sie verstehen zu lassen, daß er ihre Gedanken erraten habe und ihrem Wunsch die schuldige Rücksicht erzeigen wolle.

Zu Jyttes Ärger gelang es ihm wirklich, sie erröten zu machen.

„Ja, dann muß auch ich wohl verzichten!" meinte der Jägermeister und bat den Kellner, die Rechnung zu bringen.

Karsten From, der den ganzen Abend ungewöhnlich stumm und gedämpft gewesen war, bat nun um Erlaubnis, „diese letzten kostbaren Minuten" benutzen zu dürfen, um einen Vorschlag zu machen.

„Sie sprachen vorhin so liebenswürdig von meinen Studien zu Ihrem Porträt. Dabei fiel mir ein, daß wir doch jetzt endlich entscheiden müssen, welche davon benutzt werden soll. Ihnen selbst, lieber Herr Jägermeister, wird offenbar die Wahl schwer. Würde es nicht eine glückliche Lösung der Frage sein, wenn wir das gnädige Fräulein bewegen könnten, das Amt eines Richters zu übernehmen und ein Urteil in der Sache zu fällen?"

Jytte, die beschäftigt war, ihre Handschuhe anzuziehen, hatte Karsten From eine Sekunde mit ihrem Blick gestreift.

Der Jägermeister fand die Idee vorzüglich.

„Du weißt, ich habe die größte Achtung vor deiner Urteilskraft, Jytte! Wilhelmine kann ich ja nicht mitnehmen, da die Sache doch eine Überraschung für sie sein soll. Ich schlage vor, daß ich komme und dich abhole, zum Beispiel morgen. Dann gehen wir zusammen nach dem Atelier, und ich verpflichte mich im voraus, mich deiner Entscheidung zu unterwerfen."

„Das ist natürlich sehr schmeichelhaft für mich. Aber ich darf eine so große Verantwortung nicht auf mich nehmen. Du mußt mich entschuldigen, John!"

„Da ist keine Rede von Verantwortung! Beide Skizzen sind geradezu meisterhaft im Ausdruck, ob du daher die eine oder andere wählst, kann insofern ganz einerlei sein. Darin liegt ja gerade die Schwierigkeit! Nun darfst du aber nicht nein sagen!"

Jytte verstand aus Karsten Froms Schweigen, daß er gespannt auf ihre Antwort war. Das brachte sie auf den Gedanken, daß er ihre Weigerung vielleicht mißverstehen und als Zeichen von Furcht oder Unsicherheit bei ihr auffassen könne. Während sie den Handschuh über den Arm hinaufzog, gab sie sich daher den Anschein, als überlege sie die Sache noch einmal.

„Heute abend kann ich auf alle Fälle nichts versprechen. Es ist mir fast, als hätte ich eine Verabredung. Aber ich kann dich ja immer anklingeln. – Und jetzt möcht ich gern nach Hause, John! Ich fürchte, Mutter bleibt auf und wartet auf mich."

Draußen vor dem Restaurant verabschiedete sich Karsten From ein wenig kurz. Noch ehe Jytte und ihr Vetter in der wartenden Droschke Platz genommen, hatte er sie verlassen.

Der Jägermeister wollte Jytte nicht allein nach Hause fahren lassen. Er wohnte selbst an der Langebro, wo er sich vorläufig in einer möblierten Wohnung eingerichtet hatte. Das kostbare Mobiliar von Storeholt, das schon lange an einen Kopenhagener Althändler verpfändet gewesen war, hatte der Schwiegervater eingelöst und behalten. Durch den Verkauf des Gutes gelangte der Jägermeister jedoch zum erstenmal seit vielen Jahren in

den Besitz einer größeren Summe baren Geldes, und das ganze Leben lag jetzt in einem goldenen Sonnenaufgangsschimmer vor ihm. Wenn er am Morgen im Bett die nach Druckerschwärze duftende Nummer des „Fünften Juni“ auseinanderfaltete und auf seinen eigenen Namen stieß, oder in dem Bericht über eine Theatervorstellung von der „bezaubernden Jägermeisterin Hagen“ und noch obendrein eine Beschreibung ihrer Toilette las, so war ihm das alles wie ein Traum.

Durch den Nebel herab schwebten die Kirchenliedtöne der Rathausuhr. Sie fuhren durch die innere Stadt, wo jetzt nur die lange Reihe der Glühlampen die Fahrstraße beleuchteten. Die Uhr war eins, aber es waren noch immer viele Menschen auf den Bürgersteigen, und ein Wagen nach dem andern jagte an ihnen vorüber.

Jytte saß da und dachte an den Abend vor zwei, drei Jahren, als sie Karsten From zum erstenmal gesehen hatte. Es war in einer großen Abendgesellschaft mit Musik und anderer Unterhaltung. Sie war zusammen mit ihrer Mutter in den Saal getreten; sie standen da und sprachen mit der tauben Dame des Hauses, als sie durch die Tür zu dem daneben liegenden Zimmer einen jungen Modeherrn erblickte, der auf dem Arm eines Lehnstuhls saß und im Begriff war, eine langhalsige Laute zu stimmen. Während der beschwerlichen und formellen Unterhaltung mit der alten Dame, die sich eines Hörrohres bediente, wirkte der Anblick dieses strahlenden blonden Menschen, der mitten in dem trivialen Gesellschaftsgewimmel so sorglos dasaß, ganz von seiner Laute in Anspruch genommen, ein wenig wie eine märchenhafte Erscheinung auf sie. Als er ihr dann später vorgestellt wurde, verlor sich der Zauber. Aber diesen allerersten Eindruck hatte sie nie ganz verwunden, und er war wohl der Grund, weshalb sie immer diese beschämende leichte Unruhe und Furcht in seiner Nähe empfand.

„Findest du nicht auch, daß From höchst bezaubernd ist, Jytte? Wenn man so allein mit ihm sitzt, verliert sich das Affektierte

völlig. Heute abend war es ja ganz natürlich. Und ist es nicht erstaunlich, daß e r ein Kind der Straße ist? Ein Junge aus einem Waisenhaus. Er selbst meint ja, feststellen zu können, daß er der Sohn eines russischen Großfürsten ist, der sich damals in Kopenhagen aufhielt. Das klingt meiner Meinung nach gar nicht so ganz unwahrscheinlich."
Jytte entsann sich, davon gehört zu haben. Es war natürlich Phantasterei, aber sie mußte allerdings zugeben, daß er ganz aristokratische Gesichtszüge und außerordentlich fein geformte, nervöse Hände hatte.
„Weißt du, daß er einen mächtigen Respekt vor dir hat, Jytte? Er spricht immer mit der größten Bewunderung von dir. Ich kann dir zum Beispiel erzählen, daß eigentlich eine Äußerung von dir schuld daran ist, daß er sich nach englischer Mode hat rasieren lassen. Er hatte gehört, du hättest dich in einer Gesellschaft darüber geäußert, wie lächerlich es sei, daß ein Mann einen Schnurrbart trüge, wenn er nicht Offizier sei. Am Tage darauf ging er hin und opferte seinen Moustache. Das hat er mir selbst erzählt. Fühlst du dich nicht geschmeichelt?"
„Unendlich! . . . Aber um von etwas anderm zu reden, John, warum ist deine Frau heute abend nicht mitgekommen?"
„Ach du, sie hat in dieser Zeit soviel um die Ohren! Ich sehe sie fast gar nicht. – Du weißt, sie gehört zu dem Vorstand des Komitees für die große Fächerausstellung, und ich will dir im Vertrauen mitteilen – aber vorläufig kein Wort davon! – daß sie möglicherweise zur Vizepräsidentin der Ausstellung gewählt werden wird. Das wird sich nächste Woche in der Sitzung entscheiden. Die Königin ist ja die Protektrice; also wirst du begreifen, daß sie sich in großer Spannung befindet. Du mußt doch zugeben, daß Wilhelmine den Platz glänzend ausfüllen würde. Sie hat ein Talent, sich zu bewegen, um das manch eine hochadelige Dame sie beneiden kann. Stell sie dir mal bei dem Einweihungsfeste vor! Ich habe natürlich in bezug auf Toiletten carte blanche gegeben!"

Der Wagen bog in die Dronningens Tvärgade ein und hielt einen Augenblick später vor dem alten Patrizierhause, in dem Jytte wohnte. Der Jägermeister half ihr heraus und erhielt ihren Haustürschlüssel.
Während er dastand und an dem Schloß herumtastete, sprach er wieder von Karsten Froms Aufforderung.
„Ich will dich natürlich nicht dazu drängen, aber ich finde eigentlich, du könntest ihm die Aufmerksamkeit gern erweisen. Einer unserer allerersten Künstler! Und mir würdest du also einen großen Gefallen damit tun. Und ich will dir nur sagen, du selbst wirst viel Vergnügen davon haben, sein Atelier zu sehen. Es ist voll von glänzenden Arbeiten. – Aber nun kannst du die Sache ja beschlafen. Ich wollte doch morgen bei euch einsehen. Der Reichstag hat Umzugstagferien, und ich bin mein eigener Herr. Und ich komme dann zum Frühstück."
„Ja, komm du nur! . . . Aber nun mußt du mich wirklich ins Haus hineinlassen, John!"
Auf dem Wege die Treppe hinauf machte sie sich selbst das Geständnis, daß sie gewissermaßen wohl Lust zu dem Atelierbesuch habe. Sie war seit mehreren Jahren in keiner Kopenhagener Kunstausstellung gewesen und kannte überhaupt nicht viel von Karsten Froms Bildern, die so verschieden beurteilt, von vielen in den Himmel erhoben und von andern verworfen wurden. Einige Künstler, die sie im Sommer in Skagen getroffen, hatten ihnen ein sehr schlechtes Zeugnis gegeben, gleichzeitig aber von seiner großen malerischen Begabung gesprochen und bedauert, daß so seltene Fähigkeiten mißbraucht wurden. Das machte sie ein wenig neugierig.
Als sie hinaufkam, war es in allen Zimmern dunkel, aber die Tür zum Schlafzimmer der Mutter stand nur angelehnt, und als sie daran vorüberschleichen wollte, wurde Licht da drinnen angezündet, und die Mutter rief: „Wie spät du doch kommst, Kind! Ich war schon fast unruhig deinetwegen."
Frau Berta hatte sich im Bett aufgerichtet, und ihr Aussehen

erfüllte Jytte mit Schrecken. Worüber andere schon längst mit ihr gesprochen hatten, das sah sie in diesem Augenblick selbst. Ihre Mutter fing an, alt zu werden.
Sie setzte sich auf den Rand des Bettes und nahm ihre Hand, während sie ihr den Grund ihrer verspäteten Heimkehr erklärte. Daß sie mit Karsten From zusammengewesen war, verschwieg sie jedoch, um nicht neue Unruhe bei der Mutter wachzurufen, die ihr erst vor ein paar Tagen vorgeworfen hatte, daß sie vergnügungssüchtig sei und ihren Ruf in Gefahr bringe.
„Wünschst du nicht irgend etwas, liebe Mutter? Soll ich dir eine Tasse Kamillentee machen?"
„Da tut nicht nötig. Jetzt, da ich dich zu Hause weiß, werde ich mich schon beruhigen."
„Hast du den ganzen Abend allein gesessen?"
„Asmus war einen Augenblick hier. Er kam von Enslev, der wieder ein paar Tage gelegen hat. Das kommt jetzt reichlich oft vor."
„Hat er sonst etwas Neues erzählt?"
„Nein. – Ja, das heißt, er habe wieder eine Karte von Dihmer gehabt, erzählte er. Diesmal aus Berlin. Dann ist es mit seinem wunderlichen Umherstreifen nun wohl endlich vorbei."
„Ja, das ist eine weitläufige Reise gewesen," sagte Jytte, und sah nach der Seite, als sie den forschenden Blick der Mutter entdeckte. Sie wußte sehr wohl, daß die Mutter niemals die Hoffnung ganz aufgegeben hatte, sie einmal mit Dihmer verheiratet zu sehen, und der Gedanke quälte sie.
Nach einer Weile erhob sie sich, gab der Mutter einen Gutenachtkuß und ging in ihr Zimmer.
Torben Dihmer in Berlin! . . . Also wohl bald in Kopenhagen! . . . Nun ja! Einmal mußte er ja kommen, dieser gefürchtete Augenblick, wo sie ihm auf der Straße begegnen und sehen würde, wie er den Hut mit einem fremden Gruß vor ihr abnahm, während sie ihrerseits den Kopf mit einem korrekt abgemessenen Neigen beugte, um keine Erregung zu verraten.

Und dabei war er doch noch heutigentages ihr liebster Freund, der einzige Vertraute ihrer Gedanken, bei dem sie in Träumen noch oft all den Jammer des Lebens zu vergessen suchte!
Ob er noch je an sie dachte? Und in dem Fall, mit welchen Gefühlen? Diese Frage umsummte sie unaufhörlich wie eine Mücke, wenn sie in ihren schlaflosen Nächten, die Hand unter dem Nacken, dalag und phantasierte ... nicht mehr darüber, wie sich die Zukunft gestalten würde, sondern wie sie sich hätte gestalten *können*, falls ... ja, falls sie selbst und so vieles andere in dieser verzweifelten Welt anders gewesen wäre!
Sie entkleidete sich langsam und ging zu Bett. Aber trotz des Pulvers, das sie vorher genommen hatte, konnte sie nicht einschlafen. Ihre Nerven waren in bebender Unruhe. Sie mußte jeden Augenblick das Kopfkissen umdrehen, um die Wangen zu kühlen. Aber schließlich war es ebenso sehr Karsten From wie Torben Dihmer, der sie wach hielt. Was wollte er von ihr? Was war seine Absicht mit dieser erneuten Nachstellung? Bildete er sich ein, Eindruck auf sie machen zu können, weil so viele andere Damen ihn in all seiner Narrheit unwiderstehlich fanden? – Aber das war ihr übrigens gänzlich gleichgültig! Sie wollte John jetzt ganz offen sagen, daß sie sich in Zukunft Karsten Froms Gesellschaft verbat. Mochten sie beide darüber denken, was sie wollten. – –
Drinnen im Wohnzimmer schlug die Uhr drei.

VI

Karsten Froms früheste Erinnerungen knüpften sich an ein viertes Stockwerk in einer der ärmlichsten Nebengassen Vesterbros. Hier wohnte vor einer Reihe von Jahren eine Familie, mit der es abwärts gegangen war, so daß sie schließlich hier in dem Kopenhagener „Whitechapel" strandete.
Der Mann, der einst davon geträumt hatte, ein großer Opernsänger zu werden, verdiente sein Brot durch allerlei zufällige kleine Beschäftigungen ringsumher in der Stadt. Unter

anderm saß er drei Abende in der Woche am Billettschalter eines der Tanzlokale Vesterbros, und hier hatte er seinerzeit seine Frau kennen gelernt. Ihre Mutter – eine alte Kupplerin – war in demselben Lokal bei der Garderobe angestellt, und sie selbst hatte damals schon zwei Kinder als Erinnerung an eine leichtsinnige Jugendzeit. Aber es geschah, daß das große, bleichfette, rosenrot geschminkte Mädchen, das an allen Fingern kostbare Ringe trug, sich in den muntern kleinen Billettverkäufer verliebte, der fast doppelt so alt war wie sie und nicht schöner als eine Scharbe. Und so groß war ihre Zuneigung zu ihm, daß sie sich trotz der Armut, in die sie auf Grund der Vermehrung der Kinderschar schnell gerieten, doch nie von den vielen Bestrebungen der Mutter, sie dem einträglichen Kaperleben wieder zuzuführen, versuchen ließ.

In dem Hause, wo die Eheleute wohnten, waren sie für die vielen andern ärmlichen Bewohner wegen ihres verliebten Wesens zu einer Fabel geworden. Jeden Morgen, wenn der Mann nach seinem Platz bei einem Porzellanhändler in der Istedgade ging, wo er Vormittagsbote war, begleitete ihn die Frau in ihrer Nachtjacke auf die Treppe hinaus, und hier blieb sie, über das Geländer gebeugt, stehen, um ihm während des Hinabsteigens zuzuwinken und die Kußhände zu erwidern, die er ihr von jedem Treppenabsatz zuwarf. Es lag hierin vielleicht ein wenig professionelle Gewohnheit aus ihren galanten Mädchentagen, aber sie dachte nicht darüber nach. Sie folgte nur der Eingebung ihres dankbaren Herzens dem Manne gegenüber, der sie aus dem Schmutz gezogen und ihren Kindern eine anständige Mutter gegeben hatte.

Die kostbaren Ringe, seidenen Unterröcke, Straußenfedern und die Pariser Schuhe mit den hohen Absätzen waren längst zum Trödler gewandert, und sie hatte allen Herrlichkeiten Lebewohl gesagt, ohne zu seufzen. Ihre Natur aber konnte die Liebe nicht umwandeln. Solange sie etwas zu verkaufen hatte, oder sich auch nur Kredit bei den Kaufleuten in ihrer Gegend ver-

schaffen konnte, tischte sie einen Überfluß von Speisen auf, pfropfte die Kinder voll Essen oder steckte sie ins Bett und kaufte Wein und leckere Sachen, um sich daran gütlich zu tun, den Arm um den Hals des Mannes geschlungen.
Allmählich verschwand denn auch das meiste von der Einrichtung beim Pfandleiher, und schließlich wanderten die Sonntagskleider denselben Weg, um Brot und Fett ins Haus zu schaffen.
„Was sollen die Lappen!" sagte sie. „Wenn meine Angehörigen nichts von mir wissen wollen, dann können sie es bleiben lassen. Wenn du mich bloß lieb hast, Augustinus!"
Nach einigen glücklichen Jahren wurde der Mann eines Tages krank vom Kirchhof nach Hause gebracht, wo er an gewissen Tagen im Monat einen der fest angestellten Leichenträger vertrat. Im Laufe der Nacht starb er. Vierzehn Stunden saß seine Frau auf dem Rand des Bettes und heulte vor Kummer. Naturmensch, der sie war, schrie sie ihren Schmerz in alle Winde hinaus, so daß man es über die ganze Straße hören konnte. Fremde Nachbarn mußten sich der Kinder annehmen und Anstalten machen, daß die Leiche aus dem Hause kam, und beim Anblick des Sarges sprang sie auf und stürzte sich aus dem Fenster. Sie hatte immer gesagt, sie wolle im selben Grabe liegen wie Augustinus. Und so geschah es nun.
Das war Karsten Froms Mutter. So war das Heim seiner Kindheit. Er war der jüngste der beiden blonden Jungen, die die Mutter mit in die Ehe gebracht hatte – „die beiden kleinen Lehnsgrafen" pflegte der muntere Stiefvater sie zu nennen.
Eine wirkliche Erinnerung an seine Eltern oder an die Katastrophe, die über das Heim hereinbrach und sie ins Waisenhaus führte, hatte Karsten From nicht bewahrt. Aus seiner ersten Kindheit tauchten nur gleichgültige und alltägliche Begebenheiten blitzartig auf, die aus irgendeiner unerklärlichen Ursache von dem Gedächtnis gehegt worden waren. Es war ihm ergangen, wie es den meisten mit ihren frühesten Eindrücken aus

dem Leben geht, wo die bedeutungsvollsten Erlebnisse in Vergessenheit verschwinden, während die Erinnerung an eine tote Fliege und ihr feierliches Leichenbegängnis auf dem Fensterbrett bis in ein hohes Alter treulich bewahrt wird.
Wenn Karsten From überhaupt etwas von seinen Eltern wußte, so war das nur, weil er sich durch ein privates Auskunftsbureau Nachrichten verschafft hatte. Im übrigen aber beschäftigte diese dunkle Vergangenheit ihn nicht so sehr, wie seine Freunde meinten, weil er zuweilen selbst davon sprach. Die Melancholie in seinen schönen Augen hatte auf alle Fälle auch eine andere Ursache, die er niemandem anvertraute.
Er wußte sehr wohl, daß er als Künstler Bankrott gemacht hatte, und da er gewohnt war, Zwanzigtausend im Jahre zu verbrauchen, konnte sich mitten während seines frohen und festlichen Genießens ein unheimlicher Stammgast bei ihm einstellen – die Angst vor dem Tage, an dem die ordensgeschmückten und tiefausgeschnittenen Rangpersonen sich einen andern Günstling unter der wolfsheulenden dänischen Künstlerschar wählten.
Es war gerade in diesen Tagen ein Warnungsruf an sein Ohr gedrungen. Gelegentlich einer Nachlaßauktion, wo eines seiner Porträts nur einen niedrigen Preis erzielte, hatte eines der kleinen Blätter boshaft bemerkt, daß „Herrn Kunstgroßhändler Karsten Froms Stern offenbar im Sinken begriffen sei", und infolge dieses Witzes war er trotz Jytte Abildgaards Anwesenheit den ganzen Abend stumm gewesen. Jyttes andauernde Kälte hatte ihn noch niedergeschlagener gemacht.
Als er vor dem Restaurant gute Nacht gesagt hatte, war er durch die innere Stadt nach Hause gegangen.
Unterwegs kam er an dem populären Künstlercafé „Die Lichtputzschere" vorüber, das in einem niedrigen Mezzanin an einer Straßenecke lag. Es war einstmals auch seine Stammkneipe gewesen, er hatte sie aber seit vielen Jahren nicht mehr besucht, weil er überhaupt allen Verkehr mit seinen ehemaligen

Freunden und Kunstgenossen aufgegeben hatte; sie grüßten ihn nicht einmal mehr, wenn sie ihm auf der Straße begegneten.
Ihm kam jetzt der Einfall, da hinauf zu gehen. Was ihn dazu trieb, war ihm selbst nicht klar, aber er gab sich überhaupt selten die Mühe, seine Beweggründe zu untersuchen, folgte in der Regel einer Eingebung, nur aus Lust zu sehen, was dabei herauskommen würde.
Das Lokal war schon halb dunkel und fast leer. Die Lampen über den meisten Sofas waren ausgelöscht. Seine Vermutung, daß er frühere Freunde treffen würde, bestätigte sich indessen. Um ein paar zusammengerückte Tische am Eckfenster saßen ein Dutzend Damen und Herren, die er alle kannte.
Die Wirkung seines Erscheinens entsprach auch ziemlich genau seinen Erwartungen. Die ganze Gesellschaft, die, als er hereinkam, recht laut gewesen war, verstummte plötzlich und starrte ihn so unbeweglich an wie eine Panoptikumgruppe.
Da war sogar Karl May, schwarz und haarig wie ein Pudel, und neben ihm Leif Knudsen mit seinem Giraffenhals. Außerdem der Bildhauer Oluf Bojesen mit seinen beiden Zwillingsgeliebten, und sein eigenes altes Modell Susse Frederiksen mit Franz Möller.
Beim Anblick des letzteren verzog sich sein Mund unwillkürlich zu einem Lächeln. Er wußte, daß der dicke Dichter, dessen Muse ihm beständig so treulos war, Mitarbeiter an derselben kleinen Mittagszeitung geworden war, die die Bemerkung von seinem sinkenden Stern gebracht hatte, und sich hier, wie so manch anderer Hahnrei der Literatur und Kunst, an seinem glücklicheren Nebenbuhler rächte, indem er den kritischen Buhmann spielte. Und nicht nur den Parnaß berannte er mit seinen Hörnern, auch die Pfleger der bildenden Künste wurden oft arg mitgenommen, wenn sie das Unglück gehabt hatten, seinen Neid zu erregen.
Mit Hut und Überrock setzte sich From gleichgültig auf eines der Sofas, bestellte ein Sodawasser und zündete sich eine Zi-

garette an. Als der Kellner ihm eingeschenkt hatte, leerte er sofort das Glas, zahlte und entfernte sich, als sei er nur gekommen, um seinen Durst zu löschen.
Noch ehe er ganz zur Tür hinaus war, hörte er Franz Möller meckern. Karl May sagte: „Adieu, Durchlaucht!" Und Susse Frederiksen stimmte ihr bekanntes schallendes Gelächter an.
Auf dem Höjbroplatz nahm er ein Auto, und eine Viertelstunde später lag er in seinem großen französischen Mahagonibett und zog die seidene Decke über die Ohren.
Aber gegen seine Gewohnheit schlief er nicht gleich ein. Das Zusammensein mit Jytte Abildgaard regte Gedanken in ihm an, die ihn fast ebenso lange wach hielten, wie Jytte im Dunkeln daliegen und fabeln mußte.
Die Verachtung seiner ehemaligen Freunde nahm er leicht. Er beneidete sie nicht um ihre Bodenkammerglückseligkeit, geschweige denn um den Ehrgeiz, der sie veranlaßte, das Leben hindurch in Armut und selbstverleugnender Arbeit Sklavendienste zu verrichten und sie mit der Hoffnung auf einen gnädigen Nachruf in dem Konversationslexikon der Zukunft vertröstete. Aber er dachte daran, daß seine Künstlerlaufbahn am Ende doch eine andere hätte werden können, wenn er eine Frau wie Jytte Abildgaard früher kennen gelernt und ihre Freundschaft gewonnen hätte.
„Herrn Karsten Froms Stern ist offenbar im Sinken begriffen." – Es war ihm, als höre er aus der Ferne die Sterbeglocken zu seinem eigenen Begräbnis läuten. In zehn, vielleicht schon in fünf Jahren war der Stern erloschen. Und er war doch erst fünfunddreißig Jahre alt!
Vor ein paar Tagen hatte er, als er durch die Vesterbrogade fuhr, einen Schimmer von Cajus Vang erblickt. Der arme Bursche, der eben aus dem Zuchthaus entlassen war, hatte sich mit krummen Knien an der Häuserreihe entlang geschlichen in einem häßlich grünbraunen Anzug, der aussah, als sei er in einem Trödlerladen gestohlen.

So einen Menschen begriff er nicht. Wenn einmal die Katastrophe über ihn hereinbrach, wollte er schon wissen, den Schlag mit blitzschneller Hand zu parieren. Niemand sollte ihn gedemütigt sehen! Eine lustige Karnevalsnacht für den letzten Hundertkronenschein, und dann ... Adieu la compagnie! Leb wohl, du ausgelassenes und sentimentales Kopenhagen, du schnell aufgeschossene Provinzstadt! Du Weltstadt in den Flegeljahren! Leb wohl, du herrliches Federbuschgewimmel der Östergade, ihr üppigen Frauen und schlanken Mädchen, lebt wohl! Lebewohl, Jytte Abildgaard, du unbefleckte Jungfrau, meine einzige unglückliche Liebe!
Rideau!

Berechtigte Übertragung
von Mathilde Mann.

Druck der Piererschen Hofbuch-
druckerei in Altenburg (S.-A.).

Henrik Pontoppidan: Hans im Glück. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. Vierte Auflage. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. Geheftet M. 14.–; in Pappbänden M. 20.–; in Ganzleinen M. 26.–

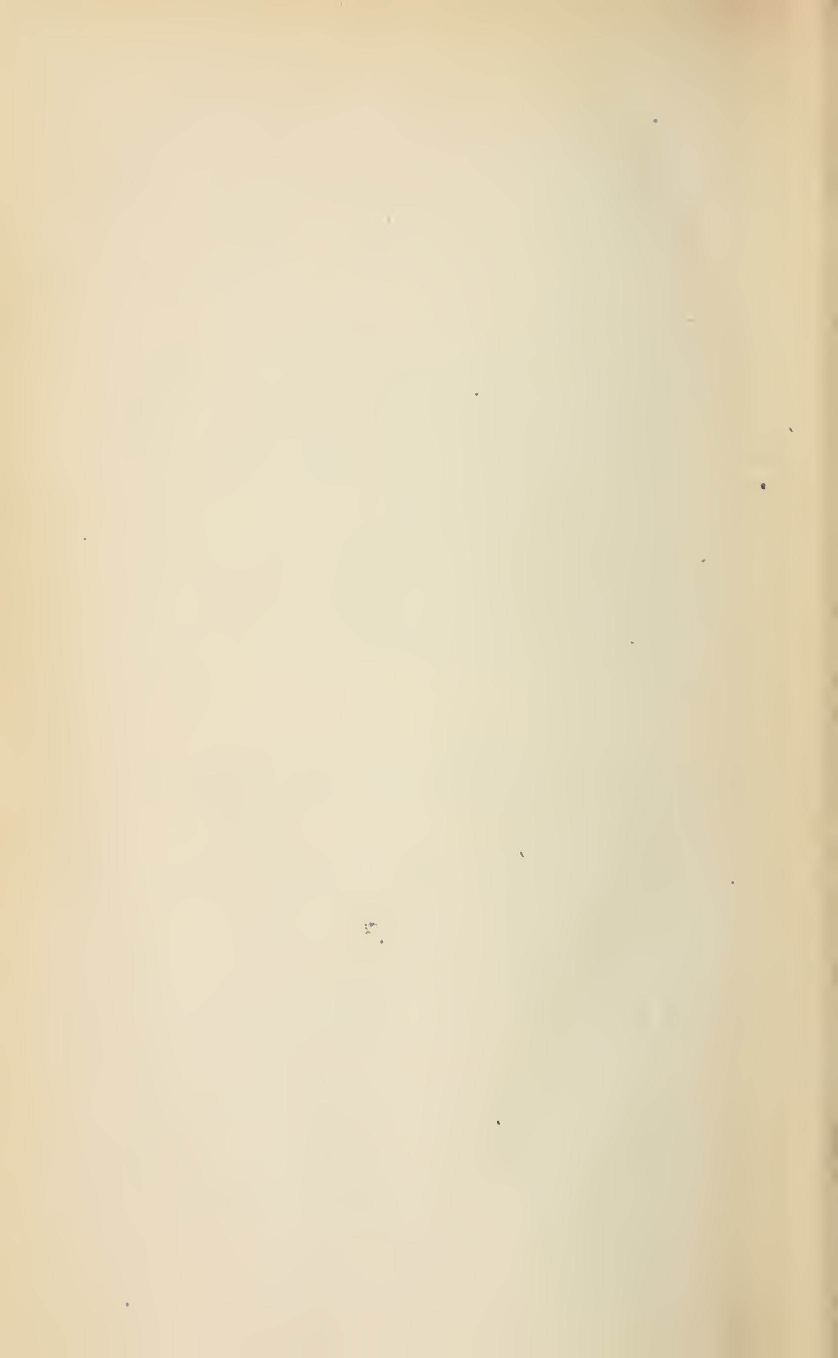
„Eine figurenreiche Bühne voll wechselnder Schauplätze — Kopenhagen, Berlin, Rom, — voll bewegter Handlung, erfüllt von wirtschaftlichen, kulturellen, gesellschaftlichen Interessen, zolaistisch anfangs in der Generationsspiegelung und dann, in überschauender Schicksalsführung, vom äußeren Weltbild zu den Tiefen und Verborgenheiten eines Menschenlebens leitend — solches tut sich in Henrik Pontoppidans Roman „Hans im Glück" auf. Man liest den ersten Band mit einem angespannten, aber kalten Gehirninteresse, ein Sansara-Buch mit dem Dröhnen und Brausen des äußeren Lebens ist er. Man bemerkt den besonderen Zug, hier einmal nach den vielen Dichtungen des Traumes, des Gedankens und der Gefühlsschwingung, eine Dichtung vom tätigen Leben zu geben. Gegen die Kunst, das Ästhetische und Feinnervige reckt sich muskelhaft und mit der ungebrochenen Robustheit eines jungen Barbaren Wille und Energie moderner, die Elemente bändigender Technik. Und dem leisen, spürenden, weiblich-empfindlich-empfänglichen Ästhetentum wird der Ingenieur gegenübergestellt, mit seinen großzügigen Kanalprojekten, ein struggler for life, ein Machtspekulant, eine Eroberernatur."

Neue Rundschau

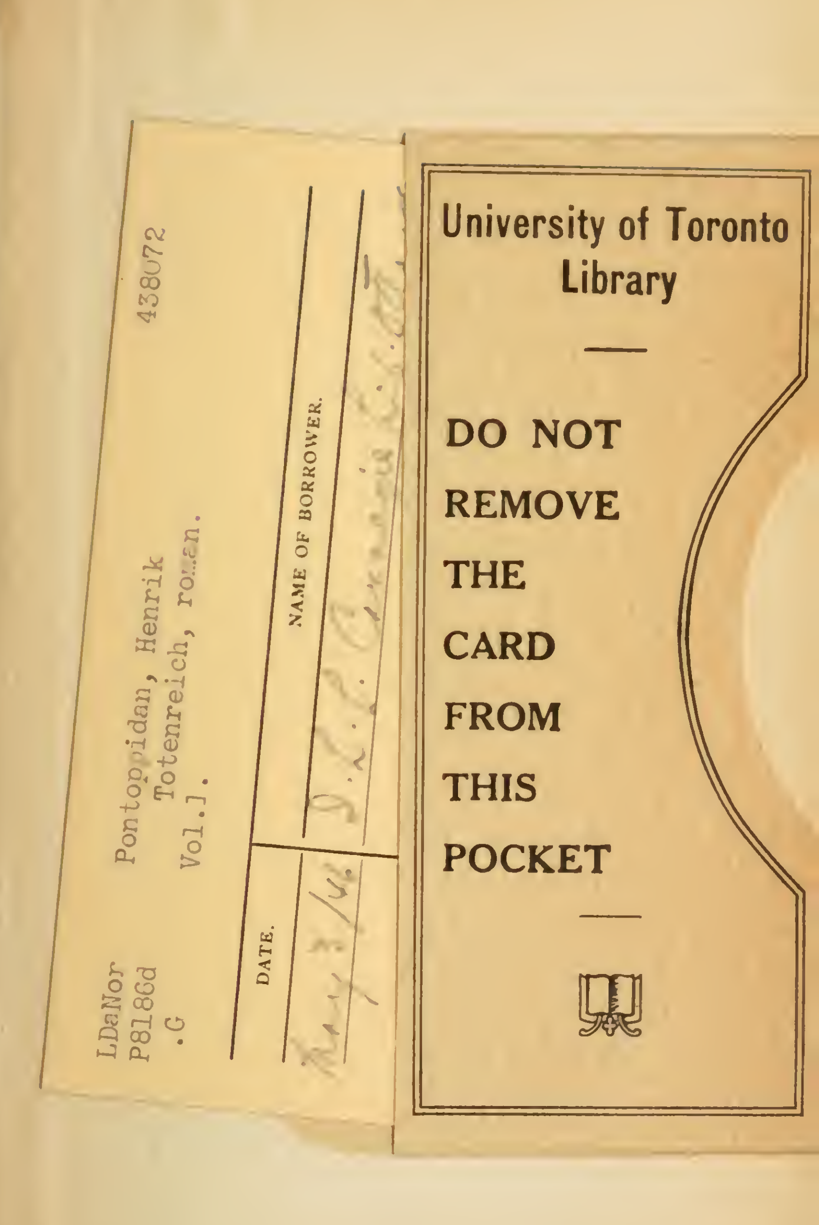
Martin Andersen-Nexö: Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von Mathilde Mann. 4.–13. Tausend. Geheftet M. 12.–; in Halbleinen M. 20.–

Pelle, das Arbeiterkind, ist der Messias der Enterbten; in ihm verkörpern sich die Leiden, die Not und die Qualen, das Erwachen, das Kämpfen und Siegen des Proletariats. Unter Irrungen und Wirrungen ringt er sich empor zum Führer, und trotz Haß, Not und Kerker dringt er siegbaft durch. Es ist ein Werk, in welchem das Leben pulsiert, eine Schöpfung voll Wucht und Kraft, ein glühendes Bekenntnis zum Sozialismus. Seit Tolstois Romanen aus der großen Welt hat es kaum einen so unbestochenen, wahrheitsmutigen Poeten gegeben, dessen Inneres so überströmend voll von Welt und Wirklichkeit war. Und auch die unpathetische Sprache eines reinen Herzens hat Andersen-Nexö vor den meisten voraus, die diesen Stoff ergriffen haben.
Was die tiefen Dichter aller Zeiten ihrer Mitwelt waren — Künder unserer geheimen Sehnsucht nach dem Besseren! — eben das will auch Andersen sein. Darum zeigt er uns am Schicksal und Lebensgang eines typischen Menschen unserer Zeit den Geist der ganzen Klasse und Zeit; sein Roman von Pelle dem Eroberer ist das Epos des Gesellschaftsgedankens, wie er im modernen Proletariat lebt.








University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
438072
LDaNor
P8186d
.G
Pontoppidan, Henrik
Totenreich, roman.
Vol.1.
DATE.
NAME OF BORROWER.

